Süd-Amerika
Brasilien

Ft. o. 448/2. Geogr.

Gpo1

Reisen

im

Inneren Brasiliens,

besonders

durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte.

Von

Georg Gardner,
Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon.

Aus dem Englischen
von
M. B. Lindau.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS

Inhalt.

Seite

Achter Abschnitt 1

Von Oeiras nach Paranaguá. Der Palast des Präsidenten von Piauhy. Aufnahme bei demselben. Die Stadt Oeiras. Ihre Bevölkerung. Ihr Handel mit der Küste. Mangel an Flußverbindung. Ausfuhrartikel. Klima und Krankheiten. Der Barão de Parnahiba. Seine Macht. Geschichte dieses merkwürdigen Mannes. Hilfsquellen der Provinz. Staatsgüter. Ein Aufstand und dadurch veränderter Reiseplan. Beabsichtigte Reise nach Süden durch Goyaz und Minas Geraës. Aufbruch von Oeiras. Beschreibung des Landes. Chapadas. Meiereien für Viehzucht. Einfangen der Rinder. Pombas. Algodoes. Golfes. Retiro Alegre. Genipapo. Canavieira. Unsere Reisegesellschaft. Urusuhy. Prazeres. Eine Familie von Piauhy. Flores. Rapoza. Ankunft in Paranaguá.

Neunter Abschnitt 49

Von Paranaguá nach Natividade. Aufbruch nach Paranaguá. Saco da Tanque. Carrapatos, eine Qual für Reisende und Thiere. Die Serra da Batalha und de Matto Grosso. District Rio Preto. Raubüberfälle der Cherentes. Santa Rosa. Uebergang über den Rio Preto. Os Geraës. Die Chapada da Mangabeira. Die indianische Mission Duro. Schilderung dieser Indianer. Ihre Lebensweise. Cachoeira. Die Serra do Duro. Uebergang über den Fluß Manoel Alves. Ankunft in Almas. Galheiro morto. Morhinos. Ueberfluß an wildem Honig. Verschiedene Arten von Bienen. Nossa

Seite

Senhora do Amparo. Unglücksfälle. Mato Virgem. Kröpfe. Die Sclaven eines Geizigen. Sociedade. Arrayal da Chapada. Natividade.

Zehnter Abschnitt 103

Von Natividade nach Arrayas. Die Stadt und ihre Bevölkerung. Tracht und Sitten. Klima. Krankheiten. Kröpfe als allgemeines Uebel. Ausflüge in das Gebirge. Geognosie und Vegetation desselben. Besuch im Arraial da Chapada. Aufbruch von Natividade. San Bento. Ankunft in Arraial de Conceiçao. Seine Bevölkerung. Abermals Kröpfe und wahrscheinliche Ursachen derselben. Barra und Uebergang über den Rio da Palma. Santa Brida. Aufenthalt in Sapè. Thiere und Pflanzen der Umgegend. Villa de Arrayas. Geognostischer Charakter der Umgegend. Klima und Erzeugnisse. Krankheiten. Nachrichten von der Annäherung der Rebellen. Versammlung der Nationalgarde. Vorbereitungen zum Aufbruch.

Elfter Abschnitt 151

Von Arrayas nach Romão. Aufbruch von Arrayas. Wahl des Weges über die Serra Geral. Gamelleira. Bonita. San Domingo. San João. San Bernardo. Unterirdische Flüsse. Boa Vista. Die Umgegend und ihre Erzeugnisse. Capella da Posse. San Pedro. San Antonio. Dòres. Riachão. Vampyre. San Vidal. Heuschreckenschwärme. Nossa Senhora d'Abbadia. Campinhas. Pasquada. San Francisco. Uebergang über den Fluß Carynhenho und Eintritt in die Provinz Minas Geräes. Die Gegend. Ein Kampf mit einem Ameisenbären. Capão de Casca. Herabsteigung von der Serra Aráras. San José. Rio Claro. Boqueirão. Santa Maria. Espigão. Taboca. San Miguel. Der Fluß Urucuya. Riachão. Ankunft in San Romão. Die Stadt und ihre Einwohner. Sitten. Der Rio de San Francisco und seine Fische.

Seite

Zwölfter Abschnitt 208

Von San Romão nach dem Diamanten-District. Aufbruch von San Romão. Guaribas. Geraës Velhas. Espigão. Caisára. Cabeceira. Villa de Formigas. Eine Nachricht über den Betrüger Douville. Botanischer Reichthum der Umgegend. Biados. Bomfim. San Eloi. Sitio. Die Goldgräberei Lavrinha. Der Fluß Inhacica. As Vargems. Registo do Rio Inhahy. Vassoras am Flusse Jiquitinhonha. Eine Diamantengrube. Sogenannte Diamanten-Formation. Arraial Mendanha. Ersteigung der Serra de Mendanha. Duas Pontes. Ankunft in der Cidade Diamantina, der Hauptstadt des Diamanten-Districts. Lage der Stadt. Bevölkerung. Temperatur. Erzeugnisse der Umgegend. Diamantengruben, früher Monopol, jetzt Allgemeingut. Die Diamantengräber. Vorrechte der Sclaven. Gesundes Klima. Schöne Frauen. Krankheiten. Loyalität der Einwohner.

Dreizehnter Abschnitt 272

Von Cidade Diamantina nach Ouro Preto. Aufbruch. As Vorbas. Das Arraial do Milho. Tres Barras. Die Cidade do Serro, früher Villa do Principe. Tapanhuacanga. Retiro do Padre Bento. Ein deutscher Schmied und sein Eisenhammer. Escadinha. Morro de Gaspar Soares und zwei andere Eisenwerke. Ponte Alta. Itambé. Onça. Ponte de Machado. Eis. Ankunft in Cocaes. Die englische Bergwerkgesellschaft. Unfreundliche Aufnahme, San João do Morro Grande und Gongo Soco. Gastfreundliche Aufnahme und Besuch in den Goldbergwerken. Geognostische Beschaffenheit derselben. Morro Velho. Seit zwei Jahren die ersten Briefe aus der Heimat. Das Dorf Congonhas de Sabará. Der Bergbau daselbst. Die Stadt Sabará. Das Bergwerk Cuiabá. Serra da Piedade und do Curral del Rey. Aufbruch von Morro Velho. Villa de Caeté. S. José de

Seite

Morro Grande. Barra. Brumado. Die Serra do Caraça. Cattas Altas. Inficcionado. Bento Rodriguez. Camargos. San Caëtano. Die Stadt Marianna. Die Serra de Itacolumi. Das Arraial da Passagem. Die Stadt Ouro Preto, früher Villa Rica. Ihre Lage, Bevölkerung. Ein Collegium. Botanischer Garten.

Vierzehnter Abschnitt 321

Von Ouro Preto nach Rio de Janeiro und zweite Reise in das Orgelgebirge. Aufbruch. San Caetano. Arraial do Pinheiro. Piranga. Filippe Alvez. Pouzo Alegre. Ein nächtliches Gewitter. Arraial das Mercês. Chapeo d'Uva. Entre os Morros. Uebergang über den Rio Parahybuna und Eintritt in die Provinz Rio de Janeiro. Paiol. Villa de Parahyba. Der Fluß Parahyba und seine Fähre. Padre Correa. Corrego Seco. Der Paß der Serra d'Estrella. Großartige Aussicht nach der Hauptstadt, ihrem Hafen und der Umgegend. Fahrt zu Wasser nach Rio und Ankunft. Absendung aller Sammlungen nach England. Ein neuer Ausflug in das Orgelgebirge. Ersteigung des höchsten Gipfels. Eine Reise in's Innere. Die Serra do Capim. Monte Caffé, Santa Eliza. Sapucaya. Porto d'Anta. Uebergang über den Rio Parahyba. Barra do Louriçal. San José. Porto da Cunha. Cantagalla. Novo Friburgo, die Schweizercolonie. Rückkehr nach March's Fazenda. Annehmlichkeiten des Aufenthaltes im Orgelgebirge.

Fünfzehnter Abschnitt 362

Maranham. Rückkehr nach England, Schluß. Einschiffung nach England, Maranham. Die Stadt, ihre Bevölkerung, ihre Gebäude und ihre Betriebsamkeit. Geognostisches. Alcantara. Abfahrt nach England. Seetang, seine Ausdehnung und sein Ursprung. Fliegende Fische. Ankunft in England. Schlußbemerkung.

Achter Abschnitt.

Von Oeiras nach Paranaguá.

Der Palast des Präsidenten von Piauhy. Aufnahme bei demselben. Die Stadt Oeiras. Ihre Bevölkerung. Ihr Handel mit der Küste. Mangel an Flußverbindung. Ausfuhrartikel. Klima und Krankheiten. Der Barão de Parnahiba. Seine Macht. Geschichte dieses merkwürdigen Mannes. Hilfsquellen der Provinz. Staatsgüter. Ein Aufstand und dadurch veränderter Reiseplan. Beabsichtigte Reise nach Süden durch Goyaz und Minas Geraës. Aufbruch von Oeiras. Beschreibung des Landes. Chapadas. Meiereien für Viehzucht. Einfangen der Rinder. Pombas. Algodoes. Golfes. Retiro Alegre. Genipapo. Canavieira. Unsere Reisegesellschaft. Urusuhý. Prazeres. Eine Familie von Piauhy. Flores. Rapoza. Ankunft in Paranaguá.

Mit Empfehlungsbriefen an den Barão de Parnahiba, den Präsidenten der Provinz Piauhy, versehen, erkundigte ich mich bei meiner Ankunft in Oeiras zunächst nach dessen Wohnung, und ein Soldat zeigte mir den Weg dahin. Der sogenannte Palacio liegt auf dem höchsten Theile der Stadt und hat, aus einem einzigen Stockwerk bestehend, ein ganz gewöhnliches Ansehen. Vor der Thüre stand eine Schildwache, ein wahres Jammerbild. Es war ein junger Mulatte in der Uniform der Linien=

truppen, die aber ganz so aussah, als wäre sie seit sechs Jahren nicht von seinem Leibe gekommen. Seine Zeuchmütze war alt und schmierig, seine blaue, halb aus Fetzen, halb aus Löchern zusammengesetzte Jacke stand offen und zeigte die entblößte Brust — denn ein Hemd besaß er nicht — seine Beinkleider waren nicht viel besser als diese Jacke, und die nackten Füße staken in einem Paar alter, hinten niedergetretener und an den Zehen durchlöcherter Schuhe, so daß ich ihn ohne seine Flinte und seine militairische Haltung jedenfalls für einen Bettler gehalten haben würde. Vor dem Hause waren Steinplatten gelegt, auf welche, indem ich Halt machte, die Vorderfüße meines Pferdes zu stehen kamen; aber ehe ich ein Wort hervorbringen konnte, fiel mir die Wache in die Zügel und stieß mein Thier in die Straße zurück. Ich stieg ab und war im Begriff, nach der Thüre zu gehen, als ich, den Fuß auf das Pflaster setzend, eine ähnliche Behandlung erfuhr, wie mein Pferd, und dabei die Weisung erhielt, daß der Eintritt in den Palast Niemandem gestattet sei, der Stiefeln mit Sporen trage. Letztere wurden augenblicklich beseitigt, und nachdem ich gefragt, ob ich sonst noch etwas zu thun hätte, wurde ich endlich eingelassen.

In der Vorhalle trat mir ein Diener entgegen, der mich fragte, ob ich mit Sr. Excellenz zu sprechen wünsche, und, als er erfuhr, daß ich Briefe abzugeben hätte, mir mittheilte, daß er dieselben dem Präsidenten zu überreichen

verpflichtet sei. Ich wartete eine Viertelstunde in der Vorhalle und wurde dann in ein großes, mit zwei kleinen Tischen, einem Sofa und einigen Stühlen ausgestattetes Gemach gewiesen. Fünf Minuten später erschien der Präsident mit meinen Briefen in der Hand und bat mich, ich möchte ihm gestatten, dieselben zu lesen, sowie seine Hauskleidung entschuldigen, die er, wie ich vernahm, der großen Hitze wegen trug. Es war ein Negligé, wie es in dieser Provinz ziemlich allgemein ist, und bestand aus einem dünnen, weißen, baumwollenen Hemde, das über einem Paar fast nur bis an das Knie reichender Beinkleider von demselben Stoffe hing; die nackten Füße staken in alten Pantoffeln, und um den Hals trug der Barão mehre Rosenkränze mit Crucifixen und anderen goldenen Angehängen.

Während er meine Briefe las, konnte ich nicht umhin, den Mann zu betrachten, dessen Name im nördlichen Brasilien bekannter ist als irgend ein anderer, und der sich durch die despotische Verwaltung der Provinz, der er als Präsident vorsteht, den Beinamen des „Francia von Piauhy" erworben hat. Er war von kleiner, gedrungener Gestalt, aber nicht eben wohlbeleibt, und aus seinem Gesichte sprach ein weit höherer Grad körperlicher und geistiger Regsamkeit, als bei Leuten seines Alters in Brasilien gewöhnlich ist, denn er stand bereits in seinem siebenzigsten Jahre. Sein Kopf war auffallend groß und, nach

phrenologischen Grundsätzen beurtheilt, hinten und vorn sehr schön abgewägt, aber in der Gegend der moralischen Anlagen nur mangelhaft ausgebildet und sehr breit zwischen den Ohren. Im Gespräche hatten seine Züge einen boshaften, unangenehmen Ausdruck, obgleich sie gewöhnlich mit einem halb gezwungenen Lächeln überzogen waren. Nachdem er meine Briefe mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte, begann er mit mir ein Gespräch über den Zweck meines Besuchs in Piauhy, aber ich konnte ihm durchaus nicht begreiflich machen, daß meine Sammlungen einen anderen Zweck hätten, als in Arzneien oder Färbestoff verwandelt zu werden; daß man die Erzeugnisse der Natur auch noch in anderer Absicht, als bloß in Bezug auf ihre Nutzbarkeit für den Menschen studiren könne, war ihm unerklärlich. Sobald er vernahm, daß ich einige Zeit in der Stadt verweilen wollte, sandte er einen Diener ab, um ein leeres Haus für mich zu suchen, und da dieses kein Geräth enthielt, so war er so freundlich, mich mit zwei Stühlen, einem Tische und einem großen irdenen Wasserkruge zu versehen.

Oeiras, die Hauptstadt der Provinz Piauhy, liegt in einem großen Kessel, der ungefähr eine Legoa breit und fast ganz von einer unterbrochenen Kette niedriger, aus einem weichen, weißfarbigen Sandstein bestehender Berge umschlossen ist. Bis zum Jahre 1724, wo es zum Range einer Stadt erhoben ward, führte Oeiras den

Namen Villa da Mocha und zwar nach einem kleinen, dicht an ihr vorüberziehenden Flusse, der das ganze Jahr hindurch einen reichlichen Wasservorrath enthält, aber in der trockenen Jahreszeit bedeutend mit Salpeter geschwängert ist. Sie ist unregelmäßig gebaut und besteht hauptsächlich aus einem großen Platze und einigen auf dessen Süd- und Westseite auslaufenden Straßen. Die Einwohnerzahl übersteigt nicht viertausend Seelen, und darunter sind, mit Ausnahme der Regierungsbeamten, die mit europäischen Waaren handelnden Krämer die ansehnlichsten. Der größere Theil dieser Kaufmannsgüter kommt von Maranham und wird in großen Kanoen den Rio Itapicuru hinauf nach Cachias*) und von dort mit Lastpferden nach Oeiras geschafft; einen anderen Theil bringt man auf dieselbe Weise aus Bahia, aber die Entfernung ist viel zu bedeutend, als daß solche Unternehmungen sonderlich lohnen könnten; was von dorther kommt, wird von Viehtreibern befördert, die alljährlich dahin zu Markte ziehen. Zuweilen läuft in den Rio Canindé, Oeiras gegenüber, ein einzelnes, mit Salz beladenes Fahrzeug ein, das aus Villa da Parnahiba, einer blühenden Küstenstadt am östlichen Ufer eines bedeutenden gleichnamigen Flusses kommt, welcher die Provinzen Maranham und Piauhy trennt und auf welchem diese Schifffahrt bewerkstelligt wird. Ein

*) In Brasilien Caxias geschrieben.

Schiff dieser Art erschien auch während meiner Anwesenheit, aber es hatte zu dieser Reise, die ungefähr hundert Legoas beträgt, ziemlich drei Monate gebraucht. Eine solche Fahrt läßt sich nur während der Regenzeit, wenn der Fluß angeschwollen ist, unternehmen, und dann hat letzterer eine so mächtige Strömung, daß man das Schiff fortwährend mit Bootshaken hinauftreiben muß. Bei einem so bedeutenden Aufwand an Zeit und Kräften kann eine Speculation dieser Art nur selten erheblichen Gewinn bringen. Herr Sturz, brasilianischer General-Consul in Preußen, hat neuerlich den Plan in Anregung gebracht, diesen Fluß mit einem kleinen Dampfschiff zu befahren, aber es läßt sich kaum erwarten, daß die Sache zur Ausführung kommen werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die mittlen und südlicheren Theile der Provinz nie sehr bevölkern, da man in Folge der alljährlichen, bedeutenden Dürre, welcher sie unterworfen sind, weder Baumwolle noch Zucker in ihnen bauen kann. Die einzigen Ausfuhrartikel sind Vieh und Häute, und diese letzteren würden demnach für die Fahrt stromabwärts die alleinige Ladung dieses Dampfbootes ausmachen. Was die Einfuhr europäischer Güter anlangt, so ist nicht zu erwarten, daß sich der Handel so bald von Maranham nach Parnahiba ziehen werde. Außerdem aber ist der Fluß, wie bereits erwähnt, nur während der Regenzeit schiffbar und würde dann bei seiner heftigen Strömung und den vielen

Sandbänken, welche sein Bett enthalten soll, immer nur eine langsame und beschwerliche Fahrt gestatten.

Die Stadt besitzt drei Kirchen, deren zwei, obgleich schon bedeutend alt, noch unvollendet sind. Außerdem gibt es in ihr noch verschiedene andere öffentliche Gebäude, als ein Gefängniß, eine Kaserne, ein Provinzial-Versammlungshaus, eine städtische Camara und ein Krankenhaus, aber von allen diesen verdient nur das Gefängniß einige Beachtung, das eben vollendet und unter der Leitung eines deutschen Architekten erbaut worden war, welcher, von der Regierung beschäftigt, schon seit mehren Jahren in dieser Provinz sich aufhält. Es hat, wie noch zwei andere Gebäude in der Stadt, zwei Stockwerke, wovon das untere zu Gefängnissen und einer Corrections-Anstalt, das obere zu einem Gerichtshof eingerichtet ist. Am nördlichen Ende der Stadt steht ein schönes großes Gebäude, das jetzt in Trümmer zerfällt, — das ehemalige Jesuiten-Collegium.

Die verschiedenen Jahreszeiten zeigen sich in diesem District sehr regelmäßig, und man hält das Klima nicht gerade für ungesund, obgleich es hier wenig alte Leute gibt. Im October fallen gewöhnlich einige Regengüsse, die eigentliche Regenzeit aber beginnt erst zu Anfang Januar und dauert bis zum Mai. Während dieser Monate treten häufig sehr starke und lange anhaltende Gewitter ein, und es fehlt bei diesen Gelegenheiten nicht an Unfällen. Wir sahen zwischen Crato und Oeiras mehre große, vom Blitz zerschmetterte

Bäume, und während meines Aufenthaltes in Oeiras wurde mir erzählt, daß ein von einem kirchlichen Feste nach seinem Landhause heimkehrender Fazendeiro seine Frau und seine Kinder mit einigen Sklaven, die er vorausgesendet, unterwegs vom Blitze erschlagen gefunden habe. Die Monate Mai, Junius und Julius sind die angenehmsten; die Regengüsse haben dann aufgehört, die Natur hat sich mit einem frischen grünen Gewande geschmückt, und ein in dieser Jahreszeit herrschender Südostwind durchweht die Luft mit lieblicher Kühlung. Später aber tritt eine gewaltige Veränderung ein; das ganze Land erhält allmälig ein verwelktes und vertrocknetes Ansehn; Gras und Kräuter verdorren, und Bäume und Sträucher verlieren ihre Blätter. Um diese Zeit hört auch der kühlende Südostwind auf, und die Luft wird so heiß, daß Niemand aus dem Hause geht, der nicht dazu gezwungen ist.

Die vorherrschenden Krankheiten in der Stadt und ihrer Umgebung sind Wechsel- und bösartige Fieber, besonders zu Anfang und zu Ende der Regenzeit; nach den Regenmonaten und während der Dauer jenes Südostwindes sind Brustleiden und Ophthalmieen nicht ungewöhnlich, wovon letztere entweder durch unzweckmäßige Behandlung oder durch Vernachlässigung sehr oft in Erblindung übergehen. Am häufigsten aber wurde ich wegen Dyspepsie zu Rathe gezogen, von deren verschiedenartigen Formen dieses Volk am meisten heimgesucht ist. Nicht minder häufig sind Asthma und Lähmung. Zur

Zeit meines Besuches war Oeiras so glücklich, zwei Aerzte und eine Apotheke zu besitzen, welche letztere aber nur mangelhaft ausgestattet war. Der ältere dieser beiden Aerzte, Senhor José Luiz da Silva, ein verständiger liebenswürdiger Mann, der mir vielfache Gefälligkeiten erwiesen hat, bekleidete das Amt eines „Cirurgião môr" und war Vorstand eines kleinen Hospitals, wo fast ausschließend Militairpersonen verpflegt wurden. Portugiese von Geburt, hatte er in seiner Jugend als Wundarzt in der portugiesischen Marine gedient, lebte aber jetzt schon seit sechs und dreißig Jahren in Oeiras. Der andere, ein junger in Bahia erzogener Brasilianer von wenig Kenntnissen und unliebenswürdigem Charakter, wurde einige Monate nach meiner Abreise auf der Straße ermordet. Beide behandelten nun zwar alle vorkommenden Krankheiten, keiner aber hatte die Geschicklichkeit und daher auch keiner den Muth, eine ernstliche Operation zu unternehmen, obgleich mehre Fälle schon lange diesen ärztlichen Beistand erfordert hatten. Es war mir daher vielfache Gelegenheit geboten, meine Kunst zu üben, und die bedenklichsten Fälle dieser Art waren drei Staaroperationen und eben so viel Steinschnitte. Von ersteren gelang mir nur eine, und daß ich den Blinden wieder sehend gemacht, wurde von dem schlichten Volke wie ein Wunder besprochen. Meine drei Blasensteinoperationen vollbrachte ich dagegen mit dem glücklichsten Erfolge, und es waren diese drei Fälle überdieß die einzigen dieses Leidens, die mir auf

meiner ganzen Reise begegnet sind. Der erste dieser Patienten war ein außerdem ganz gesunder freier Neger von dreißig Jahren, und ich erstaunte über die Schnelligkeit, womit seine Wunde heilte; aber es ist dieß, wie man gefunden hat, bei Leuten seiner Farbe eine gewöhnliche Erscheinung; der zweite war ein Mulatte, der in einer kleinen Palmenhütte der Vorstadt wohnte, und beide thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um mir ihre Dankbarkeit zu beweisen, und würden mit Freuden ihre ganze Habe geopfert haben, hätte ich sonst etwas von ihnen annehmen wollen; der dritte, ein Mann von fünf und vierzig Jahren und einer der angesehensten Kaufleute der Stadt, war neun Jahre früher von dem Oberwundarzte wegen Verengung der Harnröhre behandelt worden, und in Folge eines unzweckmäßigen Verfahrens hatte sich ein Theilchen eines kleinen bleiernen Katheters in die Blase gesetzt und den Kern des Steines gebildet. Ich wurde bei meiner Ankunft von ihm zu Rathe gezogen und sagte ihm, daß er nur durch eine Operation von seinen Leiden zu befreien sei; da er aber sehr furchtsamen Gemüthes war, so konnte er sich nicht eher dazu entschließen, als bis er von dem glücklichen Erfolge der beiden anderen Operationen gehört hatte. Ich befreite ihn mit Hilfe meines Freundes, des Cirurgião môr, von einem fast zwei Zoll langen Steine, und zur Zeit meiner Abreise, einen Monat später, konnte er bereits in seinem Zimmer herumgehen. Achtzehn Monate

nachher fand ich in Rio de Janeiro einen Brief von ihm, worin er mich benachrichtigte, daß er vollkommen gesund sei und mir für den großen Dienst, den ich ihm geleistet hätte, tausend Dank (mil graças) sagte. Ich empfing von ihm, ehe ich aufbrach, ein Geschenk von dreihundert spanischen Dollaren, zwei schöne Pferde und viele kleine Reisebedürfnisse.

Die Provinz Piauhy sendet zwei Mitglieder in die National-Deputirtenkammer zu Rio, in Bezug auf die innere Verwaltung aber herrscht mit despotischer Gewalt der Barão de Parnahiba. Er ist, seit das Reich seine Unabhängigkeit erlangte, fortwährend Präsident gewesen, mit Ausnahme eines kurzen Zeitraumes, wo ein Anderer seine Stelle einnahm, der aber bald unter verdächtigen Umständen eines plötzlichen Todes starb. Von dieser Zeit an hat er ununterbrochen sein Amt besessen, während die anderen Provinzen alle zwei bis drei Jahre neue Präsidenten bekommen. Er wird von der Masse des Volkes mehr gefürchtet als geachtet und kann im Nothfall unter seinen Freunden und Abhänglingen über mehr als zweitausend kräftige Vertheidiger gebieten, während ihm jederzeit willige Vollstrecker seiner Befehle zu Gebote stehen, von welcher Art diese letzteren auch sein mögen. Seine strenge Herrschaft und der Erlaß einiger Provinzialgesetze haben ihm zahlreiche Feinde zugezogen, obgleich man nicht leugnen kann, daß alle seine Verordnungen immer nur das Wohl der ärmeren

Klassen beabsichtigen. So hat er unter Anderem für Rindfleisch und Farinha, die beiden hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bevölkerung, einen sehr niedrigen Verkaufspreis bestimmt, der in Oeiras nicht überschritten werden darf; er selber aber läßt sein Vieh, um es vortheilhafter zu verkaufen, nach Bahia und anderen entfernten Märkten schaffen. Seine Kenntnisse sind unbedeutend, aber er besitzt einen hohen Grad von Schlauheit, und diese setzt ihn in den Stand, den Despotismus zu behaupten, womit er die Provinz seither verwaltet hat und unter welchem dieselbe allerdings einer größeren Ruhe und Friedlichkeit sich erfreut, als fast jede andere. Es ist sehr zu verwundern, daß er trotz seinen vielen Feinden erst einen einzigen Angriff auf sein Leben erfahren hat und zwar nicht eher als im Jahre vor meiner Ankunft.

Er kehrte am siebenzehnten Januar 1838 von einer seiner Fazendas zurück, als eine halbe Legoa von der Stadt aus einem Busche auf ihn geschossen wurde; aber die Kugel verwundete nur seine Schulter. Die Meuchler, denn es waren ihrer zwei, ergriffen augenblicklich die Flucht, und einer von ihnen war unter den Ersten, die den Barão bei seiner Ankunft in der Stadt wegen seiner glücklichen Entrinnung beglückwünschten. Es zogen sogleich mehre Haufen Bewaffneter aus, um die Verbrecher zu verfolgen, und man brachte auch wirklich einen Schwarzen in die Stadt, den man in einem Gebüsche versteckt gefunden hatte, und der im Verhöre bekannte, er habe sich zwar der

Theilnahme schuldig gemacht, der eigentliche Angriff aber sei von einem Mulatten Namens Joaquim Seleiro, einem in des Präsidenten Hause wohnenden Sattler, ausgegangen. Der Bezeichnete war als ein lasterhafter und leidenschaftlicher Mann bekannt, und man wußte, daß ihn der Barao einige Tage vorher ohne gerechte Ursache schlecht behandelt hatte. Er war eben an der Spitze einer Schaar in die Wälder gezogen, um die Meuchler einzufangen, und fand sich nicht wenig überrascht, als man bei seiner Rückkehr ihn selber ergriff. Sein Leugnen half ihm nichts, und da die Landesgesetze einen bloßen Mordversuch nicht mit dem Tode bestrafen, so wurde er in's Gefängniß geworfen, wo er sechs und zwanzig Tage nach seiner Frevelthat unter Umständen starb, die manche argwöhnische Gerüchte veranlaßten.

Für Diejenigen, welche an der Geschichte Brasiliens einigen Antheil nehmen, dürfte eine flüchtige Skizze von dem Leben eines so außerordentlichen Mannes, wie des Barão de Parnahiba, nicht uninteressant sein, da sein Name mit der Begründung der Unabhängigkeit der nördlichen Provinzen in enger Verbindung steht. Sein Vater stammte von den azorischen Inseln und kam als ein sehr armer Mann nach Brasilien, wo er jedoch bald mit einem Weibe ein kleines Besitzthum erwarb. Von den Kindern, die aus dieser Ehe entsprangen, war der Gegenstand dieses Berichtes das älteste. Sein ganzer Unterricht bestand in

Lesen, Schreiben und etwas Rechnen, und dann versah er bei seinem Vater den Dienst eines Kuhhirten (vaqueiro). Er war erst 20 Jahre alt, als sein Vater starb und ihm eine Fazenda im Werthe von 1500 Cruzados (200 Pf. Sterling) hinterließ. Hierzu erbte er noch eine andere Fazenda von einer Pathe, die ihn auferzogen hatte, und fing nun an, Vieh aufzukaufen, um es nach Bahia zu führen, wohin er von jener Zeit an bis vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren alljährlich zu Markte zog, obgleich er auch bis jetzt noch kein Jahr hat vorübergehen lassen, ohne eine Anzahl Rinder auf jenen Markt zu senden. Bald nach seines Vaters Tode trat er, wie es damals herkömmlich war, in die Reihen der reitenden Miliz und diente lange Zeit als Corporal, bis er endlich zum Range eines Fähndrichs emporstieg; fast gleichzeitig wurde er zum Kassenführer der Nationaleinkünfte ernannt. Dieß blieb sein Wirkungskreis bis zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung, ohne daß sein Name in der Provinz zu einem besonderen Gewicht gelangte, denn er war in der That mehr wegen seiner List und seiner ungeschlachten Sitten, als wegen edler Geistesgaben bekannt. Er ließ es sich angelegen sein, Männern von hohem Ansehen, als Gouverneuren, Richtern u. s. w. allerlei Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, und sorgte immer für Leute, Pferde und Reisevorräthe, wenn sie von der Küste in's Innere kamen. Auf diese Weise erwarb er sich ihre Gunst

und war bei ihrer Ankunft jederzeit ihr gehorsamer Diener, eine zuverlässige Stütze ihrer Maßregeln, gleichviel von welcher Art von Politik sie ausgingen. Eben so benutzte er jede Gelegenheit, sich die gute Meinung der religiösen Partei zu erwerben, indem er einen regen Eifer für alle Angelegenheiten der Kirche an den Tag legte und, so oft es ihm gelang, zum Ordner und Leiter ihrer Feste ernannt zu werden, großmüthig bedeutende Summen opferte. Auf diese Weise gewann er die Gunst und die Freundschaft der Priester.

Zur Zeit, als Dom João der Sechste die portugiesische Verfassung beschwor, wurden die größeren Provinzen Brasiliens von General-Gouverneuren (Governadores Geraës), die kleineren aber bloß von Gouverneuren verwaltet, und beiden war bis zu einem gewissen Grade eine unumschränkte Macht verliehen. An der Spitze der Provinz Piauhy stand damals ein Portugiese, Namens Elias José Ribeiro de Carvalho, der aber, gleich nachdem das Mutterland seine Verfassung erhalten hatte, dorthin zurückberufen ward. Die Provinz fiel hierauf an eine aus sechs Mitgliedern bestehende provisorische Regierung, zu welcher auch der gegenwärtige Präsident gehörte. Um diese Zeit kam aus Rio de Janeiro nach Oeiras ein Major Fedié, der den Befehl über die militairische Streitmacht der Provinz übernahm und sich bald nachher durch seinen Widerstand gegen die Sache der Unabhängigkeit

hervorthat. Während der Herrschaft dieses sogenannten Governo Provisorio war es auch, daß Dom Pedro der Erste Brasiliens Unabhängigkeit erklärte. Natürlich verging einige Zeit, bis die Nachricht von diesem großen, in Rio stattgefundenen Ereigniß in diese entfernte Provinz kam; doch als sie endlich eintraf, widersetzte sich Fedié dem König Johann, der ihn hierher gesendet hatte, getreu und die ganze Sache für einen vorübergehenden Aufstand haltend, aufs Standhafteste einer ähnlichen Proclamation in der Stadt Oeiras, und sobald er hörte, daß man in Villa de Parnahiba der Unabhängigkeitserklärung beigetreten war, sammelte er eilig alle Linientruppen und Milizsoldaten, die er aufbieten konnte, und zog an ihrer Spitze gegen die Einwohner dieser Stadt zu Felde, obgleich er von der neuerdings eingesetzten Central-Regierung in Rio bereits die Weisung erhalten hatte, der Stadt zu verkünden, daß Brasilien ein selbstständiges Reich geworden sei. Mittlerweile erging von Seiten der Provinzen Bahia und Ceará, die beide dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt waren, an die einflußreichsten Personen die Aufforderung, in Piauhy dasselbe zu thun, aber Alle weigerten sich dessen und erklärten ihre unwandelbare Anhänglichkeit an die Verfassung des Dom João.

Der Barao de Parnahiba hatte damals noch so geringen Einfluß, daß keiner jener Briefe an ihn gerichtet war; aber er wußte seine Gelegenheit wahrzunehmen und

ließ mit denselben Posten, welche die erwähnten Antworten davon trugen, nach beiden Orten die Nachricht abgehen, daß er im Verein mit mehren Freunden zum eifrigsten Beistand bereit sei und die Sache der Unabhängigkeit verkündigen wolle. Bald nach Fedié's Aufbruch gegen Parnahiba empfing der Barão Antworten auf seine Briefe und wurde darin aufgefordert, seinen Vorschlag unverzüglich auszuführen. Er ließ daher die in Oeiras befindlichen Mitglieder der provisorischen Regierung augenblicklich ergreifen und mit anderen theils bekannten, theils nur vermeintlichen Anhängern der entgegengesetzten Partei ins Gefängniß bringen. Als die Einwohner von Parnahiba erfuhren, daß Fedié gegen sie heranrücke, vereinigten sie sich und zogen ihm entgegen. Bei Campo Maior, ungefähr halben Weges zwischen Oeiras und Parnahiba, trafen sie zusammen, aber Fedié hatte bald einen entscheidenden Sieg errungen und seine Feinde in die Flucht gejagt. Mittlerweile suchte der Barao eine Streitmacht gegen Fedié zu sammeln, der jetzt sein bedeutendster Gegner geworden war, und ernannte sich, um seinem Ansehn ein größeres Gewicht zu geben, zum Präsidenten von Piauhy. Unter dem Vorwande, daß Fedié im Begriff stehe, nach Oeiras zurückzukehren, und daß es nöthig sei, die öffentlichen Gelder in Sicherheit zu bringen, bemächtigte er sich hierauf der Provinzialcasse, die damals angeblich sehr gefüllt war; doch soll über den größeren Theil derselben niemals

genügende Rechnung abgelegt worden sein, und es ist außer Zweifel, daß der Barão zu dieser Zeit den Grund zu seinem jetzigen bedeutenden Vermögen legte. Er berichtete über diese Schritte sogleich nach Rio de Janeiro und wurde von Dom Pedro als Präsident bestätigt und zum Range eines Obersten der Miliz erhoben, sein Bruder aber an Fedié's Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt. Fedié wendete sich unter solchen Umständen unmittelbar nach Villa de Cachias, der blühendsten Stadt im Innern von Maranham, die noch immer treu an der portugiesischen Sache hielt, und behauptete diese Stellung mit zweihundert und fünfzig Mann elf Monate lang gegen die Kaiserlichen von Oeiras, die sich, ehe sie unter dem Präsidenten von Piauhy und dessen Bruder gegen ihn heranrückten, durch die bei Campo Maior geschlagenen Bewohner von Parnahiba und durch 2500 Mann aus der Provinz Ceará verstärkt hatten. Er capitulirte erst, als die Belagerten durch Hungersnoth zum Aeußersten getrieben waren, und wurde als Gefangener nach Oeiras geführt. Von hier brachte man ihn nach Rio, wo er freigelassen und nach Portugal gesendet ward.

Der Zug nach Cachias war ein zweiter Glücksumstand, den der Präsident, wie man sagt, zu benutzen wußte; denn da fast alle Einwohner dieses Ortes Portugiesen waren und demnach die Vereinigung der beiden Länder wünschten, so wurden sie natürlich von den Bra-

silianern als Feinde behandelt und als solche ohne Gnade gemordet und geplündert. Um ihr Leben und Eigenthum zu retten, sollen sich viele derselben mit großen Summen den Schutz des Präsidenten erkauft haben, und man will wissen, es sei ihm auf diese Weise ein bedeutender Reichthum zugeflossen. Nach seiner Rückkehr von Cachias erhob ihn der Kaiser zum Range eines Brigadegenerals und zum Barão de Parnahiba. Er erhielt die unumschränkte Leitung aller Angelegenheiten der Provinz, wie sie ihm jetzt noch beiwohnt, und folglich wurden alle Stellen entweder mit Verwandten von ihm oder Leuten seiner Partei besetzt. Bei der Krönung des jetzigen Kaisers erhielt er den Titel eines Visconde.

Eine der großen Quellen, welche in den erwähnten Provinzialschatz fließen, entspringt aus dem Verkaufe der Rinder, die man auf drei und dreißig der Krone gehörigen Fazendas zieht. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts legte nämlich ein gewisser Domingo Alfonso in verschiedenen Theilen der Provinz eine Anzahl von Viehhöfen an und vermachte bei seinem Tode dreißig derselben den Jesuiten, damit sie deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken verwendeten; als aber die Jesuiten vertrieben wurden, fielen diese Fazendas nebst einigen anderen, die sie außerdem an sich gebracht hatten, dem Staate anheim. Es werden von diesen Besitzungen alljährlich im Durchschnitt gegen dreitausend Rinder verkauft; man überläßt sie dem Meist-

bietenden, und obgleich ihr Werth nicht alle Jahre derselbe bleibt, so kann man doch 6000 Reis (ungefähr funfzehn Schillinge) als Durchschnittspreis annehmen. Durch eine zweckmäßige Bewirthschaftung könnte der Ertrag dieser Besitzungen bedeutend vermehrt werden. Von den drei hierbei angestellten Inspectoren erhält jeder einen Jahrgehalt von 300,000 Reis; außerdem wird jede Fazenda noch von einem Vaqueiro verwaltet, dessen Einkommen aus dem vierten Theile der jährlich gezogenen Rinder und Pferde besteht. Es sind dieß gesuchte Dienste, da sich diese Leute bei freier Wohnung durch den ihnen zufallenden vollen Ertrag von den anderen Erzeugnissen der Fazenda, als Schafen, Ziegen, Schweinen, Kühen &c., in wenigen Jahren bedeutende Summen Geldes erwerben. Die Regierung versorgt sie mit Sklaven, die ihnen als Gehilfen in der Beaufsichtigung des Viehes zur Hand gehen und welchen sie dafür Nahrung und Kleidung geben müssen; die erstere aber erzeugen sie selbst, und die andere ist so karg und grob, daß sie nur unbedeutende Kosten verursacht.

Kurz nach meiner Ankunft in Oeiras fanden in der benachbarten Provinz Maranham einige ernstliche Aufstände statt, und diese hinderten mich an der Ausführung meines ursprünglichen Planes, mich westwärts nach dem Rio Tocantins zu wenden. Der Hergang dieser Unruhen war in Kürze folgender. Im November 1838 entsendete

der Präfect von Cachias vier Soldaten, um in dem gegen vierzig Legoas entfernten Arraial da Chapada einen Verbrecher gefangen zu nehmen; der Bruder dieses Menschen, ein Mestize Namens Raimundo Gomez, bekannter unter dem Namen „Cara preta" (Schwarzgesicht), hatte jedoch einen Haufen von neun Gefährten um sich gesammelt, mit welchen er diese Soldaten entwaffnete und zurücktrieb. Der Präfect schickte hierauf eine größere Anzahl von Soldaten ab; aber Raimundo hatte mittlerweile seine Bande durch mehre Landstreicher verstärkt, an denen das Innere Brasiliens niemals Mangel leidet, und die jederzeit lieber an einem Aufstande Theil nehmen, als einer regelmäßigen Beschäftigung folgen, und die Soldaten wurden auch dieses Mal zurückgeschlagen. Die Schaar der Aufrührer vermehrte sich durch flüchtige Sklaven, Indianer und anderes Gesindel, die nun eine systematische Plünderung begannen, indem sie die Fazendas überfielen und Alles davon schleppten, was ihnen anstand. Sobald der Präsident der Provinz von diesem Unfuge Kunde erhielt, sandte er, um die Räuber zu zerstreuen, dreihundert Soldaten aus, die sich aber nach einem Zusammentreffen bei Chapada aus Mangel an Kriegsbedarf an Raimundo ergeben mußten. Der Oberstleutnant, der sie befehligte, und der Hauptmann mußten über die Klinge springen, den anderen Offizieren und den Soldaten ließ man jedoch die Wahl, mit den Insurgenten gemeinsame Sache zu machen, und der

größere Theil derselben soll sich gutwillig dazu verstanden haben. Raimundo brachte nun seinen auf diese Weise angewachsenen Haufen in militairische Ordnung und ernannte die gefangenen Offiziere zu seinen Secretairen, da weder er selber noch einer seiner Anhänger lesen oder schreiben konnte. Es ist erwiesen, daß er hierauf mit einer Partei in der Stadt Maranham in Briefwechsel trat, welche der monarchischen Regierungsform ein Ende zu machen wünschte, und aus dieser Quelle sollen Raimundo's Truppen heimlich mit Waffen und Kriegsbedarf versorgt worden sein.

Die Aufrührer nahmen nun ihre Stellung an einem Orte Namens Brejo und wuchsen, besonders durch entlaufene Sklaven von den benachbarten großen Baumwollenpflanzungen, schnell zu einer bedeutenden Streitmacht an. Im April 1839 belief sich ihre Anzahl auf 5000 Mann, an deren Spitze außer Raimundo ein alter Indianer stand, der unter dem Namen O Balaio (der Korb) bekannt war, weil er früher seinen Lebensunterhalt durch Fertigung von Körben gewonnen hatte, die er in den Straßen von Cachias zum Verkauf herumgetragen. Gut bewaffnet zog hierauf das Heer der Rebellen nach Cachias, mit der Absicht, diese Stadt in Besitz zu nehmen. Die Besatzung derselben bestand damals nur aus zwanzig Soldaten unter dem Befehle eines Leutnants, doch griffen alle Einwohner augenblicklich zu den Waffen. Sie wurden sechs Wochen lang belagert, bis sie,

dem Hungertode nahe, am dreißigsten Juni capituliren mußten. Die Bedingungen dieser Capitulation forderten die Auslieferung aller in der Stadt befindlichen Kriegsvorräthe, die aus 5000 vollständigen Armaturen und 800 Tonnen Schießpulver bestanden, und die augenblickliche Zahlung einer Summe, die so viel wie siebenzig Procent von den Waaren jedes Kaufmanns und Krämers betrug. Der Präfect und verschiedene andere Hauptpersonen der Stadt mußten sich gefangen geben und wurden mehre Monate in engem Gewahrsam gehalten.

Da diese Unruhen hauptsächlich im Norden von Oeiras stattfanden, so gab ich noch immer die Hoffnung nicht auf, meine Reise nach Westen fortsetzen zu können, und ich rüstete mich eben zum Aufbruche, als mehre Personen aus einer kleinen Stadt Namens Pastos Boms anlangten, die westlich vom Rio Parnahiba unmittelbar auf meinem Wege lag. Von diesen erfuhr ich, daß eine Abtheilung der Rebellen von Cachias nach jenem Orte gekommen sei und vier Portugiesen und einen Brasilianer, die als Gegner der Empörung bekannt gewesen wären, ermordet und deren Familien ihrer sämmtlichen Habe beraubt hätte. Fast gleichzeitig kam die Nachricht nach Oeiras, daß Raimundo und sein Heer, durch ihre Siege ermuthigt, im Begriff wären, von Cachias gegen diese Stadt heranzurücken. Der Barão de Parnahiba, der schon vorher Truppen ausgehoben hatte, um sie zum Entsatz nach Cachias zu senden,

verdoppelte jetzt seine Bemühungen, und die Stadt füllte sich mit bäuerlichem Kriegsvolk, das hier die nöthigen Exercitien machen mußte; es war ein buntscheckiges Gemisch von Leuten aller Größe, aller Farben und in der verschiedenartigsten Bekleidung, meist aber mit ledernen Hüten, Jacken und Hosen angethan. Wie es schien, war Raimundo's beabsichtigter Angriff auf Oeiras nicht sogleich zu befürchten, und so erhielten in den ersten Tagen des Julius sechshundert Mann dieser Truppen, unter dem Major Clementino Martins, dem Neffen des Barons, den Befehl zum Aufbruch, um sich mit einer anderen Streitmacht zu vereinigen, die zum Entsatz von Cachias aus Ceará und Pernambuco kam. Sobald die Rebellen von dieser Bewegung Kunde erhielten, wurde die unglückliche Stadt ungefähr von tausend Mann, welche dieselbe noch besetzt hielten, einer allgemeinen Plünderung unterworfen und eine große Anzahl der Einwohner, meist aus Portugiesen bestehend, ermordet. Cachias erhielt erst im Januar 1840 seine Ordnung wieder; noch länger aber dauerte es, bis in Pastos Boms und Brejo der Friede wieder hergestellt war. Dieser Aufstand, in welchem vom Anfang bis zu Ende gegen 5000 Menschen ihr Leben verloren, kann als Beispiel der Empörungen gelten, die Brasilien zu einem Herde fast steter Unruhen machen und die Bemühungen derjenigen lähmen, welchen das Wohl ihres Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt.

Auf diese Weise an meiner Reise nach Westen gehindert, aber nicht geneigt, wieder umzukehren, beschloß ich, meine Richtung südwärts nach Rio de Janeiro durch die großen Binnenprovinzen Goyaz und Minas Geraës zu nehmen, so schlecht ich auch mit den nöthigen Mitteln zu einem solchen Unternehmen versehen war, indem der Zustand des Landes einen Geldzufluß von der Küste her unmöglich machte. Aber ich verließ mich auf meinen Beruf, durch welchen ich zwar, wie ich wußte, keine bedeutenden Summen verdienen, aber doch viel ersparen konnte; denn ich hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß ich als Arzt überall, wo ich einsprach, ein willkommener Gast war. Es fehlte auch in südwestlicher Richtung nicht an Unruhen, und mir wurde daher von dem Barão de Parnahiba und anderen einflußreichen Personen in Oeiras die beabsichtigte Reise auf's Ernstlichste widerrathen, da mich dieses Wagestück leicht das Leben kosten könnte; aber mein eifriges Verlangen, durch ein bisher noch unerforschtes Land zu ziehen, bestimmte mich, diesem Rathe kein Gehör zu geben, und ich rüstete mich augenblicklich zum Aufbruche.

Meine Absicht, die ansehnlichen Sammlungen, die ich zwischen Crato und Oeiras und in der Nähe des letzteren Ortes angelegt hatte, nach Maranham zu senden und sie von dort nach England schiffen zu lassen, war jetzt unausführbar geworden, und da wegen der bedeutenden Ent-

fernung von Oeiras nach Pernambuco oder Bahia nur wenig Handelsverkehr zwischen diesen Orten stattfindet, so wäre mir ohne einen glücklichen Zufall nichts Anderes übrig geblieben, als diese Schätze mit mir nach Rio zu nehmen. Ich brachte aus Pernambuco Empfehlungsbriefe an einen jungen Advocaten, Dr. Casimiro José de Moraës Sarmento, mit, der in Oeiras, seinem Geburtsorte, ein kleines Amt bei der Regierung bekleidete. Es war ein Mann von ausgezeichneter Bildung und seltener Herzensgüte, mit dem ich bald eine innige Freundschaft schloß, und der mir seine werthvolle, aus portugiesischen, französischen und englischen Werken bestehende Bibliothek, die er aus Pernambuco, wo er studirt hatte, mit hierher gebracht, zur freiesten Benutzung überließ. In demselben Augenblicke, wo ich im Begriff stand, Oeiras zu verlassen, entschloß auch er sich plötzlich zur Rückkehr nach Pernambuco und war sogleich dazu bereit, meine Sammlungen mitzunehmen, die ich denn auch, da sie in solcher Weise verpackt waren, daß sie nur eine einzige Ladung bildeten, auf einem meiner eigenen Pferde mit ihm abgehen ließ.

So viel ich erfahren konnte, war dieser Theil des Landes bis jetzt nur von einem einzigen Engländer besucht worden. Mehre Einwohner erinnerten sich noch an Spix und Martius, und der alte Barão, der damals freilich noch ein unbedeutender Mann gewesen war, zeigte mir das Haus, wo sie gewohnt hatten. Ich wurde während

der vier Monate, die ich in Oeiras verlebte, von allen Klassen mit so großer Artigkeit und Gastfreundschaft behandelt, wie noch in keiner anderen Stadt dieses Landes. Ganz besonders verbindlich bewies sich der Barão, indem er mir nicht nur eine Wohnung verschaffte, sondern auch meine Pferde nach einer seiner Fazendas auf die Weide schickte und mich selber häufig zu Tische lud. Er speiste ganz nach der Sitte der alten Barone an einer langen Tafel, die in einem großen Zimmer von einem Ende zum anderen reichte, und an deren Spitze er selber auf einem Stuhle thronte, während seine Gäste auf langen, an den Seiten stehenden Bänken saßen, deren unterste Plätze nicht selten von seinen geringsten Hirten besetzt waren. Unter vielen Anderen, welchen ich für unzählige Gefälligkeiten verpflichtet bin, nenne ich noch den Capitain Antonio de Moraës, den Vater meines jungen Freundes, und einen Capitain Faria; ja mir soll mein Aufenthalt in dieser Stadt als einer der angenehmsten Zeitpunkte meiner Pilgerfahrt in Brasilien für immer unvergeßlich bleiben.

In den Nachmittagsstunden des zweiundzwanzigsten Julius sagten wir Oeiras Lebewohl und traten unsere Landreise nach Rio an, eine Reise, die mir, so beschwerlich und mühsam sie auch sein mochte, eine reichere Ernte neuer Dinge bot, als ich erwartet hatte. Es war meine Absicht gewesen, schon des Morgens aufzubrechen; aber während wir hierzu Anstalt trafen, kam einer von den

Männern, die ich gedungen hatte, uns bis an die südliche Gränze von Piauhy zu begleiten, und meldete mir, daß er sich anders besonnen hätte. Ich wendete mich, um einen anderen zu erhalten, augenblicklich an den Barão und sobald dieser erfahren hatte, was mir begegnet war, ließ er jenen Mann zurückbringen und ihn, als er sich noch immer weigerte, in's Gefängniß führen. Hierauf erbot er sich, mir einen Soldaten zur Verfügung zu stellen, und ließ sogleich einen herbeiholen, dem er die Versicherung gab, daß er bei seiner Rückkehr, sobald er mir treulich gedient habe, seine Entlassung erhalten sollte. Der Mann gefiel mir nicht recht, denn er hatte das abstoßendste Meuchlergesicht, das ich je gesehen habe; aber ich konnte nicht umhin, seine Dienste anzunehmen, obgleich ich am Ende froh war, als ich mich ihrer wieder entledigt hatte, denn einen unverschämteren, fauleren und trotzigeren Burschen hatte ich wahrlich noch nie in meinem Dienst gehabt. Capitain Moraës und mehre andere meiner Freunde gaben mir eine Legoa weit das Geleite und wünschten mir dann mit herzlichen Worten eine glückliche Rückkehr in mein Vaterland. Eine Legoa weiter schlugen wir unter einigen großen Bäumen am Ufer eines Flüßchens unser Nachtlager auf.

Der Weg führte uns in fast südlicher Richtung durch ein schönes Gelände mit manchfaltigen parkartigen Landschaften. Die hier sehr häufig vorkommenden Chapadas, große flache Strecken, sind nur mit dünner Waldung

bedeckt, und diese besteht aus dem Nierenbaum (Anacardium occidentale), der Jatobá (Hymenaea), der Parahiba (Simaruba versicolor) und der Folha larga (Salvertia convallariodora), einem schönen Baume mit großen Blättern und lieblich duftenden Blüthenähren, den Blüthen der Roßkastanie nicht unähnlich. Da wir jetzt ganz beständiges Wetter hatten, so übernachteten wir gewöhnlich im Freien, indem wir unsere Hängematten zwischen Bäumen aufhingen. In geringer Entfernung von Oeiras berührten wir einige der Staats-Fazendas und hatten auf einer derselben Gelegenheit, das Verfahren kennen zu lernen, wodurch die Vaqueiros ihr Rindvieh einfangen, das fast wild in großen Heerden herumstreift. In den südlichen Provinzen fängt man es mit dem Lasso und dem Bolas, da man sich derselben in den freien Gegenden jener Districte ungehindert bedienen kann, was allerdings im Norden nicht der Fall ist. Das hier gebräuchliche Werkzeug besteht in einer dünnen, neun bis zehn Fuß langen Stange, die an dem einen Ende etwas dicker als an dem anderen und an diesem dickeren mit einem viereckigen, scharfen und nur um einen halben Zoll hervorstehenden Eisen versehen ist. Auf seinem Pferde sitzend und mit dieser Stange in der Hand, sprengt der Vaqueiro in gestrecktem Galopp dem auserwählten Thiere nach, das er bald erreicht und, während es im vollen Laufe begriffen ist, durch einen gegen die Lende geführten Stoß

seiner Lanze sehr leicht zu Boden streckt, worauf er, ehe es sich wieder erheben kann, vom Pferde springt und es gefangen nimmt. Auf diese Weise werden hier fast alle Rinder eingefangen. Es gibt keine Gränzzäune zwischen den verschiedenen Besitzungen, aber jeder Fazendeiro brennt seinen Pferden und Rindern, ehe er sie frei herumschweifen läßt, sein eigenes Zeichen auf, woran sie natürlich leicht zu erkennen sind. Mit dem Rindvieh der Provinz Piauhy werden zum größten Theile die Märkte von Maranham, Bahia und Pernambuco versorgt, und dann und wann treibt man es auch nach der Provinz Minas Geraës.

Es ist gewöhnlich sehr groß, von sehr verschiedener, obgleich am häufigsten von brauner Farbe, und mit langen, spitzigen, weitausgebreiteten Hörnern versehen. Wir übernachteten auf einer jener Staats-Fazendas, wo ausschließend nur Pferdezucht getrieben wurde, und der Vaqueiro sagte mir, daß sie jährlich gegen vierhundert Füllen erzeuge. Die Pferde von Piauhy sind gewöhnlich klein und nicht sehr langlebig, da sie selten ihr zehntes oder zwölftes Jahr überschreiten; am schnellsten werden diejenigen hingeopfert, die man auf den Fazendas zum Hetzen des Rindviehes braucht. Die Reitpferde werden auf's Sorgfältigste abgerichtet und an einige sehr angenehme Paßgänge gewöhnt, aber niemals beschlagen, was hier auch wirklich weniger nothwendig ist als in vielen anderen Provinzen, denn die hiesigen Wege sind meist eben und weich. Der Preis für ein

gutes Arbeitspferd, das heißt ein solches, welches sich dazu eignet, auf einer Reise eine Bürde zu tragen, beträgt selten mehr als drei Pfund Sterling.

Wir befanden uns jetzt in der Gegend, die man in Piauhy mit dem Namen Campos Agrestes bezeichnet. Diese Campos sind theils offen, theils bewaldet; die offenen Strecken sind mit einem groben ausdauernden Grase bedeckt, tragen aber dennoch einige Bäume, die aber alle mehr oder weniger ihr Laub verlieren. Die einzige Ausnahme darunter ist eine wahrhaft immergrüne Gattung des Zizyphus, unter dem Namen Joazeira bekannt, die nicht eben sehr groß ist, aber weit sich ausbreitende Aeste trägt, welche uns während der Tageshitze häufig eine erquickliche Zuflucht boten. Auch die Rinder lieben den Schatten dieses Baumes, sowie auch seine süße fleischige Frucht von der Gestalt einer Kirsche, die in großer Menge wächst und, wenn sie reif ist, herabfällt. Diese Frucht heißt Joá und wird auch von den Einwohnern genossen. Viele Bäume dieser Landstrecken haben ein verbuttetes Ansehen, indem sie knorrige und gekrümmte Aeste tragen. Zuweilen stößt man in diesen Campos Agrestes auf große Sumpfgegenden, und in letzteren wachsen Gruppen von Buriti-Palmen, deren weiche Früchte drei schönen Macaoarten, welche diese Bäume in großer Anzahl umschwärmen, als Hauptnahrung dienen. Diese Vögel fliegen gewöhnlich paarweise und zerreißen die Luft mit ihrem lauten

Ará = Ará = Ará = Geschrei. Daher ihr indianischer Name Arára. Einer der gewöhnlichsten von ihnen ist ganz blau (Psittacus hyacinthinus, Lath.); die anderen sind von gleicher Farbe, nur mit Ausnahme der Brust, die bei der einen Gattung pomeranzengelb, bei der anderen hochroth ist. Viele ebene Chapadas, wo es rothlehmigen Boden gibt, sind mit zahlreichen, häufig sechs bis acht Fuß hohen Ameisenhaufen bedeckt, die man in der Ferne für Lehmhütten hält. Es sind die Baue der weißen Ameise, und da dieses Insect das hauptsächlichste Futter des Straußes (Rhea Americana) und des großen Ameisenbären, des Tamanduá der Brasilianer (Myrmecophaga jubata) bildet, so waren diese Thiere hier sehr zahlreich. In den dichter bewaldeten Gegenden gleichen die Bäume den Catingas der Campos Mimosos und werfen wie diese in der trockenen Jahreszeit ihr Laub ab.

Am Nachmittage des neunundzwanzigsten Julius erreichten wir ein kleines, vier und dreißig Legoas von Oeiras entferntes Dorf, Namens Algodoes, wo wir übernachteten. Wir frühstückten des Morgens drei Legoas von Algodoes bei einer Fazenda, Pombas genannt, und als wir aufbrachen, vermißten wir einen schönen großen Bullenbeißer, den ich vom Capitain Moraës zum Geschenk erhalten hatte, und es mußte uns dieß um so mehr auffallen, da dieses Thier uns Allen sehr zugethan war. Ich vermuthete, es sei irgend einem Wilde in die Wälder nach=

gejagt und werde uns nachkommen; als es aber auch am nächsten Morgen noch nicht eintraf, so sandte ich Herrn Walker nach der Fazenda zurück, damit er Erkundigungen einzöge, aber der Vaqueiro versicherte ihm, er hätte den Hund seit unserem Aufbruch nicht wieder zu sehen bekommen. Ich faßte jetzt starken Verdacht, daß dieser Mann, der einzige Mensch auf der Fazenda, ihn mir gestohlen habe, und ich irrte mich nicht, denn mehre Tage nachher erzählte mir ein Reisender, der auf dieser Meierei übernachtet hatte, daß er daselbst einen angebundenen Hund gesehen und daß der Vaqueiro behauptet hätte, ihn als Geschenk von einem nach Minas reisenden Engländer bekommen zu haben. Eine Legoa jenseits Pombas gelangten wir an einen großen, über eine Viertellegoa breiten Süßwassersee. Er endet bei Algodoes und ist fast in seiner ganzen Länge von Carnahuba-Palmen umgürtet. Der Weg führt an seinem Ufer hin, und wir stießen häufig ganz unerwartet auf einige Alligatoren (Jacaré), die sich am Strande in dem seichten Wasser sonnten. Außerdem sahen wir auch viele Capivaras (Hydrochaerus Capyvara), wovon eine aus funfzig Individuen bestehende Schaar ungefähr hundert Schritte vor uns über den Weg lief und dann durch das Wasser nach dem jenseitigen Ufer schwamm. Der See war an vielen Stellen mit den großen schwimmenden Blättern einer Wasserlilie (Nymphaea) bedeckt, die unglücklicher Weise nicht blühte. Während der

Nacht hörten wir, wie die Capivaras nahe bei dem Hause, wo wir schliefen, in's Wasser sprangen, und man sagte mir, sie würden, weil sie kein wohlschmeckendes Fleisch besäßen, nur selten beunruhigt. Sie sind daher in dieser Gegend sehr zahm. Ich wollte mir den Schädel eines solchen Thieres verschaffen und ging daher früh am nächsten Morgen mit meiner Flinte aus, aber ich wanderte fast eine halbe Legoa längs dem Ufer, ohne eines zu Gesicht zu bekommen; dagegen sah ich zahlreiche Alligatoren, und ein sehr großer, der nicht weit vom Ufer wie ein alter Baumstamm auf dem Wasser schwamm, lag allzu verführerisch im Schusse, als daß ich hätte vorübergehen können, ohne abzudrücken. Meine Flinte war mit grobem Schrot geladen, und ich feuerte auf den Kopf des Ungeheuers, worauf es einen Sprung nach dem tiefen Wasser that und sich dann, scheinbar todt, auf den Rücken warf. Ich war wirklich der Meinung, das Thier verletzt zu haben, und beauftragte daher Manoel, meinen indianischen Diener, es an's Land zu ziehen. Er watete bis an's Knie in's Wasser und versuchte das Thier am Schwanze zu fassen, als es sich plötzlich umwendete und verschwand. Ich weiß nicht, wer von beiden am meisten erschrak, denn Manoel stieß einen lauten Schrei aus und beeilte sich, das veste Land zu erreichen; der Alligator aber war offenbar nur betäubt gewesen.

Es fanden sich einige seltene Wasserpflanzen auf diesem See, so eine neue Gattung der Cabomba (Cabomba Piauhyensis, Gardn.) und eine schöne, gelbblumige Jussiäa (Jussiaea sedoides, Humb.), die zuerst von Humboldt in einigen Seen Neugranadas gefunden wurde. Sie schwimmt auf dem Wasser, und ihre kleinen Blätter erreichen alle die Oberfläche und bilden um die Achse der Pflanze einen dichten Kranz, der in der Ferne wie ein großes schwimmendes Blatt erscheint. Außerdem fand ich eine Chara und ein Potamogeton, beide interessant, weil sie zu Pflanzengeschlechtern gehören, die sowohl in Südamerika als auch in Großbritannien heimisch sind.

Wir verließen Algodoes am frühen Morgen des einunddreißigsten und erreichten, nachdem wir einen Ritt von drei Legoas über eine trockene, flache Chapada zurückgelegt, den Ort Golfes, ein einzelnes Haus, das auf einem Hügel bei einem Sumpfe steht, in welchem sehr viele Buriti-Palmen wachsen und an dessen Ufer wir in dem Schatten eines großen Nierenbaumes unser Lager nahmen. Am Nachmittag brachte uns ein neuer Ritt von dritthalb Legoas zu einem kleinen, unbewohnten Hause. Der Ort hieß Retiro Alegre und lag in einem anmuthigen, von hohen Bergen umschlossenen Thale, wo es eine große Anzahl von Buriti-Palmen gab, unter deren Blättern unzählige gelbbusige Macaos (Canindé) saßen. Ich traf hier einen

kleinen schwarzen Burschen, der mich erwartet hatte, um mir als Führer nach der nächsten Fazenda (Genipapo) zu dienen, die fünf und eine halbe Legoa entfernt war. Er war von einem Capitain Valentim Pereira da Silva abgesendet, den ich in Algodoes getroffen hatte, als er eben unterwegs war, seinem Sohne, dem das umliegende Land gehörte, einen Besuch zu machen. Sobald der alte Mann vernahm, daß ich der Arzt sei, der in Oeiras mehre Heilungen vollbracht, bat er mich sehr inständig, bei seinem Sohne einzusprechen, der sich in sehr üblem Gesundheitszustande befände, und da dessen Wohnsitz nur wenige Legoas vom geraden Wege entfernt war, so gab ich gern meine Zusage. Eine halbe Legoa von der Fazenda kam uns dieser Sohn selber entgegen. Die Fazenda Genipapo ist sein Eigenthum, und wir blieben hier über Nacht; er selber reiste zwei Legoas weiter nach einer anderen, Namens Canavieira, wo er wohnte.

Am nächsten Morgen folgten wir derselben Richtung und wurden in Canavieira, wo wir zur Frühstückzeit anlangten, von dem Capitain und seinem Sohne sehr gastfreundlich aufgenommen. Ich fand bei näherer Untersuchung, daß der letztere an den ersten Symptomen der Auszehrung litt, und verordnete die nöthigen Mittel. Da in diesem Theile des Landes selten ein Arzt erscheint, so mußte ich noch vielen anderen Kranken, die zum Theil sehr weit herkamen, Mittel verschreiben. Ungefähr eine Viertel=

meile über Genipapo erreichten wir die Ufer des Rio Gurgea, der an der südlichen Gränze der Provinz entspringt und etwas unter der Parallele von Oeiras in den Parnahiba fällt. Wie die Ufer der meisten anderen Flüsse der nördlichen Provinzen, sind auch diese dichter und grüner bewaldet als das andere Gelände. Ich verweilte diesen ganzen Tag bei meinen gastfreien Freunden und erhielt eine Einladung, sie am nächsten Morgen nach einer acht Legoas entfernten Fazenda zu begleiten, die des Sohnes Schwiegerältern gehörte und wohin sich die ganze Familie begab, da man daselbst den auf seiner dreijährigen Reise begriffenen Visitador erwartete. Auch dieser Ort lag nur wenig von unserem Wege entfernt, und die Einladung wurde daher angenommen.

Am Morgen des dritten August brachen wir auf und setzten nach einem Ritt von drei Legoas über den Rio Gurgea, worauf wir in den District Urusuhy gelangten. Der Fluß ist hier von ansehnlicher Breite, aber so seicht, daß unsere Pferde nur bis zur Hälfte im Wasser gingen. Eine Legoa weiter kamen wir zu dem Hause eines Vaqueiro, wo wir unser Frühstück einnahmen und während der Tageshitze Rast hielten. Das Haus lag in einer Vertiefung, wo aller Luftzug abgeschnitten war, und wir hatten daher eine furchtbare Hitze auszustehen; das Thermometer stieg im Schatten auf 98 °, und ich litt an heftigem Kopfschmerz. Um vier Uhr zogen wir weiter und

erreichten nach Sonnenuntergang die Fazenda dos Prazeres. Mit Ausnahme der Flußufer war die ganze Gegend, durch welche unser Weg führte, bedeutend vertrocknet.

Wir bildeten eine ziemlich große Reisegesellschaft. Außer uns selber bestand sie aus dem Capitain, seinem Sohne und dessen Gattin, einem Mulattenmädchen, das deren Kind trug, welches die Taufe empfangen sollte, drei Neffen des Capitains und einem schwarzen Schulmeister, welche Personen alle vom Kopf bis zu den Fußspitzen in Lederkleidern staken, und außer den Schwarzen zu Fuß, welche die bepackten Pferde führten, folgten uns noch drei berittene als Reisegeleit. Die Dame und ihr Mädchen ritten beide nach der im Innern Brasiliens herrschenden Sitte auf Männersätteln. In dem schwarzen Schulmeister lernte ich unstreitig den vorzüglichsten Mann seines Stammes kennen, der mir jemals vorgekommen ist. Es war ein Creole mit einer schönen breiten Stirne und von guter Erziehung, der als Freier durch seine Farbe nicht gehindert wurde, sich der besten Gesellschaft in jenem Landestheile anzuschließen, zu welchem er gehörte; denn die Brasilianer sind in dieser Beziehung vielleicht freier von Vorurtheilen als irgend ein anderes Volk. Sein unerschöpflich sprudelnder Humor wußte die ganze Gesellschaft trotz der furchtbaren Hitze während der ganzen Reise in der heitersten Stimmung zu erhalten.

Die Fazenda dos Prazeres liegt auf einem ziemlich hohen Hügel in einem großen Thale, das an seinem

obersten Ende sumpfig und mit Buriti-Palmen bewaldet ist. Die trockenen Abhänge der das Thal umgebenden Hügel sind mit großen Wäldern jener Palmeira bedeckt, welche ich bereits als um Crato sehr häufig vorkommend erwähnt habe, und in dem Catingawalde, durch welchen wir ritten, waren einige andere, kleinere Palmenarten sehr gewöhnlich. Eine derselben hatte einen gespaltenen Gipfel, das einzige Beispiel, das mir von dieser Art vorgekommen ist; der mittlere Keim war auf irgend eine Weise zerstört worden und an seiner Statt hatten sich zwei Arme mehr gebildet. Das Haus war groß und gut gebaut und bei Weitem das beßte, das wir seit unserem Aufbruche von Oeiras zu sehen bekommen. Sein Eigenthümer, der vor einem Jahre gestorben war, schien nicht nur mehr Gewerbfleiß, sondern auch mehr Geschmack gehabt zu haben als die meisten anderen Fazendeiros von Piauhy. Rings um das Haus, so wie noch weit davon entfernt, erhoben sich viele schöne, mit Früchten beladene Orangenbäume, die wir, da sie in dieser Provinz nur selten vorkommen, gehörig zu schätzen wußten. Außerdem sahen wir in der Nähe des Hauses einige große Pflanzungen von Paradiesfeigen und Bananen, sowie mehre schöne Cocusbäume, welche Früchte zu tragen begannen. Es waren dieß die einzigen dieser Art, welche ich in so weiter Entfernung von der Küste gefunden habe, da diese Bäume hauptsächlich nur am Meeresufer wachsen und nur selten

im Innern angepflanzt werden. Die Fazenda beschäftigt sich vorzugsweise mit Viehzucht, doch gab es in dem Thale unterhalb des Hauses eine große Pflanzung von Zuckerrohr, aus welchem man Rapadura bereitete, und da der Boden nicht minder zum Anbau von Mandiocca geeignet war, so fehlte es auch nicht an Pflanzungen dieser Art. Die Wittwe, welche jetzt mit ihren Söhnen diese Meierei bewirthschaftete, war eine thätige und verständige Frau und äußerst gastfrei. Wir verweilten zwei Tage an diesem Orte, und während dieser Zeit kamen viele Leute aus der Nachbarschaft herbei, um den Messen des Visitadors beizuwohnen. Ehe wir aufbrachen, versah man uns mit allerlei Zehrbedarf und einem großen Vorrath von Orangen, an welchen wir mehre Tage lang eine sehr angenehme Erfrischung hatten.

Wir setzten bei einem Orte Namens Flores, ungefähr sechszehn Legoas oberhalb der Fazenda dos Prazeres, auf's Neue über den Rio Gurgea und erreichten nach einer zehntägigen Reise in südlicher und mehr oder weniger mit diesem Flusse gleichlaufender Richtung ein kleines Dorf Namens Rapoza. Das Land war sehr eben und größtentheils von dürrer Beschaffenheit, besonders in einiger Entfernung von dem Flusse. Die Ufer waren hingegen meistens gut bewaldet, und ihre Bäume bestanden aus der Jatoba Piki, verschiedenen Lorberarten und großen Bignonien, die um diese Jahreszeit mit ihren hellgelben

Blüthen prangten. Dazwischen wuchsen mehre Klettersträucher, als Bauhinien, Compreten, Bignonien, Malpighien u. s. w., die mit ihren vielfarbig blühenden Zweigen die weit sich ausbreitenden Gipfel der Bäume schmückten. Auch große wilde Feigenbäume waren an diesem Ufer nicht ungewöhnlich, und wir lagerten bei Tage und bei Nacht häufig unter ihrem Laubdache. Das Reisen unter diesem Schatten war um so erquicklicher, da in der Gegend rings umher nur einige laublose Bäume standen und der ziegelrothe Boden all seines Kräuterwerks entkleidet war. Während dieser Jahreszeit sucht auch das Rindvieh die Ufer des Flusses, indem es dem Wasser sowohl, als dem hier wachsenden Gras und Kräuterwerk nachgeht; in diesem Jahre aber war letzteres durch eine während der vorherigen Regengüsse herbeigeführte Anschwellung, die bedeutender gewesen sein sollte als irgend eine seit dem Jahre 1820, fast gänzlich zerstört worden. Das schlammige Wasser hatte an den Baumstämmen seine Zeichen zurückgelassen, und wir sahen, daß es zehn Fuß über dem Wege gestanden hatte.

In Rapoza fand ich den Major José Martins de Sousa, dem ich Briefe von seinem Oheim, dem Barão de Parnahiba, überbrachte. Sein Haus lag ungefähr dreißig Meilen von hier; da er aber Befehl erhalten, Soldaten auszuheben und nach der Stadt zu senden, so hatte er diesen Ort zum Hauptsammelplatz erwählt. Er hatte vier

Jahre früher in dem District Paranaguá eine Strecke Land von ungefähr sechs und neunzig Quadratlegoas für fünf Contos de Reis erworben und dasselbe in sechs Fazendas getheilt, die sich jetzt alle im gedeihlichsten Zustande befanden. Der District, dessen Präfect er ist, zählt 1700 waffenfähige Leute, wie er mir sagte, doch war es dem Major im Laufe einer Woche nicht möglich gewesen, mehr als zwei und zwanzig aufzubieten. Alle Einwohner seien schlimmer als die Wilden, fügte er hinzu, und keine Beredtsamkeit könne sie dahin bringen, sich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes zu erheben. Er besorgte selbst, daß bald auch in diesem Bezirke ähnliche Unruhen wie in Maranham ausbrechen würden, und sagte mir, es sei seine Absicht, Frau und Kinder so bald als möglich nach der Stadt zu schaffen. Wie ich glaube, zögerte er nicht damit, und diese Vorsicht war ein Glück für seine Familie, denn einen Monat, nachdem wir einander begegnet waren, erhob sich der District Paranaguá, um sich mit den Rebellen zu vereinigen, und der Major, der zurückgeblieben war, entging nur mit Mühe der Wuth der Einwohner; die Heerden seiner Besitzungen aber wurden fast alle vernichtet. Auf seinem Marsche von Rapoza nach der Stadt liefen ihm alle seine Recruten, mit Ausnahme einiger wenigen, wieder davon.

Eine Reise von vierzehn Legoas brachte uns zu der Villa de Paranaguá, der südlichsten Stadt in der Provinz, während die Gegend fortwährend eben und jener ähnlich

blieb, welche wir bereits durchschnitten hatten. Auf der ganzen Strecke von Deiras bis hierher ließ sich wenig wahrnehmen, was in geologischer Beziehung interessant gewesen wäre, denn das hier vorkommende Gestein ist von demselben Charakter wie das in der Nähe jener Stadt selber. Dagegen fesselten die am Wege liegenden Häuser meine Aufmerksamkeit, denn sie hatten eine eigenthümliche Bauart, wie man sie in keinem anderen Theile Brasiliens, und selbst in Piauhy nicht, wieder findet. Sie sind größtentheils mit dem einen Ende der Straße zugekehrt, und in diesem befindet sich ein großes, mit einem Tisch und einer Bank versehenes Gemach, das offenbar für Reisende bestimmt ist, da es mit dem übrigen Hause in keiner unmittelbaren Verbindung steht. Die Thüre zu dem von der Familie bewohnten Theile befindet sich am anderen Ende, und es ist daher ein seltener Fall, wenn man die Frauen zu sehen bekommt, da diese in sehr strenger Zurückgezogenheit leben. Steht das Haus mit der Straße in gerader Linie, so befindet sich die Thüre zu dem für die Reisenden bestimmten Gemache auf der Vorderseite, während die Thüre und die Fenster der anderen Gemächer sämmtlich auf der Rückseite liegen. So kann ein Fremder mehre Tage in einem solchen Hause zubringen, ohne daß er das Mindeste von dem erfährt, was im Innern vorgeht. Die Frauen sind jedoch nicht so ganz ohne Neugier, da ich häufig bemerkte, wie durch eine Ritze in den gebrechlichen Scheidewänden

ein Paar schwarze Augen nach den Fremden schauten. Als Arzt wurde ich jedoch selten auf diese Weise ausgeschlossen, da man fast überall für eine oder die andere von den Frauen der Familie meinen Beistand in Anspruch nahm. Sie leiden gewöhnlich, in Folge ihrer sitzenden Lebensweise, an Dyspepsie und ähnlichen Krankheiten. Nicht minder häufig sind Wechselfieber, welchen fast alle Einwohner unterworfen sind. Darwin bemerkt in seinem Tagebuche, es gebe in Chili wenig Häuser, wo man einem Fremden nicht ein Nachtquartier gestatte, doch erwarte man am Morgen eine kleine Vergütung, und selbst ein reicher Mann nehme gern eine Gabe von einigen Schillingen an. Ganz anders ist es in Brasilien; auf dem Wege von Rio de Janeiro nach den Bergdistricten, der jetzt sehr belebt ist, gibt es überall Häuser, welche die Stelle von Wirthshäusern vertreten und wo man von dem Reisenden Bezahlung erwartet; spricht er aber auf einer größeren Fazenda ein, so läßt man ihn frei zu Tische sitzen, und er braucht nur das Viehfutter zu bezahlen. In den entlegeneren Theilen des Landes fand ich stets, und selbst bei den ärmsten Klassen, die unbeschränkteste Gastfreundschaft, und die einzige Vergütung, welche diese armen Geschöpfe annehmen wollten, bestand häufig nur in etwas Salz und Schießpulver, zwei Artikeln, die oft nicht für den höchsten Preis zu haben sind.

Major Martins hatte mich mit einem Briefe an den

Juiz de Paz von Paranaguá und einer Vollmacht zur Empfangnahme der Schlüssel eines leeren Hauses versehen, das er selber, so oft er die Villa besuchte, als Absteigequartier zu benutzen pflegte. Wir erfuhren jedoch bei unserer Ankunft, daß der Juiz de Paz nach seiner sechs bis sieben Legoas entfernten Fazenda gereiset sei. Der Vicar und der andere Padre des Ortes befanden sich auf einer Amtsreise durch ihren Distrikt, und so trafen wir nur einen alten Rechtsgelehrten, den Schulmeister und einen Kaufmann. Die Stadt liegt auf der Ostseite eines großen See's und enthält ungefähr hundert Häuser, die jedoch kaum zur Hälfte bewohnt sind und zum Theil benachbarten Fazendeiros gehören, welche sie nur zu Festzeiten beziehen. In Folge der in dem Districte stattfindenden Aushebung hatte der größte Theil der männlichen Bevölkerung die Stadt verlassen und sich nach entfernten Orten begeben, da nur wenig geneigt waren, zum Heere zu treten; man sah nur Weiber und Kinder und einige Sklaven. Die Häuser hier werden meist aus grobem Flechtwerke erbaut und inner- und außerhalb mit einem rothfarbigen Lehm berappt, welcher ungetüncht bleibt und daher der Stadt ein sehr eigenthümliches Ansehn gibt. Der Ort scheint seine beßte Zeit bereits überlebt zu haben, da viele Häuser in Trümmer verfallen sind; selbst das Dach der Kirche, die auf einem großen Platze steht und ehemals ein hübsches Gebäude war, ist zur Hälfte eingestürzt

und scheint sich schon seit Jahren in diesem Zustande zu befinden. Es gibt nicht einen einzigen ordentlichen Krämer in der Stadt; denn derjenige, den wir hier antrafen, war kurz vorher von Bahia gekommen und gedachte, sobald er seine Waaren abgesetzt, dorthin zurückzukehren; er verkaufte, weil er keinen Nebenbuhler hatte, zu ungeheueren Preisen. Ich hörte in der Stadt und auf den benachbarten Fazendas viele Klagen, daß wegen des Aufruhrs in Maranham die alljährlich nach Paranaguá kommenden Kaufleute ausgeblieben wären. Dieselben bringen gewöhnlich europäische Waaren, Salz, Schießpulver ꝛc., und tauschen dagegen Rinder, Pferde und Häute ein.

Das Salz ist ein Artikel, nach welchem große Nachfrage herrscht, und die Bewohner der Stadt haben ein Surrogat für dasjenige aufgefunden, das von der Küste kommt. Längs den Ufern des See's ist der Boden an vielen Stellen bedeutend mit salzigen Bestandtheilen geschwängert, die trotz einer starken Beimischung von Salpeter da, wo kein anderes zu haben ist, ein recht annehmliches Ersatzmittel bieten, und wir sahen um diese Zeit viele Leute aus sehr entfernten Gegenden mit der Gewinnung dieses Salzes beschäftigt. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Der Boden wird zunächst von Gras und anderen Pflanzen gereinigt und dann mit Wasser befeuchtet, worauf sich bald der salzreichste Theil durch das Erscheinen kleiner Krystalle zu erkennen gibt. Diese Erde schaufelt man als-

dann mit dem Schulterblatte eines Ochsen in eine Mulde, die aus einer Kuhhaut besteht, welche man an vier kleinen in die Erde geschlagenen Pfählen bevestigt. Hierauf gießt man Wasser auf diese Erde, das man einen Tag lang allmälig durch kleine in dem Boden der Mulde befindliche Löcher in ein großes, darunter stehendes Becken tröpfeln läßt. Das auf diese Weise gewonnene Wasser wird nun entweder in kleineren Hautmulden der Sonne ausgesetzt, damit es verdunste, oder in einem eisernen Topfe eingekocht. Das Salz ist etwas unrein, aber ich fand es sehr tauglich zum Einsalzen des Fleisches.

Der See ist ungefähr zwei Legoas lang und eine Legoa breit, soll aber nicht sehr tief sein. Er hat stets eine rothe Farbe, wahrscheinlich in Folge des dunkelrothen Lehmbodens der Umgegend, und ich ließ mir sagen, daß er sehr reich an Fischen sei, obgleich ich während meines Aufenthaltes keine dergleichen erhalten konnte. Es leben unzählige große Alligatoren, Boas, Capivaras und Tapire darin, und ich sah außerdem einige große Ottern, die ich aber nie in den Schuß bekommen konnte. Als wir anlangten, nahm ich ein Bad in diesem See und schwamm eine Strecke weit über seinen Spiegel, aber ich ließ es bei diesem einen Male bewenden, da man mir sagte, daß durch Angriffe von Alligatoren und Piranhas schon manches Unglück geschehen sei.

Die Umgegend der Villa ist mit Ausnahme einer klei-

nen Serra in Südost eine vollkommene Ebene und würde ohne den See einen sehr unmalerischen Anblick gewähren. Ich unternahm mehre Wanderungen, entdeckte aber nach der langen Trockenheit nur wenig, was diese Mühe belohnt hätte. In einem Sumpfe, der in der Regenzeit einen Theil des See's bildete, fand ich zwei kleine Arten der Wasserlilie (Nymphaea) mit weißen Blumen, die eine von lieblichem Geruche, die andere stinkend wie Kohlentheer, und auf der Serra eine kleinblätterige Gomphia, eine Trixis und eine Baumlilie (Vellozia). Die letztere war nicht blühend, ebenso wie eine andere, die ich bei Oeiras gefunden hatte. Dieß sind die beiden nördlichsten Punkte, wo mir diese Pflanzengattung vorgekommen ist, denn ihr großer Mittelpunct liegt in den Gebirgen des Diamantendistricts.

Neunter Abschnitt.

Von Paranaguá nach Natividade.

Aufbruch nach Paranaguá. Saco da Tanque. Carrapatos, eine Qual für Reisende und Thiere. Die Serra da Batalha und de Matto Grosso. District Rio Preto. Raubüberfälle der Cherentes. Santa Rosa. Uebergang über den Rio Preto. Os Geraës. Die Chapada da Mangabeira. Die indianische Mission Duro. Schilderung dieser Indianer. Ihre Lebensweise. Cachoeira. Die Serra do Duro. Uebergang über den Fluß Manoel Alves. Ankunft in Almas. Galheiro morto. Morhinos. Ueberfluß an wildem Honig. Verschiedene Arten von Bienen. Nossa Senhora do Amparo. Unglücksfälle. Mato Virgem. Kröpfe. Die Sklaven eines Geizigen. Sociedade. Arrayal da Chapada. Natividade.

Nur mit Mühe konnte ich in Paranaguá einen Ersatzmann für den Soldaten finden, der uns von Oeiras begleitet hatte. Der Zufall führte mir einen Mulatten in den Weg, welcher mit einer großen Rinderheerde aus Goyaz gekommen und daher mit den Pfaden durch das einsame Land, das jetzt vor uns lag, bereits bekannt war. Wir verließen Paranaguá am neunundzwanzigsten September, und unsere Reise in fast südlicher Richtung fortsetzend, erreichten wir am siebenten October eine kleine,

ungefähr sechs und zwanzig Legoas entfernte Fazenda, Namens Saco do Tanque. Es war zu später Nachmittagsstunde, als wir von Paranaguá aufbrachen, und da es bei unserer Ankunft an dem oberen Ende des See's schon zu dunkeln begann, so schlugen wir hier unter einigen Bäumen unser Nachtlager auf. Gegen Morgen wurde es uns so frisch in unseren Hängematten, daß wir sie eiligst verließen, um uns an einem großen Feuer zu wärmen, welches unsere Leute die ganze Nacht unterhalten hatten. Auf unserem Ritt längs dem Ufer des See's sahen wir mehre Capivaras und Alligatoren, die bei unserer Annäherung in's Wasser schlüpften.

Bald nach unserer Abreise von Oeiras wurden wir von einer Art Schaflaus sehr geplagt, welche die Brasilianer Carrapato nennen. Dieses Insect nistet sehr zahlreich in trockenen Gebüschen, wo es sich an die kleinen Zweige setzt; es ist anfänglich nur klein (Carrapato miudo) und zeigt sich in Haufen von vielen Hunderten, welche sich, sobald ein Thier vorübergeht und sie berührt, augenblicklich anhängen und ihre Sauger so tief in die Haut bohren, daß sie nur schwer wieder herauszuziehen sind. Läßt man sie sitzen, so wachsen sie bis zur Größe einer gewöhnlichen Roßbohne und darüber; ihr Körper vergrößert sich selbst auf Gras und Büschen, doch haben sie dann ein plattes Ansehen. In dieser Gestalt nennt man das Insect Carrapato grande. Spix und Mar-

tius halten die große und die kleine Art für zwei verschiedene Gattungen, mir aber scheint es unzweifelhaft, daß sie ein und dasselbe Insect in verschiedenen Abstufungen sind. St. Hilaire und die Einwohner sind derselben Meinung. Die kleinen Carrapatos zeigen sich in den Districten, die von ihnen heimgesucht sind, nur zu Anfange der trockenen Jahreszeit, bei weiterem Vorrücken derselben verschwinden sie allmälig, und an ihrer Statt erscheinen die größeren. Sie setzen sich ohne Unterschied auf alle vierfüßige Thiere, doch haben Pferde und Ochsen am meisten von ihnen zu leiden, und während der trockenen Jahreszeit gibt es ihrer in solcher Unzahl, daß in Folge der Erschöpfung, welche sie verursachen, ganze Rinderheerden zu Grunde gehen. Sobald jedoch das Thier, auf welchem sie leben, bis zur Regenzeit sich erhalten kann, kommt es bald wieder zu Kräften, da die Nässe den Carrapatos verderblich ist. Ich habe häufig bemerkt, daß Pferde, die von diesen Geschöpfen geplagt waren, fast gänzlich davon befreit wurden, sobald sie über einen breiten Fluß geschwommen; auch waren einige Pferde dieser Plage mehr unterworfen als andere. Die trockene buschige Gegend über Paranaguá wimmelte von diesem Ungeziefer, und wir hatten fast jeden Abend, ehe wir uns in unsere Hängematten legen konnten, Hunderte davon aus unserer Haut zu bohren. Unsere Leute litten mehr als Herr Walker und ich selber, da sie zu Fuß und bis an die Kniee herauf

nackt gingen. Auf meinen botanischen Wanderungen in die Nachbarschaft unserer Lagerplätze wurde ich gewöhnlich von diesen Thierchen völlig bedeckt, und ich mußte die Kleider wechseln; doch konnte man die von ihnen eingenommenen Gegenstände, nachdem sie eine Viertelstunde an der Sonne gelegen, wieder anziehen. Ein kleiner Lieblingsaffe, den ich einige Tage nach unserer Abreise von Oeiras von einem alten Indianer bekam, hatte ebenfalls von diesen Insecten viel auszustehen. Vollkommen ausgewachsen gleicht ein großer Carrapato dem reifen Samenkorne des Ricinus, und die Wunde, welche zurückbleibt, wenn man sehr große Exemplare dieses Ungeziefers aus der Haut zieht, wird häufig zu einem bösen Geschwüre. Der Carrapato gehört zum Geschlecht Jxodes, Latreille.

Obgleich die Gegend zwischen Paranaguá und Saco do Tanque verhältnißmäßig eben ist, so findet doch eine sehr merkliche Steigung statt, und obgleich die Vegetation ziemlich denselben Charakter trägt, wie diejenige anderer Catingadistricte, so bemerkte ich doch viele mir völlig neue Sträucher und Bäume. Es befanden sich in dieser Jahreszeit nur wenige in ihrer Blüthe, und die merkwürdigste Erscheinung unter diesen war ein Baum von bedeutender Größe, den die Einwohner Sicupira nennen und der, wie ich später fand, bis weit in die Provinz Goyaz sich erstreckt. Er gehört zu der natürlichen Ordnung der Leguminosen und ist erst neuerlich von Bentham unter dem

Namen Commilobium polygalaeflorum beschrieben worden. Man erkennt ihn schon in weiter Ferne an seinen zahlreichen lilafarbigen Blumenrispen. Ein in seiner Frucht enthaltenes Oel wird von den Einwohnern als Linderungmittel gegen den Zahnschmerz gebraucht. Sehr gewöhnlich war außerdem ein großer, alles Laubwerks entkleideter Seidenbaumwollenbaum (Bombax); auf einem fand ich jedoch einige Blüthen von ungeheuerer Größe, denn sie hatten, vollkommen ausgebreitet, wohl anderthalb Fuß im Durchmesser. Die Blumenblätter waren äußerlich dunkelbraun, im Inneren aber weiß. Bei einer Fazenda Namens Riacho d'Area, wo wir eines Tages hielten, sah ich eine Anzahl großer Palmenbäume, und an ihren Stämmen bemerkte ich eine große dickstämmige Orchidee, eine Gattung des Cyrtopodium, mit vier Fuß hohen Blüthenstängeln, welche mit einer großen Rispe gelbgrundiger und braun gefleckter, wie Levkojen duftender Blumen endigten.

In sumpfigen Gebüschen fand ich auf dieser Reise sehr häufig die Vanilla planifolia, die selten Blumen, noch seltener aber Früchte trägt. Es ist jetzt hinlänglich entschieden, daß dieß die Pflanze ist, aus welcher man die echte im Handel vorkommende Vanille gewinnt. In Mexico baut man sie ihrer sehr reichlich wachsenden Frucht wegen in großer Ausdehnung, während die in Ostindien und den europäischen Treibhäusern eingeführten Pflanzen

zwar häufig Blumen erzeugt, aber sehr selten Früchte ausgebildet haben. Dr. Morton von Lüttich war der Erste, der die Naturgeschichte dieser Pflanze mit Aufmerksamkeit studirt und durch Versuche bewiesen hat, daß man die Frucht der Vanille in unseren Treibhäusern eben so gut erzeugen könne, wie in Mexico. Er hat entdeckt, daß wegen einiger Eigenthümlichkeiten in den Reproductionsorganen dieser Pflanze künstliche Befruchtung erforderlich ist. Im Jahre 1836 trug eine Pflanze in einem der Treibhäuser in dem botanischen Garten zu Lüttich vier und funfzig Blumen, die nach künstlicher Befruchtung eben so viele Schoten von gleicher Güte wie die mexicanischen hervorbrachten, und im Jahre 1837 gewann man von einer anderen Pflanze durch dasselbe Verfahren eine Ernte von ungefähr hundert Schoten. Morton schreibt die Befruchtung der Pflanze in Mexico der Wirksamkeit eines die Blume besuchenden Insects zu und erklärt dadurch den Mangel an Fruchterzeugung bei denjenigen Exemplaren, die man nach anderen Ländern versetzt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in Brasilien eben so heimisch ist, wie in Mexico; eben so gewiß ist es aber auch, daß hier die Frucht nur selten zur Reife kommt. Hat dieß ebenfalls seinen Grund in dem Mangel der Mittel, wodurch in Mexico von der Natur die Befruchtung bewirkt wird? Dieß ist ein Gegenstand, der, wie Dr. Morton richtig bemerkt, in mercantilischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit verdient, da

seine Versuche beweisen, daß sich in allen zwischen den Wendekreisen liegenden Ländern Vanille anbauen und ein reicher Fruchtertrag von ihr erzielen läßt *).

Die Gegend, durch welche wir reisten, ist sehr von der Onça der Brasilianer oder dem Jaguar (Felis onça, Linn.) geplagt, und wir hörten auf unseren Lagerplätzen allnächtlich das ferne Gebrüll dieser Thiere, aber nie kamen sie so nahe, daß wir sie hätten sehen können. Während unseres Nachtlagers in Riacho d'Area wurden wir in den ersten Stunden durch ein solches Gebrüll am Schlafe gehindert; es klang so laut und vernehmlich, als käme es ganz aus der Nähe, doch versicherte mir der Fazendeiro, der mehr an den Ton gewöhnt war, das Thier sei wenigstens eine halbe Legoa entfernt, und er schloß aus dem Lärm, den es hervorbrachte, es müsse eine sehr große männliche Unze sein. Das Gebrüll klang wie das Knurren eines erzürnten Hundes und dauerte gewöhnlich jedes Mal eine Viertelstunde, worauf es mit einem zwei oder drei Mal wiederholten Tone endigte, der fast dem unterdrückten Gebell eines großen Kettenhundes glich. Die zur Fazenda gehörigen Hunde waren wachsam und bellten, aber keiner versuchte es, das Haus zu verlassen. Meine Pferde, die nicht weit von uns auf der Weide waren,

*) Man sehe Professor Morton's Schrift „über die Erzeugung der Vanille in Europa" in Taylor's Annals of Natural History," Bd. III. S. 1. D. V.

kamen näher heran, als sie das unheimliche Geschrei dieses wilden Waldbewohners hörten; selbst diejenigen, die ich von der Küste mitgebracht hatte, folgten dem Beispiele der anderen, obgleich sie, wie ich gewiß wußte, noch nie von solchen Thieren waren überfallen worden.

Die Fazenda de Saco do Tanque liegt unmittelbar an der Gränzlinie zwischen der Provinz Piauhy und dem südwestlichen Theile der Provinz Pernambuco, im District des Rio Preto. Bald nach unserem Eintritte in diesen District erreichten wir ein erhöhtes Tafelland, Serra de Batalha genannt, das wir übersteigen mußten. Es ist von gleicher Höhe mit der Serra de Araripe bei Crato und wie diese mit einer immergrünen Vegetation bedeckt. Der Abhang ist sehr rauh, da er aus großen Blöcken eines groben weißen Sandsteines besteht, welcher dem Anscheine nach das Gestein des Gebirges bildet. Am Fuße dieser Serra und an dem Abhange machte ich seit unserem Aufbruche von Oeiras die schönsten Erwerbungen für meine Pflanzensammlungen. An feuchten, sandigen Stellen des Flusses wuchsen einige jener schönen großblumigen, kleinblätterigen Melastomaceen, die in den Gold- und Diamanten-Districten so häufig sind, und auf Sandflecken höher hinauf fand ich in ungeheuerer Menge eine Art Muscatnuß (Myristica), die nicht über drei Fuß hoch wächst. Die Bäume auf der Chapada selber bestanden hauptsächlich aus dem Nierenbaum, dem Piki, der Jatobá, Mangaba, Sicupira, Gomphia hexasperma und

einer baumartigen Bignonia; aber unter diese zerstreut gab es viele schöne Bäume und Sträucher, die ich bisher noch nicht bemerkt hatte. Der jenseitige Abhang der ungefähr drei Legoas breiten Chapada war sehr abgedacht und versank endlich in eine sumpfige, mit Buriti-Palmen bedeckte Ebene. Die ganze Gegend hatte ein sehr verschiedenes Ansehen von jener, welche hinter uns lag, denn das Auge erquickte sich nun wieder an einem frischen grünen Pflanzenleben, nachdem es sich so lange an entlaubte Bäume und einen nackten rothen Lehmboden hatte gewöhnen müssen. Alle Wälder waren immergrün, und zwischen den Gruppen der edlen Buriti-Palmen und den bewaldeten Theilen des Landes lagen offene sumpfige Campos, mit Gras und anderen, in sumpfigen Landstrichen gewöhnlichen Kräutern bedeckt.

Wir befanden uns jetzt in einer Gegend, welche häufigen Einfällen wilder Indianer ausgesetzt ist, und viele von den einsamer gelegenen Wohnungen waren um deßwillen kurz vor unserer Ankunft von ihren Besitzern verlassen worden. Als wir ungefähr eine halbe Meile längs dem Saume der ersten offenen Landstrecke, die wir erreichten, geritten waren, lag eine dieser verlassenen Wohnungen vor uns, und etwas weiter hin hielten wir vor einer anderen, die ebenfalls unbewohnt war. In Saco do Tanque anlangend, erfuhren wir, daß diese Häuser nur deßhalb verlassen worden wären, weil die Indianer vor einigen Monaten ein anderes,

das gegen zwei Legoas westlich lag, überfallen, und alle seine Bewohner ermordet hätten. Ich hatte viele meiner neuesten Sammlungen zu ordnen, und da dieß außerdem ein günstiger Ort zum Botanisiren zu sein schien, so wurde hier einen Tag lang gerastet. Auch gab es eine gute Weide für unsere Pferde, und ihnen sowohl als uns selber war Ruhe nöthig. Meine kurzen Ausflüge in die Umgegend täuschten mich nicht, denn ich fand mehre merkwürdige Pflanzen, die von allen, welche ich seither entdeckt hatte, gänzlich verschieden waren; es gab darunter ein Eryngium, eine Jussiäa, die einen kleinen, ungefähr zwanzig Fuß hohen Baum bildete, einen Baumfarn, den einzigen, der mir seit der Abreise von Crato vorgekommen war, und einige merkwürdige Eriocaulen, die in Sümpfen wuchsen. In dem verlassenen Hause, in welchem wir uns einquartirten, wurden wir auf's Furchtbarste von Mosquitos und Chigoes (Bicho do Pé) gepeinigt.

Von Batalha — so hieß der Ort, wo wir gelagert hatten, — brachte uns eine Reise von drei langen Legoas zu der Fazenda Santa Rosa. Wir hatten nur eine kleine Strecke zurückgelegt, als wir ein anderes, aber niedrigeres Gebirge als die Serra Batalha ersteigen mußten, dessen Gipfel eine Chapada von der Breite einer Legoa bildete. Nachdem wir dasselbe überschritten hatten, führte uns eine sehr allmälige Steigung auf eine dritte Hochebene, die wegen des dichten Waldes, womit sie bedeckt ist, Serra

do Mato Grosso heißt. Diese drei Gebirge möchten richtiger für ein einziges großes, als für verschiedene Bergreihen gelten, da der Abhang der letzteren eben so hoch erschien als jener der ersten und beide bedeutend größer waren als die zwischenliegenden; auch war die Süd- wie die Nordseite mit großen Sandsteinblöcken bedeckt. Wir gelangten jetzt in das Thal Santa Rosa, das sich ungefähr anderthalb Legoas nach Süden erstreckt. In der Mitte fließt ein Bach mit dem klarsten Wasser, und zu beiden Seiten erhebt sich eine Reihe hoher schöner Buriti-Palmen, welche ungeheueren Schaaren jener bereits erwähnten drei Macaoarten Schutz und Nahrung bieten. Am oberen Ende des Thales liegt ein großer See und in der Mitte ein anderer, von dem erwähnten Bache gespeißt und theils von Buriti-Palmen, theils von einer weit kleineren Palmenart umgeben, die jener sehr ähnlich, deren Stamm aber dicht mit langen scharfen Dornen bedeckt ist. Man nennt diese Gattung Buritizana, und ich fand sie nachher sehr häufig in den sumpfigen Campos der Provinz Goyaz. Dieses anmuthige Thal ist an seiner breitesten Stelle, wo die Fazenda dieses Namens liegt, eine Legoa breit und wird auf der Nordwestseite von der Serra do Livramento umschlossen, welche von derselben Höhe ist wie die Serra do Mato Grosso, die es auf der Nordostseite begränzt.

Kurz nachdem wir den Abhang des Gebirges erreicht hatten, hielten mich die vielen neuen Pflanzen, die hier

wuchsen, eine große Strecke hinter meinem Reisezuge zurück; doch da dieß sehr häufig der Fall war, so wurde von meinen Leuten nicht darauf geachtet. Ich behielt selten Jemand bei mir, denn mein Auge war durch lange Uebung daran gewöhnt, aus den Fußstapfen der Pferde und Leute die Spur meiner Karawane zu erkennen, und da überdieß dieser Weg seit langer Zeit von keinem Reisenden betreten worden war, so schien kaum eine Möglichkeit vorhanden, ihn zu verfehlen. Aber ich ward getäuscht; denn obgleich ich jene Fußstapfen bis zu dem unteren Theile des oberen See's verfolgte, wo der Boden sehr weich und von Rindern und Pferden zertreten war, welche, um zu saufen, hierher kamen, so wollte es mir doch jenseit dieser kothigen Stelle, die einen bedeutenden Umfang hatte, trotz langer Mühe nicht gelingen, die Spur meiner Leute wieder aufzufinden. Es ist Herkommen unter den Reisenden in diesen einsamen Theilen Brasiliens, daß derjenige, welcher zufällig zurückbleibt und die Spur seiner Gefährten verliert, in der Nähe des Ortes sich aufhalte, wo er dieselbe zuerst vermißt hat, damit man ihn desto leichter wieder auffinden könne. Hiernach mich richtend und vest überzeugt, daß vor Anbruch der Nacht einer von meinen Leuten mich suchen würde, kehrte ich nach dem Fuße der Serra zurück. Unter einigen schattigen Bäumen am Wege stieg ich ab, und nachdem ich meinem Pferde mit dem Zügel die Vorderfüße gebunden hatte, damit es grasen, aber nicht davon

laufen könne, setzte ich mich unter einen dieser Bäume, um die auf meinem Morgenritte gesammelten Pflanzen zu untersuchen. Ich befürchtete nichts weiter, als daß mich zufällig einer von den wandernden Indianerstämmen überraschen möchte, die in den benachbarten Wäldern hausen und in Folge der Verfolgung, welche sie von den Brasilianern erlitten haben, jeden Weißen für ein rechtmäßiges Jagdthier halten. Erst spät am Nachmittage sandte Walker einen unserer Leute nach mir zurück, und als wir an die Stelle kamen, wo ich ihre Spur verloren hatte, erwies es sich, daß sie auf einem schmalen, ganz mit langem Grase bedeckten Pfade nach der anderen Seite des See's gezogen waren.

Da wir in Senhor Antonio Jozé de Guimarãens, dem Besitzer der Fazenda Santa Rosa, einen sehr artigen und gefälligen Mann kennen lernten, so beschloß ich, einige Tage hier zu bleiben, um die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise zu treffen, welche uns gegen vierzig Legoas weit durch ein völlig unbewohntes Land führte. Ich ordnete meine zwischen Paranaguá und Santa Rosa erworbenen Sammlungen, hatte aber nicht geringe Mühe, ein neues Pferd zu erhandeln. Unser Wirth konnte keines entbehren, das meinem Zwecke entsprochen hätte, aber er begleitete Herrn Walker sehr zuvorkommend nach einer fünf Legoas entfernten Fazenda und half ihm daselbst eines kaufen. Unsere Zehrvorräthe wollten ebenfalls er=

neuert sein, und es wurde zu diesem Zwecke ein Ochse gekauft und sein Fleisch an der Sonne getrocknet. Farinha war in Santa Rosa nicht zu bekommen, aber unser Wirth ging selbst nach einer anderen Fazenda, gegen vier Legoas östlich, um einen Vorrath davon für mich einzukaufen. Die zur Fortschaffung meiner Sammlungen nöthigen Futterale von Thierhaut aber mußten wir uns unter Walker's Anleitung selber fertigen, der in Allem, was zur Ausrüstung des Reisezuges gehörte, sehr erfahren war. Während der zwölf Tage, die wir an diesem Orte zu verweilen für nöthig fanden, versäumte ich keine Gelegenheit, meine Sammlungen durch Ausflüge in die Nachbarschaft und besonders nach den das Thal umschließenden Gebirgen zu vermehren. Am Ufer eines Bächleins, in geringer Entfernung vom Hause, wuchs einer der schönsten Bäume, die ich je alleinstehend gesehen habe. Es war eine Gattung der Qualea mit einem nackten, geraden, ungefähr hundert Fuß hohen Stamme und weit sich ausbreitenden Aesten am Gipfel. Da er bald nach unserer Ankunft zu blühen begann, und es kein anderes Mittel gab, einige Exemplare zu erlangen, als den Baum zu fällen, so war Senhor Guimaraens, als er meinen Wunsch vernommen hatte, augenblicklich hierzu bereit. Nachdem er selber und zwei meiner Leute zwei Stunden gearbeitet hatten, fiel der schöne Baum, dessen Vernichtung mein Bedauern erweckte, mit furchtbarem Krachen zu Boden.

Es war am Morgen des einundzwanzigsten Septembers, als wir von Santa Rosa aufbrachen, und nach einer Reise von drei Legoas erreichten wir das nördliche Ufer des Rio Preto, von welchem der District seinen Namen hat und der, auf der Ostseite der Serra do Ouro entspringend, eine kleine Strecke über Villa da Barra in den Rio de San Francisco fällt. Nachdem wir dem Laufe dieses Flusses stromabwärts eine Viertelmeile weit gefolgt waren, gelangten wir zu der Fähre, auf welcher man nach der Fazenda Santa Maria am jenseitigen Ufer schifft. Der Fluß ist hier ungefähr dreißig Ellen breit, sehr tief und reißend. In einiger Entfernung erscheint das Wasser so schwarz wie Tinte, und daher jener Name, in der Nähe aber ist es so klar, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen kann, und wir fanden ihn von vielen schönen Fischen belebt. Unser Gepäck wurde von einem alten Indianer in einem Kanoe hinübergeschafft, welches so klein war, daß es auf ein Mal nur eine einzige Pferdeladung aufnehmen konnte. Wir verzehrten unser Mittagsmahl unter den breiten Aesten eines Nierenbaumes, obgleich derselbe nur einen mangelhaften Schutz gegen die Strahlen der Sonne gewährt, da er nie sehr dicht belaubt ist. Hierauf badeten wir in dem klaren Flusse und freuten uns der Aussicht, diesen Genuß mehre Tage lang wiederholen zu können, da unser Weg nach Westen längs seinem Ufer lief. Es gibt für einen Reisen-

den in tropischen Ländern keine größere Erquickung als häufige Abwaschungen in kühlem Wasser. Wir befanden uns nicht weit von dem Hause, an welchem die Indianer die bereits erwähnte Gewaltthat verübt hatten. Der Angriff war am Tage geschehen, während die Männer auf dem Felde gewesen, und die Wilden hatten, nachdem sie das Haus in Brand gesteckt und drei Weiber getödtet, zwei Kinder als Beute davongeführt. Die Bewohner von Santa Maria theilten mir mit, daß sie in beständiger Angst vor den Indianern lebten und die ernstliche Absicht hätten, nach bevölkerteren Districten überzusiedeln. Diese Indianer haben ihren Aufenthalt gewöhnlich in bedeutender Entfernung nach Nordwesten und streifen nur in diese Gegend, wenn sie Wild verfolgen. Man nennt sie Cherentes. Jener Ueberfall war, wie man vermuthete, von einem Indianer ausgegangen, den man aus Versehen durch einen Schuß verwundet und der sich dafür mit Hilfe einiger Landsleute zu rächen gesucht hatte.

Der öde, gegen vierzig Legoas breite Landstrich, den wir jetzt zu durchschneiden hatten, um die Provinz Goyaz zu erreichen, wird von den Einwohnern Os Geraës genannt. Er wird, ausgenommen von Viehtreibern, die aus dem Norden von Goyaz mit Rinderheerden nach Bahia ziehen, nur selten besucht; aber es führt ein Weg hindurch, und der Mulatte, den ich in Paranaguá in Dienst genommen, und der ihn schon einmal zurückgelegt hatte,

diente uns als Führer. Von ihm erfuhr ich, daß auf der ganzen Strecke nur eine einzige Wohnung zu finden sei, eine kleine Hütte, die von Zeit zu Zeit ein alter Mann, halb Indianer, halb Portugiese, bewohne; doch dieß that mir keinen Eintrag, da ich mich für diese Reise mit hinlänglichen Lebensmitteln versorgt hatte. Die Geschichten, die dieser Mann von den Indianern erzählte, versetzten meine Begleiter in Furcht und Schrecken, und ich war demnach genöthigt, all meine Waffen in gehörigen Stand zu bringen, damit wir ein so furchtbares Ansehen gewönnen, als irgend möglich. Ich selber trug ein Paar Taschenpistolen außer denen in meinen Halftern und an meinem Gürtel ein großes Messer. Herr Walker war außer dem gewöhnlichen Dolchmesser der Brasilianer mit einem kleinen Säbel, und jeder meiner Leute mit einer Flinte bewehrt, aber glücklicher Weise hatten wir von diesen Waffen keinen Gebrauch zu machen. Die hiesigen Einwohner haben eine gewaltige Scheu vor dieser menschenleeren Landstrecke, und ehe ich sie betrat, wurde ich häufig gefragt, ob mir nicht bange, mich mit so wenig Begleitern dahin zu wagen. Ihre Furcht ist meiner Meinung nach zum großen Theil eine Folge ihrer Feigheit, einer in allen von mir besuchten Landestheilen sehr gewöhnlichen Erscheinung. Ich für meine Person war allzusehr mit dem Gedanken an die reiche Ernte neuer Naturerzeugnisse beschäftigt, welche ich zu finden hoffte, als daß ich mich viel um

diese Gefahren hätte kümmern können. Das ganze Land, das ich von der Küste bei Aracaty aus bereist hatte, war jungfräulicher Boden für den Naturforscher, mit Ausnahme von Oeiras, das bereits von Spix und Martius auf ihrer Reise von Bahia nach Maranham berührt worden war.

Wir gelangten in die Geraës am Nachmittag desselben Tages, an welchem wir Santa Maria erreichten, aber der erste Theil unserer Reise war nichts weniger als glückverkündend. Unser Weg führte westwärts längs den Ufern des Rio Preto hin, der mit Buriti- und Buritizana-Palmen und vielen Blüthensträuchern umsäumt war. Nachdem wir zwei Legoas zurückgelegt, bedeckte sich der westliche Himmel mit schwarzen Wolken, und kurz darauf hörten wir fernen Donner. Wir hielten am Ufer unter einigen großen Bäumen, aber der Sturm brach los, ehe wir uns den nöthigen Schutz verschafft. Es zuckten hellleuchtende Blitze aus den Wolken, der Donner rollte laut, und der Regen goß in Strömen herab. Zwei große Häute, die wir über uns an den Zweigen bevestigten, gewährten uns ein leidliches Obdach, und sobald der Sturm sich gelegt, vergrößerten wir unser Haus, damit wir, im Fall er zurückkehrte, eine Zuflucht hätten, und es war gut, daß wir dieß thaten, denn nachdem wir wie gewöhnlich unsere Hängematten zwischen den Bäumen bevestigt hatten, wurden wir gegen Mitternacht von einem furchtbaren Donnerschlage unmittelbar über uns geweckt, und ein heftiger Regen-

guß nöthigte uns, in die Hütte von Häuten zu flüchten. Mir dünkte dieser Sturm grauenvoller als irgend ein anderer, den ich bis jetzt gehört hatte, aber dieses Gefühl wurde vielleicht durch die Abgeschiedenheit vermehrt, in welcher wir uns befanden. Man könnte mich fragen, warum ich kein Zelt bei mir führte. Ich hätte es thun können, aber ich machte es mir auf meinen Reisen zur Regel, mich nach den Gebräuchen des Landes zu richten, und im Norden Brasiliens wird es Niemandem einfallen, sich mit einem Zelte zu belasten. Längere Reisen werden in der Regenzeit vermieden, und da die trockene Jahreszeit mehr als sieben Monate dauert, so wird stets nur diese hierzu benutzt. Diese Gewitterstürme sind immer die Vorboten der heftigen, anhaltenden Regengüsse, aber wir hofften, bis dahin irgend eine Stadt im Norden der Provinz Goyaz zu erreichen, wo wir die Rückkehr der zum Reisen geeigneten Jahreszeit erwarten könnten.

Am zweiten Tage legten wir eine Reise von sechs Legoas zurück. Zuweilen führte unser Weg durch dichte Wälder am Ufer des Flusses, zuweilen über offenes Wiesenland, wo sich Gruppen von Buriti-Palmen erhoben, und dann wieder über leicht erhöhte Flächen, die mit niedrigem Gebüsch und vielen großen wunderlichen Baumlilien, Vellozien, bedeckt waren, an welchen ich vergebens nach Blumen spähte, da es deren hier nur in der trockenen Jahreszeit gibt. Des Mittags hielten wir eine kurze Rast in einer

kunstlosen, von früheren Reisenden errichteten Hütte von Palmblättern an dem waldigen Saume eines schönen, ungefähr eine Viertelmeile in's Gevierte sich ausdehnenden Wiesenlandes. Spät am Nachmittage wurde der westliche Himmel verfinstert, und kurz nachher erschienen alle Anzeichen eines nahenden Gewittersturmes. Wir ritten so schnell, als der Weg es gestattete, da wir von unserem Führer erfuhren, daß wir nicht sehr weit mehr bis zur Hütte eines alten Indianers hätten. Es begann zu blitzen, und in der Ferne rollte der Donner; allmälig kam er näher, und der westliche Himmel war von Zeit zu Zeit vom Horizont bis zum Zenith mit einer einzigen blauen Flamme überdeckt, welche auf Augenblicke die zu Ende gehende Dämmerung in fast hellen Tag verwandelte. Dank unserem guten Geschick, das Unwetter nahm seinen Zug nach Norden über eine hohe, in jener Richtung liegende Serra, dann aber veränderte es seinen Lauf und folgte uns hart auf den Fersen. Es war völlig Nacht geworden, als wir endlich die einsame Wohnung erreichten, und indem ich an die kleine Pforte ritt, trat der Eigenthümer mit einer Flinte in der Hand heraus. Er gab uns augenblicklich die Erlaubniß, für die Nacht den Schutz eines offenen Schuppens zu benutzen, und kaum war das Gepäck darin untergebracht und die Wetterseite mit einigen großen Häuten verhangen, als das Ungewitter in seiner ganzen Wuth zum Ausbruch kam. Ein

heftiger Sturmwind löschte schnell unsere Lichter aus, und wir mußten noch dankbar sein, daß er nicht das ganze Gebäude hinwegriß. Doch so unbehaglich diese Wohnung auch sein mochte, wir waren dennoch froh, wenigstens ein solches Obdach gefunden zu haben.

Der alte Mann erzählte mir, daß er in beständiger Angst vor einem Ueberfall der Cherentes lebe. Er bewohnte diesen einsamen Ort seit drei Jahren, hatte sich aber jetzt entschlossen, ihn in einigen Monaten zu verlassen. Seine Frau war vor einem Jahre gestorben, und er selber und drei kleine Kinder waren die einzigen Bewohner dieser Hütte. Er besaß zwei Häuser, wovon das beßte an dem einen Ende unseres Schuppens lag, aber er hatte nie darin gewohnt, weil die Indianer, wie er sagte, so oft sie ein Haus überfielen, es jedes Mal in Brand steckten und umzingelten, so daß Niemand entrinnen könne. Die Hütte, in welcher er hauste, lag etwas weiter davon entfernt und war nicht viel besser als ein Schweinestall, aber er sagte uns, er könne von hier aus im Fall eines Angriffes sehr leicht in die Wälder flüchten. Auf einem kleinen Stück Landes baute er etwas Mandiocca, Mais, Baumwolle und Bananen. Er besaß keine eigenen Rinder, doch erfuhr ich nachher, daß er eine große Geschicklichkeit besitze, Ochsen aus den Rinderheerden zu stehlen, die dann und wann auf ihrem Wege nach der Küste hier vorüberziehen.

Drei Tage nachdem wir diese Wohnung verlassen hat-

ten, erreichten wir eine Stelle, wo der Rio Preto die Provinz Pernambuco von der Provinz Goyaz trennt. Die Gegend, welche wir durchschnitten, war ziemlich von derselben Beschaffenheit wie der erste Theil der Geraës, nur mit Ausnahme der letzten vier Legoas, welche durch ein wellenförmig erhöhtes und von baumartiger Vegetation entblößtes Gelände führten. Der Boden bestand aus einem weißen Sande und war nur dünn mit Zwergsträuchern und kleinen trockenen Grasbüscheln bedeckt; nur hier und da stand ein kleiner verbutteter Baum unter den Büschen; in der Nähe des Flusses aber wurde die Gegend flacher und besser bewaldet. Trotz der dürren Beschaffenheit dieser Strecke war dennoch ihr spärlicher Pflanzenwuchs mit wenigen Ausnahmen vollkommen neu für mich. Die feuchteren Sandstellen boten mir mehre jener seltenen Gattungen des Eriocaulon, die in meinen Sammlungen so häufig vorkommen, und eine davon, welche ich kurz vor unserer Ankunft bei dem Flusse entdeckte, war ungefähr fünf Fuß hoch und mit großen Zweigen versehen. Ich fand diese merkwürdigen Pflanzen nachher in großer Menge in dem Diamanten-District, dem großen Mittelpuncte der Eriocaulen wie der Vellozien oder Baumlilien. Der Fluß hatte hier ungefähr vierzig Fuß Breite und nicht weniger als sechszehn bis zwanzig Fuß Tiefe; der Strom war noch immer reißend und das Wasser so klar, daß wir ganz deutlich den Grund sehen konnten. Am Ufer wuch-

sen mehre Buriti-Palmen, und die Brücke, auf welcher wir hinüber gingen, war ein gefällter, über dem Flusse liegender Baum dieser Art. Die Hinüberschaffung unseres Gepäckes geschah nicht ohne bedeutende Mühe, und als wir damit zu Stande waren, ließ man etwas weiter stromaufwärts die Pferde hinüberschwimmen. Ungefähr zweihundert Schritte vom Ufer lagerten wir unter einem großen Myrthenbaume (Myrcia), wo wir einen Tag lang verweilten, denn ich fand, daß dieß ein treffslicher Ort für meine Forschungen war. In einem Sumpfe am Flußufer sammelte ich Exemplare einer Isoetes, die sich nicht von derjenigen zu unterscheiden scheint, welche in Großbritannien wächst (Isoetes lacustris Linn.). Der Anblick dieser Pflanze erweckte in mir angenehme Erinnerungen an längst vergangene Zeiten; es ging eine lange Reihe von Gedanken durch meine Seele, und schließlich verglich ich diese Pflanze mit mir selber — einem Fremdling in einem fremden Lande und mit noch fremderen Gefährten vereint.

Unsere nächste Reise, auf welcher wir vier lange Legoas durch ein trockenes, welliges, sandiges und dünnbewaldetes Gelände zurücklegten, brachte uns an den Fuß der Chapada da Mangabeira, eines erhöhten, ebenen und fast vierzig Meilen breiten Tafellandes. Wir wurden auf dieser Strecke von einer glühend heißen Sonne gebrannt; nicht ein Lüftchen wehte, und wir Alle litten an brennendem Durst, da nirgends ein Tropfen Wasser zu finden war

und unsere Leute beim Aufbruche verabsäumt hatten, den großen ledernen Behälter (Boracho) zu füllen. Ich hatte es kurz nach der Abreise von Oeiras für nöthig befunden, mir diesen unentbehrlichen Artikel anzuschaffen; er hielt zwei Gallonen und wurde, wenn er gefüllt war, zwischen den beiden Seitenladungen eines der Pferde getragen. Wir lagerten unter einem großen Piki-Baume, nicht weit von einem Quell, der sein kühles klares Wasser in einen großen Sumpf ergoß. Da dieß bis ans Ende der Chapada die einzige mit Wasser versehene Stelle ist, so verläßt man sie gewöhnlich um Mittag, reiset hierauf, ohne anzuhalten, bis man die Hälfte der Strecke zurückgelegt hat, und indem man am nächsten Morgen in aller Frühe wieder aufbricht, kann man auf diese Weise noch am Vormittage den nächsten Wasserort erreichen.

Am Tage nach unserer Ankunft am Fuße der Chapada traten wir um ein Uhr Mittags unseren Uebergang an. Die Pferde wurden erst tüchtig getränkt, und ich sah darauf, daß man dießmal nicht wieder den ledernen Schlauch zu füllen vergaß. Eine halbe Legoa weiter gelangten wir durch eine allmälige Steigung auf die Chapada und wurden zu gleicher Zeit von einem Gewitter ereilt, das aber vorüberzog, ohne uns sehr zu durchnässen. Nach einer Reise von fünf Legoas erreichten wir eine Gruppe von einigen kleinen Bäumen, und unter diesen nahmen wir unser Nachtlager. Auf den ersten anderthalb Legoas war

die Chapada nur wenig mit kleinen Bäumen bewaldet, die allmälig immer dünner und kleiner wurden, bis sie endlich ganz verschwanden; nur einige verbuttete, höchstens andert-halb Fuß hohe Sträucher wachsen auf diesem öden Land-strich, und das einzige lebende Wesen, das uns sichtbar ward, war eine Art Heuschrecke von zwei Zoll Länge, die in dichten Schwärmen vor unseren Pferden aufstieg. Zu beiden Seiten des Weges lagen Gerippe von Pferden und Ochsen, ohne Zweifel die Ueberreste von Thieren, welche auf dem Wege durch diese Wüste aus Erschöpfung zu-sammengesunken und aus Mangel an Wasser hier um-gekommen waren. Nachdem das Gewitter vorübergezogen, wurde der Himmel klar und unbewölkt, und der Sonnen-untergang, welcher folgte, war einer der schönsten, die ich je gesehen habe; seine Pracht und die meeresgleiche Ebene, über welche wir zogen, erinnerten mich an jene entzücken-den Schauspiele, die ich so häufig auf dem Meere zwi-schen den Wendekreisen angestaunt. Die Atmosphäre war lieblich kühl und mit dem köstlichen Duft eines damals blühenden und sehr zahlreich vorkommenden Strauches durchwürzt. Dieser Strauch, in welchem ich später die Spiranthera odoratissima des St. Hilaire erkannte, wächst in kleinen Gruppen und trägt große Dolden rein-weißer Blumen, größer als jene des Geißblattes, aber an Gestalt ihnen nicht unähnlich, obgleich sie an Geruch mehr den Blüthen des Jasmins gleichen. Bald nachdem wir

unseren Lagerplatz erreicht hatten, wurde der westliche Himmel auf's Neue von drohenden Wolken verhüllt; es blitzte heftig, und es schien ein neues Ungewitter heranzuziehen. Wir bevestigten wie gewöhnlich unsere Hängematten zwischen den Bäumen und brachten die Nacht gegen unsere Erwartung ohne Regen zu.

Nach Tagesanbruch zogen wir weiter, und nachdem wir abermals fünf Legoas zurückgelegt, deren größter Theil aus einem der schlechtesten Wege bestand, auf die wir bis jetzt gestoßen waren, hielten wir auf der Südwestseite der Chapada unter einigen großen Bäumen dicht an einem Sumpfe. Eine halbe Legoa von dem Orte, wo wir übernachteten, beginnt der Abhang der Chapada, und von hier aus bietet sich eine schöne Aussicht über eine große Ebene dar, die fast ganz von einer Kette niedriger Berge umschlossen ist, deren mehre im Süden eine kegelförmige Gestalt haben. Der Abhang war sehr felsig, und auf beiden Seiten des Weges standen viele vereinzelte säulenartige und mauerähnliche Steinblöcke, die den Reisenden in den Wahn versetzen konnten, als ziehe er durch die Trümmer einer großen, die durch irgend ein mächtiges Ereigniß zerstörten Stadt. Der Felsen ist ein Conglomerat, und da viele der gerundeten Steine, aus welchen er zusammengesetzt ist, von bedeutender Größe sind, so wird jene Aehnlichkeit um so auffallender. Die Südwestseite der Chapada besteht gänzlich aus einem groben Sandsteine, der

an einigen Stellen bedeutend weicher ist als an anderen, und die trümmerartigen Theile sind ohne Zweifel durch eine Desintegration jener weicheren Stellen entstanden. Wir mußten auf dem Abhange häufig absteigen und unsere Pferde führen; eines der Packpferde fiel und überstürzte sich mehre Male, ehe es wieder vesten Fuß fassen konnte. Sobald wir den Sumpf erreicht hatten, stürzten die Thiere ins Wasser, um ihren Durst zu stillen, ehe man sie ihrer Bürde entledigen konnte, und obgleich es noch früh am Tage war, so beschloß ich dennoch, bis zum nächsten Morgen hier Rast zu halten. Der Abendhimmel umwölkte sich wieder, und in der Ferne blitzte und donnerte es, was uns veranlaßte, eine Hütte von Häuten zu errichten, damit wir, wenn es regnen sollte, ein Obdach hätten; aber es regnete nicht.

Am nächsten Morgen in aller Frühe wieder aufbrechend, wollten wir unmittelbar bis nach Duro, einer vier Legoas entfernten Indianer-Mission, reisen, geriethen aber, als wir ungefähr noch eine Legoa davon entfernt waren, auf einen falschen Weg. Unser Führer bemerkte dieß erst, nachdem wir bereits zwei Legoas zurückgelegt hatten, und da es mittlerweile Mittag geworden war, so hielten wir, um zu frühstücken, unter einer großen Vochysia, die einen klaren Quell beschattete; aber wir hatten kaum von diesem Ruheplatze Besitz genommen, als mehre Tausend kleine Bienen, nicht größer als die gewöhnliche Hausfliege, ihn uns

streitig machten. Sie kamen summend von allen Seiten aus dem hohlen Baumstamme, in welchem sie ihre Wohnung hatten, und obgleich sie keine Stacheln besaßen, so wurden wir doch nicht wenig von ihnen belästigt, indem sie uns in's Gesicht flogen und sich in die Haare verfitzten. Als wir aber ein großes Feuer angebrannt, wurden sie bald etwas verscheucht. Am meisten schienen sie meinen kleinen Affen zu quälen; er bedeckte seinen Kopf mit den Händen, sprang mir mit furchtbarem Geschrei auf den Leib und verkroch sich unter meine Jacke.

Die Gegend, durch welche wir zogen, ehe wir zu diesem Ruheorte kamen, war von wellenförmiger Beschaffenheit und bestand meist aus großen offenen Campos, hauptsächlich mit einem weißen, nur spärlich bewachsenen Sandboden bedeckt, welcher in dem glänzenden Sonnenschein einen sehr ermüdenden Eindruck auf das Auge machte. Auf diesen Campos sowohl als auf der Chapada da Mangabeira findet man in großer Menge eine Zwerggattung des Nierenbaumes, die gesellschaftsweise und nicht über einen Fuß hoch wächst. Ich sah sie blühend und fruchttragend, doch waren ihre Früchte nicht größer als Stachelbeeren. Sie scheint von der baumartigen Gattung verschieden zu sein und wird von den Brasilianern Cajú rasteiro genannt. Obgleich die bergigen Theile der Gegend trocken sind und ein unfruchtbares Ansehen haben, so sind doch all die kleinen Schluchten oder Thäler, welche sie

durchschneiden, von einem kühlen klaren Bache bewässert und meist gut bewaldet. Eine halbe Meile von der Aldea Duro holten wir einen Indianer ein, der aus den Wäldern zurückkehrte. Er führte uns nach dem Hause eines Häuptlings, und wir erkundigten uns bei diesem nach einer Wohnung; aber er wußte keine. Eine Weile nachher gestattete man uns die Besitznahme eines noch unvollendeten Hauses, das ringsherum offen, aber mit einem guten Dache versehen war; mit Hilfe einiger Häute wurde ihm jedoch ein etwas wohnliches Ansehen gegeben. Da ich es nöthig fand, einige Tage hier zu bleiben, so war mir selbst diese Wohnung willkommen, indem es sich jetzt, wo die Regen begannen, nicht mehr gut unter freiem Himmel herbergen ließ.

Die Mission Duro liegt auf der Serra gleiches Namens, und zwar auf einem niedrigen, flachen Hügel, um dessen westlichen Fuß ein kleiner Fluß Namens Riacho de Sucuriú fließt, der die Einwohner zu allen Jahreszeiten mit trefflichem Wasser versorgt. Die Aldea selber zählt ungefähr zwanzig Häuser, alle von der kläglichsten Beschaffenheit; der größte Theil derselben besteht nur aus einem mit Palmblättern bedeckten Rahmenwerk von Stangen; viele sind durch die vereinten Wirkungen der Zeit und der Witterung dergestalt zerstört worden, daß sie keinen Schutz gegen Wind oder Regen mehr gewähren, und andere, aus Flechtwerk und Lehm erbaut, befin-

den sich in keinem besseren Zustande. Sie bilden zusammen ein unregelmäßiges Viereck, wovon jedoch zwei Seiten noch ziemlich offen sind. Auf der Westseite steht eine kleine fast in Trümmer verfallene Kapelle, vor welcher sich ein schöner großer Genipapo-Baum erhebt. Die Mission besitzt im Ganzen zwölf Quadratlegoas Land als das bei ihrer Gründung durch die Jesuiten ihr zuerkannte Gebiet, und auf diesem zerstreut liegen noch zwanzig bis dreißig andere Häuser. Die ganze Bevölkerung belief sich zur Zeit meines Besuchs auf 250 Seelen. Obgleich der größere Theil derselben aus Indianern reiner Race besteht, so haben doch viele mit den Schwarzen sich gemischt, die von Zeit zu Zeit ihren Wohnort unter ihnen genommen haben, und worunter sich viele entlaufene Sclaven befanden. Man erkennt jedoch den reinen Indianer sehr leicht an seiner rothen Farbe, seinem langen straffen Haar, seinen hohen Backenknochen und der eigenthümlichen Schiefheit seiner Augen. Trotzdem daß das gegenwärtige Geschlecht in einer gewissen Gesittung aufgewachsen ist, so sind ihm doch noch immer viele Merkmale der Wildheit geblieben. Einige der Angeseheneren unter ihnen erscheinen in der Tracht der Brasilianer der Sertão, d. h. in kurzen Beinkleidern von Baumwolle und einem lose heraushängenden Hemd von gleichem Stoffe; andere bedienen sich nur der Beinkleider, die gewöhnlich nichts weniger als reinlich sind und aus einem groben, von den Frauen gewirkten Stoffe gefertigt werden. Die

Kleidung der letzteren ist ebenfalls sehr einfach; einige tragen ein Hemd und einen Rock von gedrucktem Kaliko, die meisten aber sind nur mit einem um die Hüften be- vestigten Rock von demselben groben Zeuche bekleidet, wie es die Männer tragen, während der Oberkörper entblößt bleibt. Die Mädchen laufen bis zum neunten oder zehn- ten Jahre ganz nackt herum und die Knaben bis zu ih- rem zwölften bis vierzehnten. Einige der jungen Mäd- chen haben sehr anmuthige Gesichter, die jedoch, nach dem Aussehen der älteren Frauen zu urtheilen, nicht von langer Dauer sind.

Obgleich Boden und Klima der Mission dem Anbaue der verschiedenen Tropengewächse vollkommen günstig sind, so herrscht doch eine solche Trägheit unter den Einwoh- nern, daß sie sich fast immer in Hungersnoth befinden. Ich konnte weder Mandiocca-Mehl, noch Reis, Yams- wurz, Bataten, Paradiesfeigen oder Bananen bekom- men, und nur mit der größten Mühe gelang es uns, zur Ergänzung unserer erschöpften Fleischvorräthe eine Kuh zu kaufen. Die ganze Mission hat nur ungefähr vierzig Rin- der, und diese gehören zwei Personen; die Zahl der Pferde beläuft sich auf nicht mehr als siebenzehn. Der größere Theil der Nahrungsmittel dieser Leute ist vegetabilischer Art und besteht aus wilden Früchten, welche sie in den Wäldern sammeln, als Nüssen von verschiedenen Palmen und dem Obst der Piki, Pusá, Mangabá, Jatobá,

Pitomba, Guava, Araçá u. s. w. Zur Zeit, als wir unter ihnen wohnten, bedienten sie sich hauptsächlich einer Art Palmennuß von anderthalb Zoll Länge, welche sie Schodó nennen. Sie schneiden erst das ölige Fleisch ab, das dem faserigen Theile der Cacaonuß entspricht, und ein großer Stein, der gewöhnlich vor der Thüre liegt, dient zum Aufschlagen der Nüsse. Am frühen Morgen zogen viele dieser Indianer, von einer Art Trommel geweckt, in die westlichen Wälder hinaus, um solche Nüsse einzusammeln, und den Tag über hörte man nichts als das Geklapper der steinernen Nußknacker. Die wenige animalische Nahrung, die sie genießen, wird durch die Jagd erlangt, und es ist diese bei den jungen Männern eine weit beliebtere Beschäftigung als das Arbeiten in einer Pflanzung. Einige Tage nach unserer Ankunft unternahmen dreizehn bis vierzehn derselben einen Jagdzug nach der anderen Seite der Chapada da Mangabeira, von welchem sie nach acht Tagen beutebeladen heimkehrten. Sie hatten Rothwild und eine große Art des Bisamschweines (Queixada) erlegt und das Fleisch dieser Thiere, um es einige Tage zu erhalten, bereits unterwegs halb gebraten, da es ihnen an Salz zum Einpökeln fehlte. Bei ihrer Ankunft in der Aldea vertheilten sie die Beute unter ihre Freunde, welche sie augenblicklich ohne Salz und ohne alles Gemüse, nur mit etwas Pfeffer, verschlangen. Am nächsten Tage war fast nicht ein einziger Indianer zu sehen, denn sie

schliefen wie die Boa Constrictor ihre übermäßige Mahlzeit aus. Als wir unsere Kuh tödteten, besorgte ich, es möchte kaum etwas für uns selber übrig bleiben, denn einer bat um den Kopf, ein anderer um die Füße, ein dritter um die Leber und sofort, und nachdem alle inneren Theile vergriffen waren, verlangten sie sogar nach dem Fleisch.

Bis zu den letzten zehn Jahren hatten diese Indianer ihre eigenen Geistlichen gehabt, seitdem aber hat diese Wohlthat aufgehört, und es besucht sie jetzt alljährlich auf einige Tage ein Priester aus der dreißig Legoas entfernten Villa de Natividade, wo ihre Hochzeiten gefeiert und ihre Kinder getauft werden. Es gibt keine Schule in der Aldea, und die zwei Häuptlinge sind die einzigen Leute, welche lesen und schreiben können. Einer von ihnen ist ein Mann von vierzig Jahren; der andere, Luiz Francisco Pinto genannt, war damals vier und siebenzig, und von ihm erhielt ich fast alle meine Nachrichten über die Mission. Seine Frau, die fast eben so alt war, als er selber, lag an der Wassersucht darnieder; ich machte ihr während meines Aufenthaltes häufig meinen Besuch und verordnete die Arzneimittel, die mir zweckmäßig dünkten; am meisten aber erfreute ich sie durch eine kleine Schale Thee, welche ich ihr früh und abends zuschickte. Ein Theil der Wand des Gemaches, in welchem sie lag, war eingefallen, doch hatte man, um Wind und Regen abzuhalten, die Oeffnung mit einigen Palmblättern verstopft. Alle Ein=

wohner sprechen portugiesisch, viele aber bewahren noch immer die Sprache ihrer Väter.

Von dem alten Häuptling erfuhr ich, daß die Mission im Jahre 1730 von einem Oberstleutnant Wenceslão Gomez gestiftet wurde, der, mit Truppen von Pernambuco kommend, die Coroá-Indianer besiegte, von welchen das jetzige Geschlecht herstammt. Sie bildeten damals drei Aldeas und zählten im Ganzen ungefähr tausend Köpfe. Diese drei Aldeas wurden zu einer einzigen, dem heutigen Duro, vereinigt, welches die Indianer in ihrer eigenen Sprache „Ropechedy", d. h. schöne Lage, nennen, welchen Namen der Ort vollkommen verdient. Auch hier fand ich die Einwohner in beständiger Angst vor den Cherentes, welche die Wälder an den Ufern des Rio Tocantins nordwestlich von Duro bewohnen. Diese Indianer haben verschiedene Angriffe gegen die Mission unternommen, die größte Verheerung aber verübten sie im Jahre 1789, wo ungefähr zweihundert von ihnen eines Morgens um zehn Uhr die Aldea umzingelten und, ehe der Abend kam, alle äußeren Häuser niedergebrannt und ungefähr vierzig Bewohner — Männer, Weiber und Kinder — getödtet hatten. Vier andere Kinder schleppten sie in die Gefangenschaft, und unter diesen befanden sich zwei Neffen des alten Häuptlings. Die Einwohner unterhielten ein beständiges Gewehrfeuer gegen die Cherentes, aber sie wußten nicht, wie viele sie getödtet hatten, da diese all' ihre Todten mit hinwegnahmen.

Während unserer Anwesenheit brannten mehrmals bei Nacht in nicht gar weiter Entfernung helle Feuer auf den Serras, und eines Tages sah ein Einwohner, der aus den Wäldern heimkehrte, einen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Indianer vor sich über den Weg schreiten. Dieß Alles ließ die Bewohner der Aldea einen neuen Angriff befürchten, und sie waren nur wenig darauf vorbereitet. In früherer Zeit wurde ihnen von Seiten der Regierung alljährlich ein Vorrath von Waffen und Kriegsbedarf übersendet; doch war diese Unterstützung schon seit vielen Jahren ausgeblieben, und die alten Waffen waren daher ziemlich abgenutzt. Die Regierung kann im Fall der Noth die Häuptlinge mit ihren Leuten in's Feld rufen, und jeder derselben vermag ungefähr vierzig waffenfähige Männer zu stellen. Mehre dieser Indianer haben ihre eigene Flinte, die sie zur Jagd benutzen, und das grobe Schießpulver, dessen sie sich bedienen, verfertigen sie selber. Einige Kaufleute in den südwestlichen Städten ziehen alljährlich den Rio Tocantins hinab nach Pará, wo sie Felle gegen europäische Waaren eintauschen; an diese Kaufleute vermiethen sich die jungen Männer von Duro sehr häufig als Ruderer und kaufen dann in Pará mit dem Gelde, das sie auf diese Weise verdienen, Beile und andere eiserne Werkzeuge. Wir sahen eine Anzahl dieser Leute von einem solchen Ausfluge zurückkehren.

Ich beschäftigte mich während der vierzehn Tage, die

BIBLIOTHECA CIVITATIS BABENBERGENSIS.

ich in der Aldea do Duro verlebte, hauptsächlich mit dem Trocknen der ungeheueren Anzahl von Pflanzenexemplaren, die ich auf dem letzten Theile meiner Reise über die Geraës und die Chapada da Mangabeira gesammelt, sowie mit Verpackung aller derjenigen, welche ich zwischen Santa Rosa und Duro gefunden hatte. Außerdem aber unternahm ich auch Ausflüge in die Umgegend, und sie boten meinen Forschungen troß der trockenen Jahreszeit, an deren Ende wir uns befanden, eine reichliche Ernte dar. Die sandigen Sümpfe lieferten mir viele seltene Eriocaulen und schöne Melastomaceen, und auf den höheren Campos gab es verschiedene Gattungen des Diplusodon, viele Compositen, Labiaten u. s. w.; die gewöhnlichsten und schönsten Erzeugnisse der Campos aber waren eine kleine Bignonie, die kaum einen Fuß hoch in Büscheln wuchs und zahlreiche große citronenfarbige und trompetenförmige Blumen trug, eine Ipomäa von gleicher Größe mit großen veilchenfarbigen Blüthen (Ipomaea hirsutissima Gardn.) und zwei aufrecht stehende Arten der Echites *). An trockenen felsigen Stellen fand sich sehr häufig die Amaryllis Solandraeflora, Lindl., mit einer reichen Fülle großer gelber Blüthen geschmückt.

Wir verließen Duro am dreizehnten October und schliefen in dem Hause eines Indianers ungefähr zwei

*) Echites virescens, St. Hil. Dipladenia Gardneriana, Alph. D. C.

Legoas von der Aldea. Der Eigenthümer war, nachdem er gehört, wann ich aufbrechen würde, am Abend vorher angekommen und hatte mich gebeten, in seinem nicht weit vom Wege entfernten Hause einzusprechen, da seine Frau, die schon seit einigen Jahren blind war, an Augenentzündung litt. Ein solches Gesuch konnte ich natürlich nicht abschlagen, und der arme Mann bemühte sich, uns seine elende Wohnung so behaglich als möglich zu machen. Der Ort hieß nach einem in der Nähe befindlichen Wasserfall Cachoeira, und die hohen wellenförmigen Berge, welche das Thal umschlossen, in welchem das Haus stand, verliehen ihm ein sehr malerisches Ansehen. In geringer Entfernung von dem Hause, in welchem wir schliefen, gab es noch zwei andere; aber obgleich sie von einem zum Anbau trefflich geeigneten Boden umgeben waren, so hatten doch die drei Familien nur ein kleines Stück Land mit Mandiocca bepflanzt, und keine von ihnen besaß auch nur eine einzige Kuh, trotz dem reichlichen Weideland in der Nähe. Zur Entschuldigung dieses Mangels führten sie an, daß es ihnen allzuviel Mühe machen würde, ihre Pflanzung einzufriedigen, und statt irgend eine Arbeit dieser Art zu verrichten, schlendern sie lieber müßig um das Haus herum oder ziehen mit Flinte und Axt in die Wälder hinaus, um Wild und Honig zu suchen. Da unser Vorrath an Farinha fast erschöpft war, so erkundigte ich mich, ob ich hier dergleichen bekommen könnte, aber es war

nichts davon zu haben und unter einem Monate auch nichts zu erwarten, da der Mandiocca noch nicht reif war. Glücklicher Weise kam des Abends ein junger Mann vorüber, der einen sehr kleinen Mehlvorrath bei sich führte. Er weigerte sich anfänglich, ihn zu verkaufen, weil er ihn, wie er sagte, einem Nachbar schuldig sei, doch willigte er endlich ein, mir die Hälfte davon zu überlassen, wenn ich ihm getrocknetes Rindfleisch dafür geben wollte, und da wir damit hinlänglich versehen waren, so ließ ich mich gern dazu bereit finden.

Wir durchschnitten auf der Reise von Duro bis zu diesem Orte ein schönes, zum großen Theil dünn bewaldetes Gelände von Berg und Thal. Das offene Hochland war in Folge des kürzlich eingetretenen Regens mit neuem fußhohen Grase bedeckt, doch weideten außer einigem Rothwild keine Thiere darauf. Es ist bei den Viehzüchtern allgemeiner Brauch, zu Ende der trockenen Jahreszeit die Weiden abzubrennen, damit das neue Gras beim Beginn der Regengüsse um so schneller hervorsprieße; dasselbe thun auch die Einwohner der Mission, aber in der Absicht, ihre Jagdgebiete offener zu erhalten und das Rothwild heranzulocken. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieser ganze District, sowie ein großer Theil des östlich und nordwestlich liegenden Landes, ehe lange Zeit vergeht, in große Rinder-Fazendas umgewandelt werden, da er we-

gen seines milden Klimas und seines Reichthums an Gras und Wasser zur Rinderzucht trefflich geeignet ist.

Unser Aufbruch von Cachoeira wurde am nächsten Tage durch Regenwetter bis Nachmittag zwei Uhr verzögert, und nach einer Reise von zwei Legoas erreichten wir das Haus des Juiz de Paz von Duro; da wir aber sehr schlechten Weg hatten, so begann es bereits zu dämmern, ehe diese Strecke zurückgelegt war. Die ersten anderthalb Legoas führten über ein felsiges Bergland, bis wir die Serra de Duro hinabzusteigen begannen und bald nachher auf eine ziemlich dicht bewaldete Fläche kamen. Am Fuße der Serra ist die Gränze der Mission Duro, und eine halbe Meile davon entfernt steht das Haus des Juiz de Paz. Es war außerordentlich klein, und da das äußere, für Reisende bestimmte Gemach uns nicht fassen konnte, so sagte mir der Juiz, daß wir in dem ungefähr einen Büchsenschuß weiter liegenden Hause eines seiner Verwandten eine weit bequemere Wohnung finden würden, und gab uns sehr freundlich das Geleit dahin. Bei unserer Ankunft fanden wir ein halbes Dutzend Indianer, die unter einer Veranda vor dem Hause saßen und in einem großen Topfe ihr Abendessen kochten. Während wir unsere Koffer an die Wand setzten, bat uns der Hausherr, zu warten, bis die Leute ihre Betten herausgenommen hätten, und alsbald trug jeder sein Bett hinweg, das jedoch aus nichts weiter als einer halben Kuhhaut bestand. Man

schlief hier wie in der Aldea, indem man diese Haut in einen Winkel legte und sich, ohne die Kleider auszuziehen, darauf streckte; ich sah keinen von diesen Leuten, der sich einer Hängematte bedient hätte.

Von hier aus legten wir eine Reise von drei Legoas durch eine flache dünn bewaldete Gegend zurück, in welcher es, da hier noch kein Regen gefallen war, fast gänzlich an kräuterartigem Pflanzenwuchse fehlte, und erreichten hierauf eine Fazenda am Ufer des Rio de Manoel Alvez, eines großen Flusses, der in der Serra do Durro nördlich von der Aldea entspringt und in den Rio Tocantins sich ergießt. Auf dieser Fazenda erfuhren wir, daß es unseren Pferden kaum möglich sein würde, mit ihren Bürden über den bedeutend angeschwellten Fluß zu setzen, und daß das Kanoe, welches zur Ueberfahrt von Reisenden und Gepäck gedient hatte, durch die letzten Fluten hinweggerissen worden sei — Umstände, die es nöthig machten, all' unsere Habe auf Menschenköpfen hinüber zu schaffen. Ich miethete deßhalb einen Neger und einen Mulatten als Gehilfen meiner eignen Leute; die Fährstätte war eine Meile weiter unten; an dieser Stelle ist der Fluß ungefähr vierzig Ellen breit und sehr reißend, da es etwas tiefer eine Stromschnelle gibt. Als die zwei Männer, die beide groß und stark waren, mit den ersten Ladungen in's Wasser gingen, konnten sie sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten, da ihnen die Wellen meistentheils bis an die Schultern

reichten. Der halbe Dollar, den sie als Lohn verlangten, war wahrlich sauer genug verdient, denn jeder mußte ungefähr zwölf Mal hin und zurück über den Fluß setzen, was im Ganzen mehr als zwei Stunden hinwegnahm. Herr Walker und ich versuchten es, eine kleine Strecke oberhalb der Fähre hinüber zuschwimmen, aber die Gewalt der Strömung trieb uns beide über die Stromschnellen. Herr Walker wurde mit großer Heftigkeit gegen einige Felsblöcke geschleudert und erreichte mit Mühe und sehr erschöpft das jenseitige Ufer; ich selber war minder unglücklich, indem ich nach einer Stelle verschlagen wurde, wo es keine Steine gab und von wo aus ich bald wieder zu dem Ufer gelangte, das ich eben erst verlassen hatte. Ich kehrte nach dem Fährplatz zurück, wo ich endlich, von einem unserer Leute unterstützt, glücklich hinüberkam, denn ich war von zu kleiner Gestalt, um mich allein gegen den Strom halten zu können. Nach dieser Verzögerung ritten wir weiter und gedachten unser Nachtlager in einer ungefähr eine Legoa entfernten Fazenda aufzuschlagen; da uns aber noch hinlängliche Zeit übrig bieb, so zogen wir vollends bis zu einem Dorfe Namens Almas, gegen zwei Legoas westlich, wo wir bei Sonnenuntergang anlangten. Die Gegend, welche wir vom Flusse aus durchschnitten, war ziemlich flach und dünn bewaldet, aber nicht so sehr ausgedörrt wie jene, durch welche uns am Morgen der Weg geführt.

Das Dorf Almas liegt in einer Schlucht und besteht aus einigen unregelmäßigen Straßen, deren niedrige schlechte Häuser aus großen ungebrannten Ziegeln erbaut sind, die man aus Lehm und gehacktem Gras zusammensetzt und dann an der Sonne trocknet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf achthundert, wovon jedoch bei Weitem der größere Theil aus Schwarzen, Mulatten und Mischlingen von diesen und Indianern besteht. Der Juiz de Paz war ein Creole, der weder lesen noch schreiben konnte; er hatte das erste Krämergeschäft im Dorfe und machte jährlich eine Reise nach Bahia, um Waaren einzukaufen. Das Dorf hat eine Kirche, die sich in eben so verfallenem Zustande befindet wie jene in Duro und ebenfalls keinen eigenen Priester besitzt. Obgleich es in der Nachbarschaft trefflichen Boden gibt, so fehlte es doch fast gänzlich an Anbau. Ich hoffte ganz gewiß, hier etwas Farinha erkaufen zu können, aber es war nichts davon zu bekommen, und ich mußte es für eine nicht geringe Gunst ansehen, daß ein Einwohner, der zu mir kam und mich um meinen ärztlichen Rath fragte, mir etwas Reiß abließ. Ueberall hörte man Klagen über Mangel an Geld und Lebensmitteln, aber Niemand sprach von der Trägheit und dem Müßiggang, die ohne Zweifel die Ursache dieser Bedrängnisse waren. Unaufhörliches Regenwetter zwang uns, vier Tage an diesem Orte zu bleiben.

Unsere nächste Station von Almas war eine Fazenda

Namens Galheiro Morto, die nur zwei Legoas entfernt sein sollte, aber, nach der Zeit zu urtheilen, die wir zu dieser Reise brauchten, mußte die Entfernung fast vier Legoas betragen. In diesem Theile des Landes sind die Legoas nie gemessen worden, und da der Grundbesitz ursprünglich nach der Legoa erkauft wurde, so lag es im Interesse des Käufers, so viel als möglich zu erhalten. Die Legoas der Provinz Piauhy waren bedeutend länger als die von Ceará, aber die von Goyaz überstiegen wieder die ersteren. Dieser Unterschied ist so offenbar, daß man nach kurzen und langen Legoas (legoa pequena und legoa grande) rechnet; die kürzere Legoa hatte immer ihre vollständige Länge, und wenn es eine große zurückzulegen gab, so brachte ich gewöhnlich die Zeit in Anschlag, die zu zwei kurzen erforderlich war, und es traf sich selten, daß ich weniger brauchte. Wir hielten an diesem Orte bis zum Nachmittag und erreichten dann nach einer Reise von drei Legoas einen kleinen Weiler Namens Morinhos, der aus einem halben Dutzend Häusern bestand. Der Eigenthümer der Hütte, wo wir übernachteten, kehrte kurz nach unserer Ankunft mit einer ansehnlichen Masse von wildem Honig aus den Wäldern heim. Es war das Erzeugniß einer jener kleinen Bienen, die in diesem Theile Brasiliens so überaus häufig sind, und wir fanden es vortrefflich. In dieser Jahreszeit gehen die Einwohner in die Wälder, um Honig zu suchen, und es

wurde uns daher, seit wir Duro verlassen hatten, fast in jedem Hause, wo wir hielten, dergleichen angeboten. Diese Bienen gehören meist zum Geschlecht Melipona, Jllig., und ich sammelte sehr viele Exemplare derselben, die mir jedoch mit einigen anderen zoologischen Gegenständen bei dem Uebergange über einen Fluß verloren gingen. Ein Verzeichniß derselben mit ihren einheimischen Namen und einigen Bemerkungen dürfte nicht uninteressant sein.

1) Jatahy. Eine sehr kleine gelbfarbige Gattung, kaum zwei Linien lang. Ihr vortrefflicher Honig ist ziemlich derselbe, wie ihn die europäische Stockbiene gibt.

2) Mulher branca. Von gleicher Größe wie die Jatahy, aber weißer Farbe. Der Honig dieser Art ist ebenfalls gut, doch etwas herbe.

3) Tubí. Eine schwarze Biene, kleiner als unsere gewöhnliche Hausfliege; ihr Honig ist gut, hat aber einen eigenthümlichen und bitteren Geschmack.

4) Manoel d'abreu. Von gleicher Größe wie die Tubí, aber gelbfarbig. Ihr Honig ist gut.

5) Atakira. Schwarz und fast von der Größe der Tubí. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der Oeffnung ihrer Stöcke; die Tubí bildet dieselbe aus Wachs, die Atakira aus Lehm. Der Honig der letzteren ist vortrefflich.

6) Dariti. Von schwarzer Farbe und der Größe der Tubí. Ihr Honig ist sauer und nicht gut.

7) Tataira. So groß wie die Tubi, aber mit gelbem Körper und schwarzem Kopfe. Ihr Honig ist vortrefflich.

8) Mumbúco. Schwarz und größer als die vorhergehenden. Ihr Honig wird, nachdem er eine Stunde gestanden hat, so sauer wie Citronensaft.

9) Bejui. Der Tubi sehr ähnlich, aber kleiner, mit trefflichem Honig.

10) Tiubá. Von der Gestalt einer großen Hausfliege, aber grauschwarzer Farbe. Ihr Honig ist sehr wohlschmeckend.

11) Borá. So groß wie eine Hausfliege und von gelblicher Farbe. Ihr Honig ist herbe.

12) Urussú. Von der Größe einer Hummel, mit schwarzem Kopfe und gelblichem Leibe; gibt guten Honig.

13) Urussú preto. Völlig schwarz und ziemlich einen Zoll lang. Auch von dieser Gattung wird ein guter Honig gewonnen.

14) Caniára. Schwarz und ziemlich von gleicher Größe wie der Urussú preto. Ihr Honig ist zu bitter, als daß man ihn genießen könnte.

15) Chupé. Von der Größe der Tiubá und schwarzer Farbe. Sie bildet ihren Stock aus Lehm auf Baumzweigen. Ihr Honig ist gut.

16) Urapuá. Der Chupé sehr ähnlich, baut aber ihren Stock jederzeit runder, flacher und kleiner.

17) Enchi. Eine Wespenart von der Größe einer Hausfliege, mit schwarzem Kopfe und gelblichem Körper. Sie baut ihren Stock, der aus einem papierartigen Gewebe besteht und ungefähr drei Fuß Umfang hat, in die Zweige der Bäume. Ihr Honig ist gut.

18) Enchi pequeno. Der letzteren sehr ähnlich, baut aber immer einen kleineren Stock. Ihr Honig ist gut.

Die ersten elf dieser Honigbienen bauen ihre Zellen in hohlen Baumstämmen und die anderen an ähnlichen Orten oder unter der Erde. Nur die drei letzten Arten stechen, alle übrigen sind unschädlich. Den einzigen Versuch, diese Bienen häuslich zu machen, fand ich in dem Golddistricte bei einem Bergmanne aus Cornwallis, welcher diejenigen Theile der Baumstämme, worin die Nester sich befanden, abschlug und unter die Dachtraufen seines Hauses hing. Sie schienen dort gut zu gedeihen, doch mußte man die Bienen jedes Mal tödten, so oft man den Honig ausnehmen wollte. Die Indianer sowohl als die anderen Einwohner des Landes sind sehr geschickt, diese Insecten bis zu den Stämmen zu verfolgen, in welchen sie ihre Zellen haben. Man mischt den Honig, der sehr flüssig ist, gewöhnlich erst mit Farinha, ehe man ihn genießt, und aus dem Wachse werden grobe, ungefähr eine Elle lange Kerzen gefertigt, welche das Landvolk in die Ortschaften zum Verkauf bringt. Wir fanden dieselben sehr brauchbar und führten immer einen Vorrath davon bei uns. Nicht selten mußten wir

sie selber fertigen; meine Leute schafften dann das nöthige Wachs herbei, und ein grobes Baumwollengarn zu Dochten war auf jeder Fazenda und in jedem Dorfe zu bekommen.

Von Morhinos zogen wir nach der Fazenda Nossa Senhora do Amparo, die ungefähr drei Legoas entfernt war. Es war meine Absicht, drei Legoas weiter nach einer Fazenda Namens Santa Cruz am Ufer des Rio do Peixe zu reisen, da es dort ein Kanoe zum Ueberfahren gab doch erfuhr ich auf meine Erkundigung über die Beschaffenheit des Flusses, daß derselbe sehr seicht und an einer etwas höher gelegenen Stelle mit Ersparung von zwei Legoas sehr leicht zu passiren sei, ohne daß man abzupacken brauchte. Wir hatten bis zu diesem Uebergange noch eine Strecke von einer Legoa, und ich fand hier den Fluß bedeutend kleiner als den Manoel Alvez und so seicht, daß sich dem Uebergange kein Hinderniß in den Weg stellte; aber dennoch widerfuhr einer der Ladungen getrockneter Pflanzen ein trauriges Mißgeschick, denn das Pferd, das sie trug, glitt aus und stürzte, als es eben das Ufer verließ, und eines der Futterale fiel in den Fluß und war, ehe man es wieder herausholen konnte, mit Wasser angefüllt. Nur ein Botaniker kann sich einen Begriff von meinen Gefühlen machen, als ich gegen zwei Tausend Pflanzenexemplare, deren Auffindung mir unendliche Mühe gekostet, vollständig eingeweicht und scheinbar gänzlich ver-

dorben sah. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie auszupacken und in trockenes Papier zu legen; doch kamen so viele Exemplare auf jeden Bogen, daß hierdurch die Feuchtigkeit nur wenig zertheilt wurde. Aber ich tröstete mich mit der Hoffnung, sie am nächsten Tage wieder herausnehmen und an die Sonne legen zu können. Nachdem das Futteral getrocknet war und wir die Pflanzen wieder hineingelegt hatten, wurde die Ladung, der größeren Sicherheit wegen, einem stärkeren Pferde übergeben; aber kaum hatten wir eine halbe Legoa zurückgelegt, als sich bei dem Uebergange über einen kleinen Bach dieser Unglücksfall wiederholte und dasselbe Futteral nebst einem anderen, das vorher diesem Schicksale entgangen war, abermals in's Wasser fiel. Das unglückliche Thier, das damit beladen war, ging voran, als es plötzlich, statt auf der rechten Furt zu bleiben, in ein tiefes Loch mit schlammigem Boden trat und bei der Anstrengung, sich wieder herauszuheben, seine beiden Ladungen abwarf. Wenn schon der erste Unfall mich nicht wenig bekümmert hatte, um wie viel mehr mußte mich der zweite betrüben, als ich die mühsame Arbeit vieler Wochen, die Ernte von einem Districte, den bis jetzt noch kein Botaniker bereist hatte, dem Verderben preisgegeben sah. Es blieb jedoch nichts Anderes übrig, als die Futterale so viel als möglich auströpfeln zu lassen und unsere Reise fortzusetzen. Zum Glück erreichten wir gegen Abend eine Fazenda, wo man

sich hauptsächlich mit der Bereitung von Mandioccamehl beschäftigte, und da es den nächsten Tag fortwährend regnete, so war ich froh, zwei große Oefen benutzen zu dürfen, auf welchen wir, Bogen für Bogen, alle die durchnäßten Pflanzenexemplare trockneten. Es war dieß jedoch das ermüdendste Tagewerk, das ich je vollbracht hatte, denn ich war mit Herrn Walker von früh sechs Uhr bis nach Mitternacht fortwährend über den geheizten Oefen beschäftigt. In Folge dieser schnellen Pflege litten die Pflanzen weniger, als ich befürchtet hatte.

Wir blieben zwei Tage auf dieser Fazenda, Mato Virgem genannt, da wir, um einen neuen Vorrath von Farinha zu erhalten, einen Tag länger verweilen mußten, als meine Absicht gewesen war. Man begann mit der Bereitung einer Quantität dieses Mehles am Tage nach unserer Ankunft, und es dauerte bis zum Abende vor unserer Abreise, ehe man damit zu Stande war. Der Ort, wo dieses Geschäft vor sich ging, war das Gemach, das man uns als Wohnung überlassen hatte, und die arbeitenden Personen bestanden aus der Hausfrau, einer jungen Mulattin, und acht Sclaven, vier männlichen und vier weiblichen. Ich bemerkte mit Ueberraschung, daß, einen Mann und eine Frau ausgenommen, alle diese Leute mit Kröpfen behaftet waren. Die Halsanschwellung bei einer der Frauen war bedeutend größer als ihr Kopf. Man versicherte mir, es sei dieß in diesem Theile der Provinz

Goyaz, besonders in den Villas Natividade und Arrayas, ein sehr allgemeines Leiden. In der Aldea Duro sah ich nur eine einzige Frau mit einem Kropfe und eine andere in dem Arraial Almas. Einer der Sclaven war ein völlig erblindeter, fast hundertjähriger Greis, der aber trotzdem den ganzen Tag mit dem Durchsieben des Mehles beschäftigt war. Seine Kleidung bestand in einem schmuzigen, um den Unterleib gewickelten Lumpen, und die Kleidung der übrigen war nicht viel besser; ja ich habe in keinem Theile Brasiliens so kläglich ausgestattete Sclaven gesehen als hier. Ich wunderte mich, daß die Hausfrau sich nicht schämte, sie in einem solchen Zustande zu sehen; aber ohne Zweifel lag die Schuld an dem Eigenthümer der Fazenda, der seinem Ansehn nach ein alter Knicker war.

Wir verließen Mato Virgem mit der Absicht, einen kleinen Weiler, Namens João Lopez, zu erreichen, der, wie man sagte, drei lange Legoas entfernt lag. Man versicherte uns, wir würden ohne Schwierigkeit dahin gelangen, da uns ein gerader Weg bevorstände, doch kaum hatten wir anderthalb Legoas zurückgelegt, als wir zu einer Stelle kamen, wo es zwei Wege gab, von welchen einer so betreten war wie der andere. Wir wählten den zur Rechten, und nachdem wir den ganzen Tag durch ein flaches, dünn bewaldetes Gelände geritten waren, ohne einen Menschen oder ein Haus erblickt zu haben, gelangten mir kurz vor Sonnenuntergang zu einer Fazenda, wo wir erfuhren,

was ich bereits vermuthet hatte, daß wir den falschen Weg gewählt hätten; aber es war dieß von wenig Bedeutung, da auch dieser nach unserem Ziele, der Villa da Natividade führte. Die Fazenda, Namens Sociedade, gehörte einem Senhor Manoel José Alves Leite, einem jungen Portugiesen, der damals Juiz de Paz vom Arraial da Chapada, einem ungefähr eine Legoa entfernten Dorfe, war. Er hieß uns sehr freundlich willkommen; es wurde augenblicklich ein Huhn geschlachtet und ein treffliches Abendessen bereitet, dem wir nach unserer langen Tagereise volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Portugiesen, die sich in Brasilien niederlassen, werden von den Eingeborenen gewöhnlich als gemeine, anmaßende und alles Wohlwollens entbehrende Leute geschildert. Möglich, daß dieß bei vielen jener ungebildeten Menge der Fall ist, die aus Portugal nach Brasilien auswandert, wo sich allerdings nicht viel Anlaß zur Besserung ihres Charakters darbietet; aber es gibt unstreitig eine große Anzahl junger Männer unter ihnen, die einige Erziehung erhalten haben und sich durch ihr gutes Betragen und durch Entwickelung einer regeren Betriebsamkeit, als sie den stolzen und trägen Brasilianern eigen ist, in kurzer Zeit eine Stellung erschwingen, welche sie zum Gegenstand des Neides und des Mißfallens macht. Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, mit den an der Küste wohnenden Portugiesen zu verkehren, im Inneren aber bin

ich mit vielen wackeren Männern dieses Volkes zusammengekommen, welche mir die größten Gefälligkeiten erwiesen, wo sie von Brasilianern mir verweigert wurden. Die Portugiesen sind seit Brasiliens Unabhängigkeit fortwährend hart verfolgt worden, und bei jedem politischen Aufruhr wird eine große Anzahl derselben ermordet und ihres Eigenthums beraubt. Es gibt kein Band des Mitgefühls zwischen diesen beiden Völkern.

Sobald unser Wirth erfuhr, daß ich die Absicht hätte, einige Monate in Natividade zu bleiben, um meinen Pferden die nöthige Ruhe zu gönnen, drang er in mich, sie auf seine Fazenda zu senden, wo er bis zu unserer Abreise für sie sorgen wollte. Wir konnten es bei der Freundlichkeit, mit welcher wir behandelt wurden, unmöglich bereuen, den falschen Weg gewählt zu haben.

In der Frühe des nächsten Morgens, am fünfundzwanzigsten October, zogen wir weiter und erreichten nach einer Reise von zwei langen Legoas die Villa de Natividade. Das Land zwischen beiden Orten ist flach und dünn bewaldet, auf der Ostseite des Weges aber erhebt sich eine lange, gegen zweitausend Fuß hohe Serra, die sich von Nord nach Süd erstreckt. Der Weg läuft eine halbe Legoa weit längs dem Fuße dieses Gebirges hin, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß der kiesige Boden mit tiefen Gräben durchzogen war, während hier und da sich

Trümmerhaufen zeigten, die ich für verfallene Häuser hielt. Diese Gräben, ließ ich mir sagen, waren ehemals Goldgruben, aber weil ihr Gold sich erschöpft hatte, schon seit langer Zeit wieder aufgegeben. Die Goldgräberei scheint in bedeutender Ausdehnung betrieben worden zu sein, denn ich fand den Boden eine halbe Legoa weit und mehr als eine Viertelmeile in der Breite bis zu einer gewissen Tiefe vollständig aufgewühlt, und wie es schien, war er in diesem ganzen Umfange einer Wäsche unterworfen worden. Auf ähnliche Weise hatte man, wie ich später bemerkte, den größten Theil des Landes in der Umgegend der Villa untersucht. Es fiel uns bei unserer Ankunft nicht schwer, ein leeres Haus zu finden, und bald nachher begann die Zeit der anhaltenden und heftigen Regengüsse, welche uns fast gegen drei Monate hier gefangen hielten. Da wir aber seit unserem Aufbruch von Oeiras mehr als tausend Meilen zurückgelegt hatten und unsere Pferde nach einer so gewaltigen Anstrengung einer längeren Ruhe bedurften, so war ich über diese Verzögerung nicht eben ungehalten.

Ich darf nicht vergessen, daß uns auf unserer Reise von Duro nach Natividade eine Art Mangaba (Hancornia pubescens, var. Gardneri, Alph. D. C.), verschieden von jener, welche in der Provinz Ceará und Pernambuco so häufig vorkommt, mit einer großen Menge

köstlicher wilder Früchte versorgte. Wir fanden sie zuerst auf der Serra do Duro, wo man sie Mangaba do Morro nennt, aber sie ist eben so häufig auf den Chapadas, auf der Ebene unterhalb, und es sind auch von diesen Früchten nur diejenigen genießbar, welche abfallen.

Zehnter Abschnitt.

Von Natividade nach Arrayas.

Die Stadt und ihre Bevölkerung. Tracht und Sitten. Klima. Krankheiten. Kröpfe als allgemeines Uebel. Ausflüge in das Gebirge. Geognosie und Vegetation desselben. Besuch im Arraial da Chapada. Aufbruch von Natividade. San Bento. Ankunft im Arraial de Conceição. Seine Bevölkerung. Abermals Kröpfe und wahrscheinliche Ursachen derselben. Barra und Uebergang über den Rio da Palma. Santa Brida. Aufenthalt in Sapè. Thiere und Pflanzen der Umgegend. Villa de Arrayas. Geognostischer Charakter der Umgegend. Klima und Erzeugnisse. Krankheiten. Nachrichten von der Annäherung der Rebellen. Versammlung der Nationalgarde. Vorbereitungen zum Aufbruch.

Die Villa da Natividade liegt am westlichen Fuße des südlichen Endpunctes jener bereits erwähnten Serra, die denselben Namen führt, und ist wie die meisten anderen Städte des Inneren sehr unregelmäßig gebaut. Die Bevölkerung beläuft sich auf zweitausend Seelen und besteht aus denselben gemischten Racen, welchen wir bereits vorher so häufig begegnet waren. Es gibt vier Kirchen in der Stadt, die schon sehr alt, aber noch immer unvollendet sind und wahrscheinlich auch nie vollendet werden.

Das Gefängniß ist aus ungebrannten Ziegeln erbaut, so daß es den Gefangenen nicht schwer fällt, ihre Flucht zu bewirken. Aus demselben Materiale bestehen die meisten anderen Häuser. Die Einwohner sind äußerst faul und träge, und es herrscht daher fortwährend ein drückender Mangel an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen unter ihnen; man sieht wenig Anbau in der Umgegend der Stadt, obgleich der Boden zu Pflanzungen von Mandiocca u. s. w. trefflich geeignet ist, und trotzdem daß es nur einige Meilen entfernt viele und bedeutende Viehzüchtereien gibt, kann man doch in der Stadt höchstens nur ein Mal im Monate frisches Fleisch bekommen. Es ist dieß kein Wunder, da der größte Theil der Einwohner in Folge seiner Trägheit nicht die Mittel besitzt, etwas zu kaufen. Ich fragte einen der achtbarsten Männer der Stadt, auf welche Weise diese Leute ihr Leben fristeten, und erfuhr, daß die Wenigen, welche thätig und betriebsam wären, die Anderen erhalten müßten; denn diese entwendeten gewöhnlich von deren Pflanzungen so viel, als zur Erhaltung ihres elenden Daseins nöthig sei. Wir mußten während unseres Aufenthaltes fast einzig und allein von Farinha und getrocknetem Salzfleische leben, da weder Reiß, noch Pisang oder Yamswurzeln zu haben waren. Dann und wann kaufte ich eine Art groben, aus Maismehl bereiteten Biscuits, und ein paar Mal erhielt ich einige kleine Brode zum Geschenk, die aus Weizen gebacken waren, welcher auf dem Hoch-

lande bei der Stadt Cavalcante, eine bedeutende Strecke südlich, wuchs. Ich habe an keinem der Orte, die ich berührte, Weizenbau bemerkt, und es war dieß das einzige Mal, daß ich aus tropischem Weizen gebackenes Brod gegessen habe.

Die Kleidung der Männer ist hier ziemlich dieselbe wie in anderen nördlichen Theilen Brasiliens; um so abweichender aber ist die Mode der Frauen, denn diese tragen, wenn sie in die Kirche gehen, an Processionen Theil nehmen oder Besuche machen, statt des großen weißen Shawls, den die Damen von Ceará über den Kopf werfen, und statt des weißen Tuches, das man in Piauhy zu demselben Zwecke benutzt, ohne Ausnahme aus schottischem Tartan oder blauem Zeuche gefertigte Mäntel. Alle Frauen rauchen Tabak, und die Pfeife, welche ein hölzernes, ungefähr drei Fuß langes Rohr hat, kommt von früh bis abends nur selten aus ihrem Munde. Sie arbeiten wenig, essen und schlafen aber desto mehr; und die Frauen geringerer Classen trinken außerdem sehr viel brasilianischen Rum, sogenannten Cachaça. Der einzige Gefangene, den das Gefängniß während meiner Anwesenheit enthielt, war eine Frau, die zu zwanzigjähriger Gefangenschaft verurtheilt war, weil sie ihren Sohn veranlaßt hatte, seinen Vater umzubringen. Der Sohn, dem man lebenslängliche Haft und harte Arbeit zuerkannt hatte, war kurz

nach seiner Einsperrung durch die Mauern seines Kerkers gebrochen und entflohen.

Bei unserer Ankunft gab es drei Priester in der Villa, einer derselben starb jedoch während unseres Aufenthaltes. Wie die meisten anderen Leute dieses Standes, die ich in Brasilien kennen gelernt habe, waren auch diese, statt dem Volke mit einem sittlich guten Beispiele voranzugehen, einem fast über alle Begriffe unmoralischen Lebenswandel ergeben. Der eine, welchen der Tod hinwegnahm, ein Mann von vier und siebenzig Jahren, war aus Santos in der Provinz San Paulo gebürtig und ein Vetter des berühmten José Bonifacio de Andrada; aber obgleich er ein sehr menschenfreundliches Herz besaß und eine gute Erziehung genossen hatte, so hinterließ er doch ein halbes Dutzend Kinder von seinen eigenen Sclavinnen, die alsdann mit ihren Müttern und seinen anderen Habseligkeiten zur Deckung seiner Schulden verkauft wurden. Der Vigario Geral war ein ungefähr vierzigjähriger Mestize, der erst vor einigen Jahren eingesetzt und bis dahin einer der bedeutendsten Viehzüchter des Districtes gewesen war, ein Geschäft, das er auch jetzt noch nicht aufgegeben hatte. Nachdem er von dem alten Priester so viel Latein gelernt, um die nöthigen Gebete murmeln zu können, ging er ohne die geringsten theologischen Kenntnisse nach der Hauptstadt von Goyaz, um sich vom Bischof die Ordination zu erkaufen; kurze Zeit nachher erhielt er durch einen

anderen Kauf das General-Vicariat des Districtes. Ungefähr einen Monat nach meiner Ankunft in der Villa rief man mich zu einer jungen ihm gehörigen Sclavin, einem hübschen Mädchen von sechszehn Jahren, das einige Tage nach der Geburt eines Kindes, von welchem er der Vater war, am Milchfieber starb. Die Einwohner haßten diesen Mann eben so sehr, als sie den alten Geistlichen geliebt und geachtet hatten.

Boden und Klima sind in dieser Gegend um Vieles besser als in Piauhy und Ceará. Die Regenzeit beginnt gewöhnlich zu Anfange Octobers und dauert mehr oder weniger bis April. Während des ganzen Decembers und eines Theiles vom Januar regnete es fast ununterbrochen alle Tage, so daß an einen Ausflug nicht zu denken war; in der letzten Hälfte des Januars und zu Anfange Februars hatten wir jedoch, mit Ausnahme der Nachmittagsstunden, wo fast immer heftige Gewitter eintraten, das herrlichste Wetter. Diese Gewitterstürme und der Regen kamen gewöhnlich aus Norden, Nordosten und Osten, wahrscheinlich aus den in diesen Richtungen liegenden, weit entfernten Gebirgen. Der Anbau geschieht hauptsächlich mit Mais und Mandiocca, doch finden viele Fazendeiros auch in der Anpflanzung von Zuckerrohr ihren Vortheil, weniger durch den Zucker als durch den Rum, welchen sie daraus bereiten, und der einen schnellen Absatz hat. Die einzigen hier angebauten Fruchtbäume sind Orangen

und Citronen, hier und da wohl auch Jacas und Tamarinden.

Zu den vorherrschenden Krankheiten in diesem Districte gehören, besonders zu Anfange und gegen Ende der Regenzeit, Wechsel- und bösartige Fieber. Nicht minder häufig zeigen sich Ophthalmie und Syphilis mit ihren Folgen. Fast alle Einwohner sind mit Kröpfen behaftet, und die Geburt kropfiger Kinder ist keine Seltenheit; selbst Fremde, die sich in der Villa oder ihrer Umgegend niederlassen, werden im Laufe einiger Jahre von dieser Krankheit heimgesucht. Einige suchen die Ursache in dem Gebrauche des Seesalzes, das aus Pará kommt, da die Einwohner früher an das Salz gewöhnt waren, welches sie aus dem salzhaltigen Boden der Umgegend gewannen; Andere schreiben das Uebel den Wässern aus der Serra zu, die besonders in der trockenen Jahreszeit etwas salzig sind. Aber was auch die Ursache sein mag, so schien man doch hier sowohl als in Almas einstimmig der Meinung zu sein, daß sich die Krankheit erst seit den letzten zwanzig Jahren so allgemein verbreitet habe. Ich fand sie eben so häufig in Conceição und Arrayas, zwei weiter nach Süden gelegenen Städten, wo das Wasser ebenfalls salzig ist, besonders dasjenige, welches aus den Kalksteingebirgen kommt. Alle Orte, wo ich Kröpfe als herrschende Krankheit gefunden habe, liegen längs dem östlichen Fuße der Serra Geral, einer breiten Bergkette, welche die Provinz

Goyaz von den Provinzen Pernambuco und Minas Geraës trennt. Gebrannter Schwamm ist das einzige Mittel, das man dagegen anwendet; doch gibt es außerdem noch ein anderes Verfahren, in welches man großes Vertrauen setzt. Man geht nämlich in eine Kirche und schneidet eine Schnur genau nach der Länge des Crucifixes, die man dann um den Hals trägt. Ich fragte mehre Leute, die mit diesem Zaubermittel versehen waren, ob sie denn glaubten, daß es irgend eine Wirkung habe, und alle gestanden mir, wie sich erwarten ließ, daß es die Anschwellung nicht nur nicht heile, sondern auch nicht einmal deren Zunahme verhindere.

Ich hatte jetzt den nördlichsten Punct Brasiliens erreicht, den je ein Naturforscher besucht hatte, denn weder Pohl noch Burchell waren über Natividade hinausgekommen. Allerdings sind auch Spix und Martius im nördlichen Brasilien gereist, aber ihr Weg hatte eine ganz andere Richtung. Da ich hörte, daß diese Reisenden das benachbarte hohe Gebirge nicht erstiegen hätten, so wollte ich es unternehmen, theils um botanische Sammlungen zu machen, theils um seine geognostische Beschaffenheit zu erforschen. Ich war auf dieser Reise von Herrn Walker, von einem schwarzen Schuhmacher, der als Führer diente, und einem meiner eigenen Leute begleitet. Dem Ufer eines Baches folgend, der in der Serra entspringt und die Stadt fortwährend mit hellem und kühlem Wasser versorgt, er-

reichten wir den Fuß der Serra und hatten bald nachher an einem sanften Abhange den Gipfel eines niedrigen Gebirgzweiges erstiegen, wo es ein breites seichtes Thal gab, dessen Boden man, um Gold zu suchen, vollständig durchwühlt hatte, und in der Mitte kamen wir an Trümmerhaufen, welche, wie man mir sagte, die ursprüngliche Stätte der Villa bezeichneten. Sie war hier von denjenigen gegründet worden, welche sich als Goldgräber zuerst in diese fernen Gegenden gewagt, wurde aber vor sechszig oder siebenzig Jahren, als das Metall sich verminderte, und als man fand, daß Viehzüchtereien einträglicher seien als Goldgruben, wieder aufgegeben. Am oberen Ende dieses Thales gibt es einen kleinen künstlichen See, der offenbar nur mit großen Kosten angelegt wurde, und aus welchem man das Wasser in kleinen Strömen nach den Orten leitete, wo die Goldwäschereien vor sich gingen. Der Boden, in welchem das Gold gefunden wurde, ist ein eisenhaltiger Kies, durch die Desintegration des Urgesteins gebildet, aus welchem die Serra besteht.

Aus diesem über eine Meile langen Thale erstiegen wir einen höheren Theil des Gebirges, der sehr dünn mit kleinen Bäumen bewaldet und mit einer großen Anzahl von Baumlilien (Vellozia), so wie verschiedenen Arten eines groben Grases bedeckt war, und erreichten eine Stelle nahe am Gipfel, wo sich ein sehr felsiger, steiler und schwieriger Abhang zu erklimmen fand. Es bedurfte einiger

Zeit, ehe wir den rechten Weg finden konnten, und als dieß endlich gelungen war, widerfuhr Herrn Walker, welcher zuerst hinankletterte, ein Unfall, der ihm leicht das Leben hätte kosten können. Als er nämlich den Gipfel ziemlich erreicht hatte, wich ein Theil des Felsens, an welchen er sich hielt, von seiner Stelle, und Herr Walker stürzte eine Höhe von sechszehn bis achtzehn Fuß hinab und kollerte über einige große Steine, bis er nur noch einige Fuß von einem tiefen Abgrunde entfernt war; ein Glück für ihn, daß er nicht über dessen Rand fiel, denn er wäre zerschmettert worden. Obgleich nicht unbedeutend verletzt, war er dennoch bald wieder der Erste auf unserem Wege und der Erste, der den Gipfel erreichte, wohin wir Anderen mit mehr oder weniger Mühe ihm folgten. Wir glaubten hiermit den höchsten Punct erreicht zu haben, aber eine halbe Meile nach Norden erblickten wir einen anderen Gipfel, der bedeutend höher war als dieser, und wohin wir jetzt unseren Weg nahmen. Die Sonne schoß glühende Strahlen herab, während wir diese Höhe erstiegen, doch umwehte uns aus Osten ein höchst erquicklicher kühler Windhauch. Wir alle litten Durst und priesen uns daher glücklich, als wir am Fuße des höchsten Gipfels einen kleinen Teich mit klarem kühlem Wasser fanden. Von dem Gipfel hatten wir nach allen Richtungen eine treffliche Aussicht; östlich und nördlich war sie durch verschiedene Ketten niedriger Gebirge begränzt, westlich und südlich

aber erschien das Land als eine einzige ungeheuere, nur vom Horizont begränzte Ebene. Der Gipfel war mit großen Granitblöcken bedeckt, zwischen welchen einige verbuttete Bäume und Sträucher wuchsen.

Ich fand die westliche Seite der Serra von einem dicken Lager sehr vesten graufarbigen Kalksteines begränzt, der jenseit der nördlichen Spitze des Gebirges einige Legoas weit große vereinzelte und mit Wald bedeckte Hügel bildete. Der mittlere Theil der Bergkette besteht aus Granit, und zwischen diesem und der Kalksteinformation ist das Gestein schieferartig. Meine botanische Ernte fiel so reichlich aus, daß ich die Ersteigung des Gebirges späterhin zwei Mal wiederholte. Ich sammelte besonders viele seltene und schöne kleine Farnen und mehre Vellozien; diese Pflanzen bilden eine Eigenthümlichkeit Brasiliens, und da ich schon so oft von ihnen gesprochen habe, so will ich sie hier etwas genauer beschreiben. Sie gehören zu den Endogenen oder Monokotyledonen und tragen ihren Namen zu Ehren eines aus der Provinz Minas Geraës gebürtigen Jesuiten, Namens Joaquim Vellozo de Miranda, der einen großen Theil seiner Mußezeit dem Studium der Botanik seines Vaterlandes widmete. Man findet sie am häufigsten auf den Gebirgen des Inneren, hauptsächlich aber in den Gold- und Diamanten-Districten an offenen grasigen Stellen, und häufig bedecken sie bedeutende Strecken. Ihre Höhe wechselt von einigen Zollen bis zu zwölf Fuß, ihre Stengel

sind sehr trocken und faserig und scheinen aus einer großen Masse langer, zarter, locker zusammenhangender Wurzeln gebildet zu sein; dieselben enthalten nicht selten eine harzige Substanz, um derenwillen man sie in den holzarmen Gegenden des Diamanten-Districts als Brennmaterial benutzt. Zuweilen haben diese Stämme nicht weniger als einen Fuß im Durchmesser; sie sind sehr ästig, aber gänzlich laublos, ausgenommen an den letzten Theilungen der Zweige, welche mit langen schmalen, aloeartigen, doch nicht fleischigen Blättern versehen sind. Aus der Mitte derselben entspringen die Blumen, die gewöhnlich nur einzeln stehen, obgleich einige von den kleineren Gattungen wohl ihrer sechs an dem Ende jedes Zweiges tragen. Die Blumen der größeren Gattungen sind gegen sechs Zoll lang und entweder von rein weißer oder häufiger noch von purpurrother Farbe; an Gestalt gleichen sie fast den großen weißen Lilien europäischer Gärten und daher ihr Name Baumlilien. Von den Brasilianern wird diese Pflanze Canela d' Emú (wörtlich Emús Beine) genannt, weil die nackten Stängel den Beinen dieses Vogels gleichen. Sie kam zuerst durch den von mir übersandten Samen in englische Treibhäuser, da sie aber nur langsam wächst und jedenfalls schwer zu ziehen ist, so läßt sich erwarten, daß sie langer Zeit bedarf, ehe sie die Schönheit ihrer wilden Ahnen entwickelt.

Außer mehren kürzeren Ausflügen, welche ich in die Nachbarschaft von Natividade unternahm, reisete ich mehre Male nach Arraial da Chapada, einem zwei Legoas nordwestlich gelegenen Dorfe. Es ist ungefähr halb so groß wie Natividade und liegt auf einem niedrigen flachen Tafellande, einer sogenannten Chapada; daher sein Name. Die umliegende Gegend ist wie bei Natividade nach Gold durchwühlt, aber diejenigen, die früher ihre Sclaven zu diesem Zwecke benutzten, finden es jetzt vortheilhafter, sie auf Pflanzungen zu verwenden, obgleich es noch immer einige freie Schwarze gibt, die durch Auswaschung des Bodens einen spärlichen Unterhalt gewinnen. Ich fand hier jederzeit eine sehr gastfreundliche Aufnahme bei dem Capitain Baptista, dem Schwiegervater des Besitzers von Sociedade, einem alten schon seit vielen Jahren hier angesiedelten Portugiesen. Er sprach viel von Pohl und Burchell, die sich beide einige Zeit in dem Arraial aufhielten und die er gut gekannt zu haben schien. Meine Ausflüge nach diesem Orte waren für meine Sammlungen sehr einträglich, da besonders die Kalksteinhügel bei Sociedade eine große Ausbeute an Pflanzen boten. Während meines Aufenthaltes in Natividade erwies mir besonders der Juiz dos Orfãos, Senhor Zacaria Antonio do Santo sehr freundliche Aufmerksamkeit; außerdem besuchte mich noch sehr häufig ein ehemaliger Juiz de Paz, der nicht weit von der Stadt wohnte. Er war ein sehr

gutmüthiger schlichter Mann, wie nachstehende Anekdote beweisen wird. Als er mir den ersten Besuch abstattete, drückte er den Wunsch aus, mich allein zu sprechen. Er habe gehört, begann er dann, daß die Engländer die Macht besäßen, zu errathen, wo Gold verborgen liege; wenn ich ihm daher in der goldreichen Serra die Stelle anzeigen wolle, wo eine ergiebige Goldmine zu finden sei, so würde er nachgraben und den Gewinn mit mir theilen. Fast in demselben Athemzuge theilte er mir mit, daß einige Jahre vorher in der Nachbarschaft ein Portugiese gestorben sei, der allgemein als ein sehr reicher Mann gegolten, nach dessen Tode man aber trotzdem kein Geld gefunden habe; er sei daher der vesten Ueberzeugung, daß derselbe seine Reichthümer irgendwo in der Nähe seines Hauses, das jetzt in Trümmern liege, vergraben habe, und wenn ich ihn daher begleiten wolle und den Schatz entdecke, so könnten wir ihn unter uns theilen, ohne daß Jemand davon erführe. Der arme Alte schien sehr betroffen, als ich ihm zur Antwort gab, daß ich diesen Zweig des Wissens nie zum Gegenstand meiner Studien gemacht.

Als ich an einem finsteren Abende zu Anfange Decembers durch die Straßen von Natividade ging, sah ich einige Knaben mit einem leuchtenden Gegenstande spielen, den ich anfänglich für eine große Feuerfliege hielt; bei näherer Untersuchung aber ergab es sich, daß es ein schöner phosphorescirender Schwamm von der Gattung Agari-

cus war, den man in hiesiger Gegend, wie man mir sagte, sehr häufig auf den absterbenden Blättern einer Zwergpalme findet. Am nächsten Tage sammelte ich eine große Anzahl Exemplare in Größen von einem bis zu anderthalb Zoll. Die ganze Pflanze strahlt bei Nacht ein glänzendes phosphorescirendes Licht von bleichgrüner Farbe aus, ähnlich jenem, welches den größeren Feuerfliegen oder jenen seltsamen zartleibigen Seegeschöpfen, den Pyrosomen (Pyrosomae) eigen ist; sie wird um deßwillen und weil sie auf einer Palme wächst, von den Einwohnern „Flor do Coco" genannt. Einige von diesen Schwämmen sind hinreichend, ein finsteres Zimmer in solchem Grade zu erhellen, daß man lesen kann. Die Pflanze erwies sich als eine ganz neue Gattung und ist seit meiner Rückkehr aus Brasilien vom Herrn Berkeley nach den von mir heimgebrachten Exemplaren unter dem Namen Agaricus Gardneri beschrieben worden. Ich hatte ihr bereits den Namen Agaricus phosphorescens gegeben, da mir zur Zeit, als ich sie entdeckte, noch unbekannt war, daß bereits eine andere Art derselben Gattung eine ähnliche Erscheinung hervorbringe. Es ist dieß de Candolle's Agaricus olearius, und außerdem hat Drummond aus der Schwanenfluß-Colonie in Australien eine sehr große phosphorescirende Gattung beschrieben, die dort zuweilen vorkommt *).

Am zehnten Februar 1840 verließen wir Natividade,

*) Hooker's Journal of Bot. Vol. 1. p. 215.

um unseren Weg nach Villa de Arrayas, einer ungefähr dreißig Legoas südöstlich gelegenen Stadt zu nehmen. Wir hatten schon den zweiten Februar als den Tag unserer Abreise vestgesetzt, machten aber bald die unangenehme Entdeckung, daß uns eines unserer Pferde fehlte, und dieß war es, was uns acht Tage aufhielt. Am Ende ergab es sich, daß es Jemand ohne unser Wissen geliehen hatte, denn vier Tage nach unserem Aufbruche fand man es in der Nähe des Ortes, wo es weggekommen war, und mein Freund, der Juiz dos Orfãos war so gütig, es mir nachzusenden. Wir zogen von Natividade aus längs dem Fuße der Serra in südlicher Richtung und kamen auf diesem Wege an einen kleinen Fluß Namens Riacho Salobro, der seinen Lauf nach Westen nehmend in den Manoel Alvez fällt und dessen Wasser in der trockenen Jahreszeit sehr brack ist. Unser Gepäck wurde auf einer rohen, aus zwei Baumstämmen bestehenden Brücke (pingella) hinübergeschafft, und da der Fluß und seine Ufer sehr tief waren, so hatten wir nicht geringe Mühe, unsere Pferde hinüberschwimmen zu lassen. Unsere Nachtstation war die Fazenda das tres Legoas, die, wie ihr Name andeutet, ungefähr drei Legoas von der Villa entfernt liegt. Am folgenden Morgen erreichten wir nach einem Ritt von anderthalb langen Legoas auf's Neue die Ufer des Rio de Manoel Alvez, und zwar an einer Stelle, wo er bedeutend breiter und tiefer war als an unserem früheren

Uebergangspuncte; wir waren jedoch so glücklich, ein Kanoe zu finden. Meine erste Sorge war darauf gerichtet, die Pferde nach dem jenseitigen Ufer zu schaffen, und es wurde dieß dadurch bewerkstelligt, daß sich zwei Männer in das Kanoe setzten und jeder ein Pferd an der Halfter faßte, so daß auf diese Weise jedes Mal zwei hinüberschwammen. Ehe es uns gelungen war, all unser Gepäck überzusetzen, zog aus Nordost ein Gewitter heran, das uns völlig durchnäßte; ich hielt es daher für das Beßte, sogleich bis zum nächsten Hause zu ziehen, das nur eine halbe Legoa entfernt lag und wo wir über Nacht blieben. Die Gegend zwischen der Villa und dem Flusse war eine ziemlich flache Ebene, aus offenen Campos, Sümpfen und dünn mit kleinen Bäumen bewaldeten Strecken bestehend. Ich sammelte auf dieser Reise mehre schön blühende Sträucher und einige auf der Erde wachsende Orchideen.

Von hier aus brachte uns eine Reise von zehn Legoas, wozu wir zwei und einen halben Tag brauchten, nach dem Arraial de Conceição. In der Nacht des zwölften Februar schliefen wir auf einer großen Fazenda, Namens San Bento. Bis zu einer Legoa von dem Arraial bleibt die Gegend flach und offen, dann aber beginnen niedrige, oft felsige Hügel. Die Bevölkerung ist in diesen Districten so dünn, daß wir zwischen Bento und dem Arraial, auf einer Strecke von mindestens zwanzig Meilen, nur ein einziges Haus fanden. Der größere Theil des Districtes

wird nur zur Viehzucht benutzt, doch eignen sich sehr bedeutende Strecken nicht minder zu allerlei Anbau.

Das Arraial da Conceição hat eine Einwohnerschaft von ungefähr hundert Köpfen; doch gibt es viele Häuser, die von den Fazendeiros, welchen sie gehören, nur während der Zeit der bedeutendsten Kirchenfeste bewohnt werden. Die Bevölkerung besteht meist aus Schwarzen und Mulatten, und wir bekamen in den vier Tagen, die wir hier verlebten, nur wenig Weiße zu sehen. Der Ort liegt zwischen zwei kleinen Bergen, doch ist das umliegende Gelände zum größten Theil eben; seine Häuser bilden zwei lange Straßen, und eine seiner zwei Kirchen liegt jetzt in Trümmern. Ein kleiner Bach versieht das Arraial mit einem sehr schlechten und salzigen Wasser, und wahrscheinlich steht dasselbe mit den Kröpfen auf der Westseite der Serra Geral in Verbindung, welche, so weit ich sie verfolgt habe, von einem ähnlichen Kalksteine begränzt ist, wie er sich bei Natividade findet. Das Wasser, das über dieses Gestein fließt, ist mehr oder weniger salzig, und überall, wo es von den Einwohnern getrunken wird, sind Kröpfe vorherrschend. Auf der östlichen Seite der Serra hingegen ist diese Krankheit ungewöhnlich, und hier gab es, wenigstens an den Orten, die ich berührt habe, weder Kalkstein noch mit Salz geschwängertes Wasser.

Das Land war fast eine Legoa rings um die Stadt völlig durchwühlt, und vor Zeiten soll man hier eine große

Masse Goldes gefunden haben, während das wenige, das man heute noch gewinnt, kaum die Mühe des Suchens belohnt. Der Boden, in welchem es gefunden wird, ist von lehmiger kiesiger Beschaffenheit und besteht offenbar aus den Trümmern von Urgesteinen, indem das Gold entweder in sehr kleinen Theilchen oder in Körnern von verschiedener Größe, zuweilen mehre Unzen schwer, vorkommt. Auch der veste meist aus Quarz bestehende Felsen soll, wie man vermuthet, reiche Adern enthalten, die man jedoch, da es an den Mitteln fehlt, das sich ansammelnde Wasser abzuleiten, nicht tief verfolgen kann. Ich hörte von dem Vigario, der die Sache vielleicht etwas übertrieb, daß sich in geringer Entfernung von der Stadt eine so reiche Goldgrube befände, daß ein kleiner Eimer Erde ziemlich eine Viertelunze Gold gäbe. Diese Grube war, wie er mir sagte, nicht über zwanzig Fuß tief, aber in Folge des Einspringens einer Quelle schon seit langer Zeit aufgegeben worden. Das einzige Verfahren, wodurch man sich des Wassers zu entledigen suchte, bestand darin, daß man stufenweise eine Anzahl Männer über einander stellte, welche sich die gefüllten Eimer zureichten. Als ich fragte, warum man keine Pumpen anwende, erwiederte er mir, daß man zwar von solchen Dingen gehört, aber nie dergleichen gesehen habe, denn die Handwerker des Ortes sind so unwissend, daß sie nicht einmal ein so einfaches Werkzeug zu fertigen verstehen. Der Vigario erwies sich

während meines Aufenthaltes sehr freundlich gegen mich; er war ein wohlwollender, bei'm Volke sehr beliebter Mann, der trotz seinen vorgerückten Jahren eine Thätigkeit zeigte, wie sie nicht nur unter seinem Stande, sondern unter seinen Landsleuten überhaupt nicht eben gewöhnlich ist. Er allein von allen Einwohnern dieser Gegenden hatte auf eine in Rio de Janeiro erscheinende Zeitung subscribirt, die jedoch wegen der Unregelmäßigkeit der Posten nur in langen Zwischenräumen anlangte. Ich erhielt von ihm einen Empfehlungsbrief an einen der einflußreichsten Männer in der Nachbarschaft der Villa de Arrayas, der sein vertrauter Freund war.

Man hatte in Natividade und Conceição innerhalb der letzten zwanzig Jahre zwei leichte Erdbeben gespürt; das erste im Jahre 1826, das andere im Jahre 1834. Die Bewegung der Erde war an beiden Orten sehr wahrnehmbar, obgleich beide Erschütterungen schnell vorübergingen. Dieß waren die einzigen Orte in Brasilien, an welchen man mir von solchen Erscheinungen zu erzählen wußte.

Wir verließen Conceição am Morgen des siebenzehnten Februar, und eine Reise von vier langen Legoas brachte uns in den späten Nachmittagsstunden an die Ufer des Rio da Palma. Ungefähr eine halbe Legoa von dem Arraial windet sich der Weg um das Ende einer etwas hohen, felsigen Hügelkette, und nicht weit von dem Fuße derselben zogen wir an einigen kleinen Goldgruben vorüber.

Die hierbei beschäftigten Sclaven liefern nicht alles Gold, das sie finden, an ihre Herren ab, denn sie sind genöthigt, sich selbst zu beköstigen und zu kleiden, und zahlen daher ihren Principalen wöchentlich eine gewisse Summe, ungefähr sechs Schillinge. Viele derselben sind so glücklich gewesen, sich ihre Freiheit erkaufen zu können; der größere Theil aber wird träge und ausschweifend. Kurze Zeit vor unserer Ankunft fand ein Sclave ein Stück reinen Goldes, das gegen zehn Unzen wog und mehr als hinreichend war, ihm seine Freiheit zu verschaffen. Die umliegenden Felder waren mit einer schönen auf der Erde wachsenden Orchidee, einem Epistephium von zwei Fuß Höhe geschmückt, das mit einer Aehre großer rosenfarbiger Blumen prangte. Wir hielten während der Mittagsstunden bei dem einzigen Hause am Wege, der Fazenda de Pindobal, und brachen bald wieder auf, um bei guter Zeit den Rio da Palma zu erreichen, den wir noch heute überschreiten wollten. Die dazwischenliegende Gegend war fast flach und bestand aus großen offenen Campos, die reicher mit Rindern besetzt waren als alle anderen, die wir seither in dieser Provinz berührt hatten. Auf halbem Wege nach dem Flusse kamen wir unglücklicher Weise vom rechten Pfade ab, indem wir einer jener Viehfährten folgten, welche in diesen dünn bevölkerten Gegenden den Reisenden häufig irre führen, da die Landstraße ganz dasselbe Ansehn hat. Es verging eine Weile, ehe wir unseren Irrthum gewahr wurden; aber

wir kannten den Lauf des Flusses, und die gerade Richtung nehmend, kamen wir in weniger als einer halben Stunde auf den rechten Weg zurück, der jetzt durch einen dünnen, hauptsächlich aus Qualea parviflora, Mart. bestehenden Wald führte. In Folge der hierdurch entstandenen Verzögerung war es fast Sonnenuntergang, als wir die Fähre erreichten.

Der Fluß war bedeutend angeschwollen, obgleich es seit länger als einer Woche nicht geregnet hatte; doch vermutheten wir, daß höher im Lande vor Kurzem starke Regengüsse gefallen sein müßten. Wir hatten aus dieser Ursache und weil es schon ziemlich spät war, nicht wenig Mühe, den Fährmann zur Ueberfahrt zu bewegen. Der Rio da Palma ist bedeutend breiter und reißender als der Rio de Manoel Alvez. Auf beiden Flüssen wird das Fährboot auf Kosten der Regierung unterhalten, das hiesige aber war von so kleinem Maßstabe, daß sich jedes Mal nur ein einziges Pferd hinüberschaffen ließ; das Boot mußte daher zwölf Mal über den Fluß fahren, ehe Alles am jenseitigen Ufer war, und es vergingen dabei mehr als drei Stunden. Der Ort, den wir hier erreichten, hieß Fazenda da Barra und zählte mehre Häuser auf beiden Seiten des Flusses; dasjenige, welches man uns als Wohnung zuwies, war jedoch so klein, daß wir bei der Aussicht auf eine schöne Nacht es vorzogen, unser Nachtlager unter einigen davor stehenden Bäumen aufzuschlagen.

Am folgenden Morgen waren wir nach einer Reise von drittehalb Legoas genöthigt, Halt zu machen, da zwei unserer Pferde, wahrscheinlich in Folge der gestrigen Anstrengung bei dem Uebergange über den Fluß, vor Erschöpfung fast nicht mehr weiter konnten. Wir hielten an einer Stelle am Fuße der Serra de Santa Brida, wo nur einige kleine Bäume wuchsen, die uns kaum gegen die brennende Sonne schützen konnten. Diese Serra ist ein Zweig desselben Gebirges wie jenes, auf welchem die Villa de Arrayas liegt, und läuft in nordwestlicher Richtung zwei Legoas vom Rio da Palma. Ihr höchster Punct erhebt sich nicht höher als tausend Fuß über die umliegende Ebene. Am Nachmittage legten wir noch eine kurze Station von anderthalb Legoas zurück und hielten für die Nacht unter einigen kleinen Bäumen an einem klaren, in der Serra entspringenden Bache. Es trafen uns auf dieser Reise einige Regenschauer, und als wir unseren Lagerplatz erreichten, wälzte sich aus Südosten längs der Serra ein heftiges Gewitter heran, bei dessen Anblick die Aussicht, im Walde schlafen zu müssen, nicht eben erfreulich war. Zum Glück wendete es sich, als es uns näher kam, plötzlich nach Norden, und es trat eine herrliche Nacht ein. Unser Weg führte auf dieser Strecke durch eine große offene Thalebene, die nördlich und östlich von der Serra de Santa Brida und im Süden und Westen von einer Bergkette begränzt wurde, welche den Namen der Serra

de Buriti führt. Dieses Thal besteht aus weiten offenen Campos mit einer großen Menge von Baumlilien und ist, außer an den Ufern der kleinen von den Gebirgen herabkommenden Bäche, nur dünn bewaldet. Am nächsten Morgen reiseten wir zwei Legoas durch ein ähnliches Gelände und erreichten in der Frühe des Vormittags die Fazenda de Santa Brida, die dem Manne gehörte, an welchen mein Empfehlungsbrief von dem Vigario im Arraial de Conceição gerichtet war. Der Besitzer wohnt jedoch nicht hier, und das einzige Haus, das wir fanden, gehörte dem Vaqueiro. Doch da es hier gutes Weideland gab, so verweilten wir bis zum folgenden Tage, um den Pferden einige Ruhe zu gönnen.

Früh am nächsten Morgen brachen wir wieder auf und setzten in geringer Entfernung von der Fazenda über einen kleinen Fluß, dessen Ufer mit großen Bäumen, besonders der Jatobá (Hymenaea) bewaldet waren. In diesem Flusse, wie in allen anderen dieser Provinz, ist der Zitteraal (Gymnotus electricus) sehr häufig; man findet ihn in allen Größen, von ein bis sechs Fuß Länge, und fängt ihn häufig an den Angelschnuren, die man nach anderen Fischen auswirft; er wird zuweilen gegessen, doch nicht gewöhnlich, ob er gleich ein sehr gutes Fleisch haben soll. Mit den Schlägen, welche er versetzt, wirft er nicht selten Menschen und Pferde nieder. Die Einwohner nennen ihn „Treme-Treme." Bei Regenwetter empfangen

diejenigen, welche in diesen Flüssen fischen, häufig einen Schlag, der längs der feuchten Ruthe und Schnur sich mittheilt, wenn ein Zitteraal den Angelhaken faßt. Ich sah einen von sechs Fuß Länge, den man gefangen hielt, und der so zahm war, daß er sich von jedem betasten ließ, ja selbst, so lang wie er war, durch die Finger glitt; doch durfte man ihn, vielleicht durch einen ganz leisen Druck, nur im mindesten reizen, um augenblicklich einen heftigen Schlag zu erhalten. Eine ermüdende Reise von vier Legoas unter einer brennenden Sonne und durch eine ziemlich offene Gegend brachte uns zu der Fazenda Sapè, dem Wohnorte des Besitzers der Fazenda Santa Brida, eines Lieutnants João Gomez Lagoeira. Er befand sich bei unserer Ankunft auf einer etwas entlegenen Pflanzung, doch versicherte man, daß er bald zurückkommen würde. In einer Stunde erschien er, und der Brief von dem Vigario verschaffte mir den herzlichsten Willkommen. Es war meine Absicht, am nächsten Morgen nach der ungefähr vier Legoas entfernten Villa de Arrayas aufzubrechen, aber unser freundlicher Wirth wollte nichts davon hören, und erst als fünf Tage verstrichen waren, gab er seine Einwilligung zu unserer Abreise. Damit wir die Villa nicht ohne Lebensmittel erreichten, ließ er von einer seiner Meiereien einen fetten Ochsen holen, der für uns getödtet und getrocknet wurde, und außerdem nöthigte er mich auch noch, eine Ladung Farinha anzunehmen.

Die Fazenda Sapè liegt am Fuße der Serra de Santa Brida am Eingange eines kleinen auf beiden Seiten von Bergen umschlossenen Thales; da das dazu gehörige Land gut bewässert und der Boden sehr üppig ist, so eignet es sich trefflich zum Anbau des Zuckerrohres, wovon es mehre große Pflanzungen hier gibt. Der größere Theil dieses Erzeugnisses wird in Rum verwandelt, nach welchem man mehr verlangt als nach Zucker. Auch Reiß und Mandiocca geben reiche Ernten. Das ganze Besitzthum des Lieutenants Lagoeira umfaßt einen Flächenraum von vier und sechszig Quadratmeilen und ist in verschiedene zur Viehzucht bestimmte Meiereien getheilt. Seine Heerden belaufen sich auf ungefähr vierzehn tausend Stück, und man verkauft die Rinder meist an Viehhändler, welche sie nach Bahia hinabtreiben. Der Besitzer war ehemals selber ein solcher, wußte sich aber bei dem vorigen Eigenthümer so sehr in Gunst zu setzen, daß ihm dieser seine Tochter gab. Als der Vater bald nachher starb, fiel die alleinige Verwaltung der Fazenda in die Hände des Schwiegersohnes. Er wird als ein Mann von freundlichem Gemüth und guter Erziehung von den Bewohnern der Umgegend sehr hoch geschätzt. Ich unternahm während meines Aufenthaltes auf dieser Fazenda und bei den mehrmaligen Besuchen, die ich ihr von Arrayas aus machte, verschiedene Ausflüge in die Umgegend. Senhor Lagoeira, ein eifriger Jäger, war mein steter Begleiter. Zuweilen begaben wir

uns auf eine grasige Hochebene, welche nur dünn mit Vellozia und Diplusodon, einem schönen niedrigen mit kleinen rosenrothen Blüthen geschmückten Strauche bedeckt war. Auf diesen trockenen Ebenen gibt es in großer Menge eine Wachtelart, Perdiz genannt und zur Gattung Tinamus gehörig, die nicht viel kleiner ist als ein europäisches Rebhuhn. Ein anderes Ziel unserer Ausflüge war das hinter dem Hause gelegene Thal, das an vielen Stellen sumpfig und sehr reich an einer großen, Cabeçudo (Cocos capitata, Mart.) genannten Palmenart ist, deren Frucht die Hauptnahrung des in diesem Districte sehr gewöhnlichen großen blauen Macaos bildet. In den Sümpfen dieses Thales findet man häufig die Boa Constrictor von bedeutender Größe. Sie ist in der ganzen Provinz nicht ungewöhnlich, besonders an den bewaldeten Ufern der Sümpfe, Seeen und Flüsse, und erreicht zuweilen die furchtbare Länge von vierzig Fuß. Ich sah hier die größte, die mir jemals vorgekommen ist; aber sie war nicht mehr lebendig. Einige Wochen vor unserer Ankunft in Sapè war des Lieutenants Lieblingspferd von dem in der Nähe des Hauses befindlichen Weideplatze verschwunden; man suchte es auf der ganzen Fazenda, aber es blieb verloren. Bald darauf bemerkte ein Vaqueiro, indem er durch einen Wald am Ufer eines kleinen Flusses wanderte, eine ungeheuere Boa, die in der Gabel eines über das Wasser geneigten Baumes hing. Sie war todt, hatte sich aber offenbar lebendig

von der letzten Fluth herabtreiben lassen und in ihrem trägen Zustande nicht die Kraft gehabt, sich aus der Gabel zu winden, ehe das Wasser wieder zurückging. Man ließ sie von zwei Pferden auf's freie Land ziehen und fand, daß sie sieben und dreißig Fuß maß. Als man sie öffnete, kamen die zum Theil zerbrochenen Knochen und das halb verdaute Fleisch eines Pferdes zum Vorschein, während sich die Kopfknochen unverletzt vorfanden, und hieraus schlossen wir, daß die Boa das Pferd vollständig verzehrt haben mußte; denn im Verschlingen besitzen alle Arten von Schlangen eine wahrhaft erstaunliche Fähigkeit. Ich habe häufig gesehen, wie eine Schlange, die nicht dicker war als mein Daumen, einen Frosch ziemlich von der Größe meiner Faust verschlang, und ich tödtete einst eine Klapperschlange von vier Fuß Länge und nicht bedeutender Stärke, die nicht weniger als drei große Frösche verschlungen hatte, deren einer ihren Leib zweimal so dick machte als die übrigen Theile; er war noch am Leben und hüpfte davon, als er befreit wurde. Eine sehr dünne Schlange, die man häufig auf den Dächern der Häuser findet, verschlingt nicht selten Fledermäuse, die drei Mal so dick sind als sie selber. Ist dieß also bei den kleineren Arten der Fall, so darf man sich nicht wundern, daß eine Schlange von sieben und dreißig Fuß Länge ein Pferd verschlingen könne, besonders wenn man weiß, daß sie dem Thiere, indem sie es umschlingt, zuvor die Knochen zerbricht und es dann mit

dem schlüpfrigen Schleime benetzt, den sie in ihrem Rachen birgt.

Ein ander Mal gingen wir in den Wald, welcher den Fuß der Serra umsäumt und wo die größeren Bäume aus einer Art Mimosa, Angico genannt, bestehen. Auf ihren Zweigen gibt es unzählige Aeffchen, für welche das Harz, das dieser Baum absondert, ein Lieblingsfutter ist. Außerdem halten sich in diesen Wäldern auch einige große Brüllaffen auf (Mycetes barbatus, Spix), die in Brasilien unter den Namen Barbudo und Guariba bekannt sind. Sie besitzen in ihren langen Wickelschwänzen eine ungeheuere Muskelkraft und bleiben mit denselben selbst dann noch an den Zweigen hangen, wenn sie geschossen und völlig todt sind. Man findet sie gewöhnlich schaarenweise und sie lassen besonders zu früher Morgenstunde ein unangenehmes Geheul vernehmen. Noch zahlreicher ist ein kleiner ringelschwänziger Affe (Ateles paniscus), der den Pflanzungen viel Schaden thut und deßhalb von dem Fazendeiro eifriger verfolgt wird. Er plündert besonders Zuckerrohr- und Maisfelder und trägt dann seine Beute in den Wald. Ein alter Neger erzählte mir, er habe häufig einen Affen dieser Art mit einem Raube von drei Maisähren beladen gesehen, wovon er die eine im Munde, die andere in einem seiner Arme und die dritte in dem beweglichen Schwanze getragen habe; ich bekenne jedoch, daß

ich dieß erst mit eigenen Augen wahrnehmen muß, ehe ich es vollkommen glauben kann. Die feuchten und sumpfigen Campos tragen verschiedene Palmenarten mit großen Büscheln kleiner Nüsse, welche in reifem Zustande äußerlich mit einer faserigen und öligen Substanz bedeckt sind, die einen süßlichen Geschmack hat und die Lieblingsnahrung jener Aeffchen bildet. Eben so begierig sind jedoch diese Thiere auf den inneren Theil der Nuß, die fast dieselbe Masse enthält wie die Cocusnuß. Ich hatte mir in verschiedenen Theilen des Inneren erzählen lassen, daß diese Affen die Nüsse, welche für ihre Zähne zu hart sind, nach irgend einer felsigen Stelle trügen und sie dort mit einem Steine entzwei klopften, und einige Leute wollten sie bei dieser Verrichtung sogar belauscht haben. Aber mir schien diese Erzählung bis zu meiner Ankunft in Sapé eben so fabelhaft wie jene von der Fortschaffung der Maisähren. Auf einem Ausfluge über das Gebirge unmittelbar hinter der Fazenda, wo es aus ziemlich nackten und schroffen Gipfeln bestand, sahen wir jedoch an mehren fast unzugänglichen, meist aber entblößten Stellen große Haufen zerbrochener Nußschalen und daneben eine Anzahl rundlicher, mehr als faustgroßer Steine, die offenbar zum Aufschlagen der Nüsse gedient hatten. Dieß waren nach Senhor Lagoeira's Versicherung die Orte, wohin die Affen ihre Zuflucht nahmen, um die in den unteren Wäldern gesammelten Nüsse zu zerschlagen, und er fügte hinzu, er

habe sie häufig entfliehen sehen, wenn er auf seinen Jagdzügen durch das Gebirge einem solchen Orte sich genähert habe. Daß sie sich bei Dingen, die für ihre Zähne zu hart sind, der Steine zu bedienen wissen, habe ich oft genug an einem kleinen Lieblingsaffen gemerkt, der mich auf meinen Reisen begleitete. Ich bekam ihn in Piauhy, und er war von den vielen zahmen Thieren, die ich bei mir führte, das einzige, das lebendig Rio de Janeiro erreichte. Es war ein Weibchen der Gattung, von welcher wir jetzt reden, und wurde mit der Zeit sehr zahm. Jerry hatte sich bei Allen in Gunst gesetzt und lebte fast in jeder Beziehung wie wir selber; sie trank früh und abends ihren Thee, worauf sie sehr begierig war, und ging nie eher schlafen, als bis sie ihre gewöhnliche Portion erhalten hatte. Ihr Lieblingsfutter bestand in Farinha, gekochtem Reiß und Bananen, doch nahm sie auch mit allem Anderen vorlieb. Ein rohes Ei war ein Leckerbissen für sie, und sobald sie ein solches erhielt, zerklopfte sie das eine Ende leise auf dem Boden und vollendete dann die Oeffnung, indem sie die zerbröckelte Schale entfernte, und die Spitze ihres schlanken Fingers hineinsteckte; hierauf legte sie den Kopf zurück, setzte das Ei mit beiden Händen an die Lippen und hatte auf diese Weise bald den ganzen Inhalt ausgeschlürft. So oft sie etwas bekam, das ihre Zähne nicht erbeißen konnten, so sah sie sich nach einem Steine um, und ihn mit einer Hand erhebend, suchte sie den harten Gegenstand

durch wiederholte Schläge aufzubrechen; gelang es ihr nicht, so suchte sie einen größeren Stein, welchen sie, indem sie sich auf die Hinterbeine stellte, mit beiden Händen emporhob und dann herabfallen ließ, aber zu gleicher Zeit auch vorsichtig zurücksprang, um ihre Zehen außer Gefahr zu bringen. Ich habe oft beobachtet, auf welche Weise sie sich bemühte, einen kleinen Gegenstand zu erlangen, der zufällig außer ihrem Bereiche lag; sie suchte dann wo möglich eine Ruthe oder irgend einen dünnen Zweig zu erhaschen, und so lang sich ausstreckend, als ihr Strick es erlaubte, ruhte sie nicht eher, als bis der ersehnte Gegenstand zu erreichen war. Allerdings ging sie bei solchen Bemühungen häufig genug sehr linkisch zu Werke, aber sie waren trotzdem jederzeit interessant, weil sich daran die Urtheilskraft und die Beharrlichkeit dieses kleinen Thieres erkennen ließ. Jerry ritt fast immer auf einem großen Bullenbeißer, der uns begleitete, und legte auf diese Art eine Reise von mehren Tausend Meilen zurück. Diese beiden Thiere waren einander sehr zugethan, und es gewährte häufig einen ergetzlichen Anblick, sie mit einander spielen zu sehen. An jedem Morgen, ehe wir aufbrachen, ging der Hund nach der Stelle, wo Jerry angebunden war, und wartete, bis man sie ihm auf den Rücken gesetzt und ihren Strick an seinem Halsbande bevestigt hatte. Es kam ihr jedoch nicht darauf an, ob ihr Gesicht dem Kopfe oder dem Schwanze ihres Rosses zugekehrt war; sobald

es aber bergab ging, saß sie jedes Mal regelrecht, indem sie, um nicht über den Kopf ihres Reitthieres zu gleiten, ihren eignen Schwanz um den Schwanz des Hundes schlang. Ich hatte die Absicht, Jerry mit mir nach England zu nehmen, aber sie war auf einem Ausfluge in das Orgelgebirge, den ich nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro unternahm, zu meinem großen Bedauern eines Abends verschwunden, ohne daß ich je wieder von ihr hörte; ohne Zweifel hatte einer der Sclaven sie entwendet und irgendwo für eine Kleinigkeit verkauft.

Einige Tage vor unserer Ankunft in Sapé fing ein Sclave ein junges Männchen dieser Affengattung. Es war nämlich eine ziemlich große Anzahl dieser kleinen Thiere über eine Maispflanzung hergefallen und darunter auch mehre Weibchen, die wie gewöhnlich ihre Jungen hockten, welche sie, so lange dieselben nicht für sich selber sorgen können, nur äußerst selten verlassen. Einige Sclaven verfolgten die Diebe und das junge Männchen, das in der Eile von seiner Mutter abgeworfen wurde, gerieth in Gefangenschaft, und Senhor Lagoeira bot es mir jetzt als Gefährten für Jerry zum Geschenk an. Ich hatte wenig Vertrauen, daß mein Liebling diesem Jungen sich sonderlich hold zeigen würde, aber kaum hatte man sie vereinigt, als der kleine Affe, der wahrscheinlich seine Mutter gefunden zu haben glaubte, sich ganz behaglich auf Jerry's Rücken setzte, während Jerry selber, statt diese Zudring=

lichkeit übelzunehmen, den neuen Bekannten so lieb gewann, daß ihn fast Niemand anrühren durfte. Sie behandelte ihn mit einer Zärtlichkeit, als wäre es ihr eigenes Junges, und ich bemerkte mehr als ein Mal, wie sie das Aeffchen, wenn es von ihrem Rücken sprang, um sich auf dem Boden zu ergetzen, und sich etwas zu weit entfernte, mit ihrem Schwanze augenblicklich wieder einfing. Jerry's Brust war in der ersten Zeit entzündet, weil das Junge Versuche machte, sich Milch zu verschaffen, und es kam bei Tage und bei Nacht nur selten von ihrem Rücken. Höchst belustigend war es, wenn sie es von Flöhen reinigte. Sie legte es dabei auf die Erde, und die langen Haare durchsuchend, fing sie die Insecten, so oft sich dergleichen zeigten, mit Daumen und Zeigefinger und verzehrte sie; konnte sie aber ihrer auf diese Weise nicht habhaft werden, so fing sie dieselben gleich mit ihren Zähnen, während das Junge bei dieser Verrichtung so still lag, als hätte es geschlafen. Es überlebte unsere Ankunft in Arrayas nur einige Wochen, und ich war verwundert, daß Jerry, die dem Aeffchen bei seinen Lebzeiten so große Zärtlichkeit erwiesen hatte, nicht die mindeste Bekümmerniß über seinen Tod verrieth.

In den dichtesten Theilen der bei Sapé befindlichen Wälder erbeuteten wir nicht selten eine Jacutinga (Penelope Jacutinga, Spix.), jenen schönen großen Jagdvogel, der in den Wäldern des Orgelgebirges so häufig ist. Das

Gebirge besteht hier, wie schon erwähnt, gänzlich aus einem vesten Urkalkstein, jenem ähnlich, der bei Natividade vorkommt und sich, wie ich später fand, viele Legoas nach Süden ausdehnt. Die unteren Theile dieser Berge sind ziemlich gut bewaldet, die oberen aber meist schroffe rauhe Kuppen und fast gänzlich von Pflanzenwuchs entblößt. Die einzigen Gewächse, die man hier findet, sind ein kleiner wilder Feigenbaum, ein großer stacheliger Cactus, eine strauchartige Trixis, eine kleine Begonia und eine dornige Loasa. Am Fuße dieser Gipfel liegen Haufen von Felsstücken, unter welchen sich in Unzahl ein kleines kaninchenartiges Thier aufhält, das eine dem Meerschwein verwandte Gattung bildet und ein weißes schmackhaftes Fleisch hat. Es ist das Kerodon moco der Naturforscher, den Einwohnern unter dem Namen Mocó bekannt.

Es war am Nachmittage des sechsundzwanzigsten Februar, als wir von Sapé nach Arrayas aufbrachen, und nach einer Reise von zwei ziemlich langen Legoas erreichten wir den Fuß der Serra an dem Puncte, wo man zu der Hochebene hinansteigt, auf welcher die Villa liegt. Hier bivouakirten wir und bevestigten unsere Hängematten unter einigen Bäumen an dem Ufer eines kleinen Gebirgsbaches. Nachdem wir auf dieser Reise die dichteren Waldungen, welche Sapé umgeben, verlassen hatten, gelangten wir in ein weites offenes, zwischen der Serra de

Santa Brida und der Serra Buriti gelegenes Thal, das allmälig immer enger wurde, bis sich endlich an unserem Lagerplatze die beiden Gebirge vereinigten. Dieses Thal ist nur dünn bewaldet, ausgenommen an den Ufern der vielen kleinen Bäche, welche es durchschneiden und sich zu einem kleinen mitten hindurchströmenden Flusse vereinen. Ich fand diese Gegend sehr reich an schön blühenden Sträuchern und Bäumen, darunter Pleroma, Crotalaria, Bauhinia, Diplusodon, Vochysia, Kielmeyera u. s. w. Der Abhang der Serra, den wir am nächsten Morgen erstiegen, war sehr felsig und verursachte eine langwierige mühsame Reise. Von dem Gipfel des Gebirges nach der Villa, die ungefähr anderthalb Legoas entfernt liegt, bildet der Weg einen sanften Abhang. Senhor Lagoeira hatte mich mit einem Briefe an einen Schulmeister versehen, der uns bald ein leeres Haus verschaffte, das allerdings nur wenig darauf eingerichtet war, Wind oder Regen abzuhalten, mit dem wir aber als dem einzigen vorhandenen Obdach trotzdem vorlieb nehmen mußten. Hier wohnten wir eine Woche, bis wir ein anderes und bei Weitem besseres beziehen konnten, das bei unserer Ankunft ein reisender Kaufmann bewohnt hatte. Da die Regenzeit noch nicht ganz zu Ende war, so verweilte ich fast zwei Monate in Arrayas, während welcher Zeit ich glänzende Sammlungen von den seltenen, schönen Pflanzen zusammentrug, die den grasigen Hochebenen des inneren Brasiliens eigenthümlich sind.

Die Villa de Arrayas liegt sehr anmuthig in einem Grunde auf dem Tafellande der Serra und ist fast auf allen Seiten von niedrigen grasreichen, nur dünn mit kleinen Bäumen und Sträuchern bewaldeten Hügeln umgeben. Die höchsten dieser Hügel liegen auf der Nordostseite der Stadt, und hinter ihnen fließt ein schöner Bach hervor, der den Ort in allen Jahreszeiten mit Wasser versorgt. Die Einwohner führen das Sprüchwort, daß Arrayas weder schlechtes Wasser noch gute Wege habe (Arrayas não tem agoa ruim, nem caminhos bons), und es ist dieß in der That seine Charakteristik. Die Stadt ist klein, und die Bevölkerung zählt nicht über dreihundert Seelen. Ein großer Theil der Häuser gehört auch hier, wie in den anderen Städten des Inneren, den benachbarten Fazendeiros, welche dieselben nur bei Festzeiten bewohnen. Sie bilden ein großes Viereck, auf dessen Ostseite die einzige Kirche steht. Bei unserer Ankunft überraschte mich der Anblick eines Hauses mit Glasfenstern, die man im Inneren Brasiliens selten zu sehen bekommt; bei näherer Beschauung aber ergab es sich, daß die Scheiben von Talk waren, der hier in der Nähe sehr häufig vorkommt.

Die Bewohner dieses Ortes, meist sehr arme Leute, bewiesen sich, so weit es ihre beschränkten Mittel erlaubten, sehr freundlich und gefällig, doch war ihre Armuth größtentheils nur eine Folge ihrer Trägheit. Wir hatten die größte Mühe, auch nur die unbedeutendsten Le-

bensmittel einzukaufen, und es ist mir heute noch ein Geheimniß, auf welche Weise die Mehrzahl der Einwohner ihr Leben fristete. Ohne meinen werthen Freund Senhor Lagoeira, der mich auf's Neue mit Vorräthen versorgte, hätten wir manchmal Hunger leiden müssen. Der Ort hat troz seiner Armuth und geringen Einwohnerzahl zwei Geistliche, die aber nicht eben die Magersten unter der Gemeinde zu sein schienen. Es gibt drei Schulen, zwei Elementarschulen, die eine für Knaben, und die andere für Mädchen und eine dritte, in welcher nur Latein gelehrt wird. Wie in allen anderen Städten und Dörfern des Inneren, so werden auch hier die Lehrer von der Regierung besoldet, so daß alle Klassen der Bevölkerung freien Unterricht genießen; aber trotzdem bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß diese günstige Gelegenheit nur von Wenigen benutzt wurde. Die Landbewohner, die ihre Kinder in die Schule schicken, müssen dieselben in der Stadt in Kost und Wohnung geben, was man allgemein für einen großen Uebelstand hält. Ich traf hier wie anderwärts nur sehr wenig Leute, die Geschmack am Lesen fanden, und ihr ganzer Büchervorrath bestand gewöhnlich aus einigen kleinen Gebetbüchern. Selbst die Bibliotheken der Geistlichen beschränken sich auf einige religiöse und klassische Werke, unter welchen sich, einen kurzen Auszug abgerechnet, nur selten eine Bibel befindet.

Das Gestein der Gebirgskette, auf welcher Arrayas

liegt, besteht aus fast verticalen Urschichten, die sich nur äußerst wenig nach Osten neigen, in welcher Richtung der höchste Theil der Serra liegt. Die westlichsten dieser Felsen haben eine sandige schieferige Zusammensetzung, und diese bedecken ein sehr vestes, graufarbiges, dem Gneiß sehr ähnliches Flötzgestein, in welchem unzählige gerundete, ein bis vier Zoll große Granit- und Quarzstücke liegen, und welches wahrscheinlich der Grauwacke der alten Welt gleichkommt. Der Kalkstein, aus welchem die westliche Seite der Serra bei Sapé und Natividade besteht, wird hier nicht gefunden, doch entdeckte ich ihn nach Süden hin wieder. In keinem dieser Gesteine zeigte sich eine Spur von organischen Ueberresten.

Es herrscht in Arrayas seiner erhöhten Lage zu Folge ein weit kühleres Klima als unten in der Ebene, und die Regengüsse sind heftiger und von längerer Dauer. Dieselben kommen stets aus Nordosten, beginnen im October oder November und dauern bis April oder bis ein regelmäßiger Südostwind eintritt, welcher für den ersten Boten der trockenen Jahreszeit gilt. Die Fazendeiros beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und finden in Bahia einen guten Markt für ihre Rinder; außerdem bauen sie aber auch etwas Zuckerrohr, hauptsächlich um Rum daraus zu bereiten, der bei allen Klassen der Gesellschaft sehr beliebt ist und deßhalb schnellen Absatz findet. Auch an Pflanzungen von Mandiocca, Reiß und Mais fehlt es nicht,

theils für den Hausbedarf, theils für den Markt der Villa. Alle diese Producte zieht man jedoch in dem Unterlande, hauptsächlich am Fuße des Gebirges; in der unmittelbaren Nähe der Stadt selber wird wenig oder gar nichts erbaut, obgleich der Boden an vielen Stellen zu kleinen Pflanzungen trefflich geeignet scheint. Boden und Klima scheinen dem Kaffeebau sehr günstig zu sein, da die wenigen kleinen Pflanzungen, die man angelegt hat, ohne die geringste Pflege sehr gute Ernten geben. In dem Garten des Hauses, in welchem ich wohnte, gab es gegen hundert und funfzig Kaffeepflanzen, die zu Ende April so reich mit Früchten beladen waren, als irgend welche, die ich in den großen Pflanzungen der Provinz Rio de Janeiro gesehen habe. Es ist dieß jedoch ein Artikel, der hier niemals in bedeutender Ausdehnung erbaut werden kann, da es bei der großen Entfernung von der Küste keine Aussicht auf Ausfuhr gibt. Der Rio Tocantins ist die einzige Wasserstraße, und dieser ist bis jetzt nur für kleine Kanoes schiffbar. Die Stadt hat nur zwei Kaufleute, die ihre Waaren aus Rio de Janeiro beziehen. Sie unternehmen alle zwei bis drei Jahre eine Reise dahin, wozu sie gewöhnlich sechs bis neun Monate brauchen.

Die Krankheiten dieses Districtes sind ziemlich dieselben wie in dem nördlichen Theile der Provinz. In dem Niederlande, das während der Regenzeit sehr sumpfig ist, herrschen Wechselfieber und werden bei den Leuten, die

aus den Hochlanddistricten kommen, nicht selten gefährlich. Da nur Wenige im Stande sind, schwefelsaueres Quinin zu kaufen, so behandelt man diese Fieber gewöhnlich mit Brechmitteln und Purganzen oder wohl auch mit bitteren Rinden, die man von den Bäumen im Walde gewinnt, und unter welchen die Rinde des Strychnos speudochina, St. Hil., eines kleinen auf den Hochebenen wachsenden Baumes, am gewöhnlichsten benutzt wird. Zuweilen bedient man sich auch eines starken Aufgusses von Kaffee mit einer Beimischung von Salz. Aber obgleich die Bewohner der Ebenen beständig dem Fieber unterworfen sind, so sterben doch nur wenige an der Krankheit selber, wohl aber erliegen viele dem Zustande, in welchen sie die Körperconstitution durch eine lange Reihe alljährlicher Angriffe versetzt. Das Organ, welches dabei am meisten angegriffen wird, ist die Milz, die sich zuweilen so sehr erweitert, daß sie fast die ganze Unterleibshöhle anfüllt. Auf meiner Reise durch diese Districte berührten wir selten ein Haus, wo ich nicht wegen der Erweiterung dieses Organs von irgend einem Kranken zu Rathe gezogen wurde. Die Leber wird seltener afficirt; sie leidet mehr durch die Unmäßigkeit im Essen und Trinken und das beständige Tabakrauchen. Die Villa ist in Folge ihrer über die miasmatische Region erhöhten Lage von Wechselfiebern befreit, und es zeigen sich dieselben höchstens in einzelnen von unten heraufgebrachten Ansteckungsfällen. Der erwähnte Reisende, dessen Haus

wir bezogen, hatte ohne allen Beistand einen indianischen Diener zurückgelassen, der an einem heftigen dreitägigen Fieber fast auf den Tod daniederlag, aber durch eine zweckmäßige Behandlung sich bald wieder erholte. Der arme Mensch stammte von den Ufern des Amazonenstromes und blieb bis zu meiner Ankunft in Rio de Janeiro in meinen Diensten. Die in der Villa herrschenden Krankheiten sind Ophthalmie, Schnupfen, Entzündung, Rheumatismus und Dyspepsie; auch Lähmung ist nicht ungewöhnlich, und fast alle Einwohner tragen als Schutzmittel einen dicken gedrehten eisernen Ring, der am Sonnabend der Passionswoche (sexta feira da Paixão) gefertigt und von einem Priester geweiht ist. Kröpfe sind zwar nicht selten, doch nicht so vorherrschend wie in Natividade und Conceição. Man schreibt sie hier dem kalten Trinkwasser zu.

Die Umgegend von Arrayas ist reich an höchst malerischen und anziehenden Ansichten, einen doppelten Reiz aber hat sie für den Naturforscher hinsichtlich der großen Mannigfaltigkeit in den Gegenständen, welche eine solche Verschiedenheit des Bodens und der Lage seinen Forschungen darbietet. Ich fand auf meinen Ausflügen nach mehren Richtungen gegen dreihundert Pflanzengattungen, verschieden von allen, die ich irgend anderswo gesammelt hatte. Die trockenen Campos des Hochlandes boten zahlreiche Gräser, die fast alle grob und stark und nur wenig zur Weide geeignet waren. Sie bilden nicht einen ge-

schlossenen Rasen wie in Europa, sondern wachsen in vereinzelten Büscheln, und die Stellen, welche sie bedecken, sind bei Weitem nicht so groß als die Zwischenräume, welche sie nackt lassen. Dieß macht sich jedoch beim ersten Anblick nicht gleich bemerkbar, denn die Halme sind gewöhnlich sehr lang und geben, wenn sie reif sind, den Campos von Weitem das Ansehn von Weizen- oder Haferfeldern. Unter diesen Gräsern wachsen viele blühende Sträucher und schöne Krautgewächse. Die größten Zierden der ersteren sind Diplusodon und Kielmeyera; eine Pflanze der letzteren Gattung (Kielmeyera rosea, Mart.) wächst in Büschen von anderthalb Fuß Höhe und trägt zahlreiche große, rosenfarbige Blumen, welchen sie den Namen Rosa do Campo verdankt. Von den krautartigen Pflanzen dieser Gegenden gehören die schönsten zu den Gentianeen. Eine Art des Lisianthus trägt große blaue glockenförmige Blumen, die an Gestalt den Blumen des Fingerhutes ähneln, und gegen Ende der Regenzeit schmücken sich die Felder mit zwei schönen Arten der Callopisma, deren eine in größerer Menge wächst als die andere und, weil sie sehr bitter ist, von den Einwohnern der Provinz Goyaz officinell als Enzian gebraucht wird. Man sammelt sie, sobald sie in voller Blüthe steht, und in jedem Hause hangen getrocknete Bündel dieser Pflanze. Ein Aufguß davon dient als Mittel gegen Dyspepsie, sowie zur Stärkung derjenigen, die vom Fieber genesen. Die Bäume der

Hochland-Campos bestehen hauptsächlich aus der schönen Sicupira (Commilobium polygalaeflorum), der Qualea grandiflora und parviflora, einer Vochysia, einer Salvertia convallariodora, einer Panax, einer Albertinia, einer Lafoensia, zwei Gattungen der Cecropia, aus der Mangába do Mono, dem Elephantenlausbaum und verschiedenen Mimosen.

Gegen Ende des Monates April wurde der ganze nördliche Theil der Provinz Goyaz durch die Nachricht aufgeschreckt, daß eine Abtheilung von Raimundo's Heere mit dem Balaio aus Maranham nach Alcantara, einer kleinen im äußersten Norden der Provinz gelegenen Stadt, gekommen und mit Gewalt daselbst eingedrungen sei, und daß sie, obgleich sich ein großer Theil der angeseheneren Einwohner in die Wälder geflüchtet, eine bedeutende Anzahl getödtet und geplündert und andere wieder für ihre Partei gewonnen habe. Gleichzeitig langte die Botschaft an, daß man alle Kanoes, welche wie gewöhnlich im Monat April aus den mittleren Theilen der Provinz hinab nach Pará gefahren waren, weggenommen, ihre Eigenthümer getödtet und die Häute, welche sie als Ladung führten, in den Fluß geworfen hätte. Man kam augenblicklich auf die Vermuthung, daß sich die Rebellen in keiner anderen Absicht dieser Boote bemächtigt hätten, als um den Fluß hinauf zu fahren und die Städte und Dörfer dieses Theiles der Provinz auf dieselbe Weise zu verheeren wie jene

unterhalb. Am zweiundzwanzigsten April wurde ich nach einer drei Legoas nördlich von Arrayas entfernten Fazenda zu einer jungen Dame gerufen, die sich unwohl befand. Als ich ankam, hatte ihr Vater soeben einen Brief von dem Vigario von Conceição erhalten, welcher die Nachricht enthielt, daß die Räuber vor einigen Tagen Porto Imperial, ein am Tocantins liegendes Dorf erreicht hätten, das nur drei Tagreisen von Villa de Natividade entfernt sei, und daß die Einwohner des letzteren Ortes bereits nach allen Richtungen in die Wälder flüchteten. Bei meiner Rückkehr nach Arrayas überbrachte ich dem Präsidenten der städtischen Camara einen Brief, worin dieser von den erwähnten Ereignissen unterrichtet wurde. Er rief augenblicklich die bedeutendsten Einwohner zusammen, um zu berathen, was in dieser Noth zu thun sei, und man entschied, mittels einer Trommel die Nationalgarde zu versammeln; aber obgleich die Stadt ein solches Instrument besaß, so war doch unglücklicher Weise Niemand aufzutreiben, der damit umzugehen wußte, bis mich endlich einer meiner Leute, ein Schwarzer aus Natividade, um die Erlaubniß bat, diesen Dienst zu übernehmen. Die Trommel rief sonach zu den Waffen, aber es erschienen nicht mehr als etwa sechs Männer auf dem Platze. Am nächsten Morgen wurden sie abermals herausgerufen, und dießmal versammelten sich ungefähr doppelt so viele, die aber fast alle unbewaffnet waren. Diese kleine Schaar mußte sich

sogleich von einem Fazendeiro einexercieren lassen, der sich zufällig in der Stadt befand, aber von seiner Aufgabe nicht das Mindeste zu verstehen schien, obgleich er den Rang eines Fähndrichs der Nationalgarde besaß. Der Juiz de Paz wurde sofort von seiner Fazenda einberufen, und außerdem gingen Expresse nach der Stadt Goyaz, um den Präsidenten sowohl als auch die zwischenliegenden Städte von diesen Angelegenheiten in Kenntniß zu setzen; andere entsendete man nach den verschiedenen Theilen des Districtes, um die ganze Nationalgarde zu versammeln. Im Laufe von vier bis fünf Tagen kamen über hundert vierzig Mann in die Villa, von welchen die meisten mit ihren Vogelflinten bewaffnet waren; doch gab es in der Stadt weder Musketen noch Pulver oder Kugeln. Diejenigen, die keine Flinten besaßen, bewaffneten sich mit ihren Messern, welche sie vest an kurze Stangen banden, und die ganze Streitmacht bildete wie jene von Piauhy das bunteste Gemisch, das man sich denken konnte; denn sie bestand aus Leuten von allen Farben, allen Größen und ohne jegliche Uniform. Die Truppen wurden acht Tage exerciert, bis endlich die Botschaft anlangte, daß die frühere Nachricht übereilt gewesen sei und daß sich die Rebellen, ungefähr aus fünfhundert gut bewaffneten Männern bestehend, noch immer in Alcantara befänden. Hierauf gab der Juiz de Paz seinen Soldaten augenblicklich ihre Entlassung und behielt nur zehn Mann als Schutz-

wache der Stadt zurück. Im Verhältnisse zur Einwohnerzahl dieses Districtes war die bei dieser Gelegenheit versammelte Nationalgarde zahlreicher als in irgend einem Districte von Piauhy; aber höchst wahrscheinlich wäre bei einem zweiten Aufgebote die Hälfte weggeblieben, da diese armen Leute, die man plötzlich aus ihren Wohnungen und Familien gerufen und größtentheils zu einer langen Fußreise veranlaßt hatte, über die von den Behörden ihnen zu Theil gewordene Behandlung nichts weniger als zufrieden waren. Sie fanden bei ihrer Ankunft, daß man fast gar nicht für ihr Unterkommen gesorgt hatte. Ein altes Haus, dessen Mauern sich nur wenig über den Boden erhoben, war das einzige Obdach, das man ihnen gewährte, und hier wurden sie, mehr wie Schweine als wie Menschen, alle zusammen eingepfercht. Wäre schönes Wetter gewesen, so würde der größere Theil es vorgezogen haben, unter freiem Himmel zu schlafen, aber unglücklicher Weise waren die Nächte sehr regnerisch. Außerdem wurde während der Zeit, wo sie in der Stadt lagen, nicht ein Pfennig für ihre Beköstigung ausgegeben, und ohne die Wohlthätigkeit einiger Einwohner hätten sie entweder Hunger leiden oder sich ihre Lebensmittel mit Gewalt verschaffen müssen. Als sich Einige um Zehrbedarf an den Juiz de Paz wendeten, gab er ihnen zur Antwort, daß er es nicht für gut befinde, etwas von den städtischen Geldern für einen solchen Zweck zu verausgaben, da dieselben zur Erbauung eines neuen

Gefängnisses bestimmt wären! Einige Stunden vor ihrer Entlassung zogen die Truppen in die Kirche, um die Messe zu hören, worauf der Juiz de Paz jedem derselben ein Glas Rum verabreichte, die einzige Belohnung für ihre Dienste. Mehre Einwohner der Villa, die vorher mit den Thaten der Tapferkeit geprahlt hatten, welche sie bei einer Annäherung des Feindes vollbringen wollten, waren bei der Nachricht, daß die Rebellen bis Porto Imperial vorgedrungen seien, die Ersten, die ihre Kostbarkeiten zusammenpackten, um sich jeden Augenblick aus dem Staube machen zu können. Alle Frauen hatten ihre Ringe und Ohrgehänge, sowie die goldenen Ketten abgelegt, womit sie ihren Hals zu schmücken pflegen.

Da jetzt die zum Reisen geeignete Jahreszeit herangerückt war, so drängte es mich zum Aufbruch, um wo möglich vor Beginn der nächsten Regen in Rio de Janeiro einzutreffen. Ich verdankte es der Güte meines vortrefflichen Freundes Lagoeira, der mir von seiner Fazenda allerlei Zehrbedarf übersandte, daß sich meine Geldmittel während meines Aufenthaltes in Arrayas nicht bedeutend vermindert hatten. Meine Praxis brachte mir mehr ein, als ich brauchte, und ich war dadurch in den Stand gesetzt, meinem Reisezuge vier schöne Pferde hinzuzufügen, so daß ich jetzt im Ganzen deren sechszehn besaß. Am vierten Mai begab ich mich nach Sapé, um meinem Freunde Lebewohl zu sagen und meine Pferde zu holen,

die seit unserer Ankunft hier geweidet hatten, und da Senhor Lagoeira von meiner bevorstehenden Abreise unterrichtet war, so hatte er einen Ochsen zugerichtet und für verschiedene andere Lebensmittel gesorgt. Die Trennung von diesem wahrhaft vortrefflichen Manne, mit welchem ich in einem fremden Lande ein vertrautes Freundschaftsverhältniß geschlossen hatte, der mir eine Freundlichkeit erwiesen, wie ich sie nie erwarten konnte, und von welchem ich aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer Abschied nahm, erfüllte mich für mehre Tage mit einem Gefühle der Wehmuth.

Elfter Abschnitt.

Von Arrayas nach San Romão.

Aufbruch von Arrayas. Wahl des Weges über die Serra Geral. Gamelleira. Bonita. San Domingo. San João. San Bernardo. Unterirdische Flüsse. Boa Vista. Die Umgegend und ihre Erzeugnisse. Capella da Posse. San Pedro. San Antonio. Dòres. Riachão. Vampire. San Vidal. Heuschreckenschwärme. Nossa Senhora d'Abbadia. Campinhas. Pasquada. San Francisco. Uebergang über den Fluß Carynhenho und Eintritt in die Provinz Minas Geräes. Die Gegend. Ein Kampf mit einem Ameisenbären. Capão de Casca. Herabsteigung von der Serra Aráras. San José. Rio Claro. Boqueirão. Santa Maria. Espigão. Taboca. San Miguel. Der Fluß Urucuya. Riachão. Ankunft in San Romão. Die Stadt und ihre Einwohner. Sitten. Der Rio de San Francisco und seine Fische.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, verließen wir Arrayas am Nachmittage des sechsten Mai's, und dießmal war mein nächstes Reiseziel die Villa de San Romão am Rio de San Francisco; aber statt den von den Eingeborenen gewöhnlich verfolgten Weg nach Süden längs dem westlichen Fuße der Serra Geral bis zur Parallele von San Romão zu reisen, wählte ich den weniger besuchten und folglich beschwerlicheren längs der Serra selber.

Ich hatte einen doppelten Grund hierzu; erstlich, weil das Niederland nach Westen bereits von Pohl und Burchell und zum Theil auch von Spix und Martius bereist war, und zweitens, weil ich hochgelegene Gegenden wegen der größeren Mannigfaltigkeit ihrer Vegetation jederzeit vorzog. Wir wurden bis auf eine halbe Legoa von der Villa von einigen der angeseheneren Bewohner begleitet, und bald nachdem meine Freunde zurückgekehrt waren, stiegen wir auf einem sehr felsigen Pfade von der Serra hinab, auf welcher die Villa steht; doch war der Abhang auf dieser Seite nicht so hoch als jenseits, und wir befanden uns daher, obgleich wir jetzt eine verhältnißmäßig flache Gegend erreicht hatten, noch immer auf einer bedeutenden Höhe. Nachdem wir eine halbe Legoa zurückgelegt, lagerten wir für die Nacht unter einigen Bäumen an einem Bache und hingen hier unsere Hängematten auf; gegen Mitternacht aber trat in Folge des von der Serra herabwehenden Windes eine so empfindliche Kälte ein, daß wir nicht schlafen konnten und uns noch lange vor Tagesanbruch an das große Feuer setzten, das uns bei keinem Nachtlager unter freiem Himmel fehlen durfte.

Am nächsten Tage brachte uns eine Reise von vier langen Legoas nach der Fazenda Gamelleira, wo wir unter einem großen Feigenbaume übernachteten, indem es hier nur ein kleines dem Vaqueiro gehöriges Haus gab. Diese Fazenda gehörte einer Witwe, Dona Maria Rosa, in de-

ren Hause wir während des Mittags kurze Zeit verweilten. Bald nachdem wir Gamelleira verlassen hatten, gelangten wir in einen Urwald, der ganz verschieden war von allen anderen, die ich seit meinem Abschied von der Provinz Rio de Janeiro gesehen hatte, und wie ich ihn in dem Districte, in welchem wir jetzt reiseten, fast nicht zu finden gehofft. Er enthielt viele große mit parasitischen Orchideen bedeckte Bäume und war ungefähr eine Legoa lang. Hierauf kamen wir auf eine erhöhte dünn bewaldete Strecke, wo wir zum Frühstück unter einem schönen schattigen wilden Feigenbaume (Gamelleira) hielten. Des Nachmittags legten wir zwei andere Legoas zurück und übernachteten bei einer Fazenda Namens Mangè, wo der Weg über eine dünn bewaldete Chapada führte.

Am Morgen des neunten ruhten wir nach einem Ritt von anderthalb Legoas an den Ufern eines kleinen Baches unter einer Gruppe von Buriti-Palmen. Der erste Theil unseres Weges war hügelig und steinig mit zwischenliegenden gut bewaldeten niedrigen Strecken, der letztere Theil aber führte durch ein überaus schönes Gelände offener grasiger Campos, hier und da mit großen weit sich ausbreitenden Bäumen geschmückt. Des Nachmittags reiseten wir anderthalb Legoas durch eine Gegend, welche noch schöner war als jene, die uns am Morgen entzückt hatte. Wir erstiegen eine kleine Höhe, die uns auf eine flache, ziemlich dünn bewaldete Chapada führte, wo ein starkes

Gras, eine Art Andropogon, in großen vereinzelten und ungefähr drei Fuß hohen Büscheln wuchs, und hierauf kamen wir wieder auf ein offenes Campo. Am Ende der Chapada überschaut man eine große Serra, die von Norden nach Süden läuft, aber nicht sehr hoch emporsteigt und, so weit das Auge schauen kann, vollkommen eben erscheint. Dieß ist die westliche Seite des höchsten Theiles der Serra Geral. Erst einige Zeit nach Sonnenuntergang fanden wir einen passenden Lagerplatz, aber wir hatten Mondschein und konnten ohne Mühe unseren Weg verfolgen. Der Ort, wo wir hielten, lag unter einigen kleinen Bäumen am Saume eines Waldes, doch ahneten wir nicht, welche Qual uns bevorstand; denn in einer halben Stunde entdeckten wir, daß er von Carrapatos Miudos wimmelte, von welchen unsere Leiber bald vollständig bedeckt waren. Da es jetzt zu spät war, ein anderes Lager zu suchen, so blieb uns kein anderes Hilfsmittel als das Gras um uns her in Brand zu stecken. Nachdem dieß geschehen, wuschen wir uns mit einem starken Tabakaufguß, der die Carrapatos tödtete, und dann mit lauem Wasser, um die möglichen üblen Wirkungen des Tabaks zu verhindern, ein Mittel, dessen die Vaqueiros sich bedienen, die durch ihr Geschäft täglich an Orte geführt werden, welche von diesen lästigen Insecten heimgesucht sind. Auf diese Weise gegen fernere Angriffe dieses Ungeziefers gesichert, erfreuten wir uns eines ruhigen Schlafes,

und am nächsten Morgen in der Frühe wieder aufbrechend, erreichten wir gegen Mittag eine kleine Fazenda Namens Bonita, wo wir bis zum folgenden Tage verweilten. Das kleine Wohnhaus des Eigenthümers dieser Fazenda liegt auf einer Anhöhe, welche eine schöne Aussicht über das umliegende Flachland gewährt. Er wohnte früher an einer etwas tieferen Stelle in geringer Entfernung, da aber seine Familie beständig am Fieber litt, so wählte er den jetzigen Platz, und seitdem sind die Seinigen von diesem Leiden befreit geblieben, obgleich der Unterschied in der Erhöhung nicht mehr als hundert Fuß beträgt.

Am Morgen zog der Juiz de Paz des Districtes vorüber, der gegen zwei Legoas nördlich von Bonita wohnt, und als er hörte, daß wir Fremde wären und San Domingo, ein kleines drittehalb Legoas entferntes Dorf besuchen wollten, sagte er mir, daß auch sein Weg ihn dahin führe, und daß er sein dortiges Haus, welches er nur zu Festzeiten bewohne, uns während unseres Aufenthaltes gern überlassen wolle. Die Entfernung zwischen Bonita und dem Dorfe wurde auf drittehalb Legoas angegeben, aber wir fanden, daß dieß sehr lange Legoas waren. Der Weg ist bis in die Nähe des Dorfes ziemlich eben und meist sandig, dann aber wird er hügelig und steinig; er läuft südlich längs dem Fuße der Serra Geral, gewöhnlich aber eine Meile oder darüber westlich von derselben. Der Gipfel des Gebirges blieb noch immer flach, der Abhang

war steil und das Gestein von rothgelber Farbe. Bald nach unserem Aufbruch von Bonita erspähten wir in Südosten einen pyramidalischen Gipfel von der Höhe der Serra, der eine täuschende Aehnlichkeit mit einem ungeheueren, durch Kunst geschaffenen Werke besaß; er steht eine Viertelmeile von der Serra entfernt und ruht auf einem breiten regelmäßigen Fuße.

Wir erreichten das Arraial de San Domingo kurz vor Sonnenuntergang und nahmen unsere Wohnung in dem Hause des Juiz de Paz. Es war wie die übrigen Häuser aus großen ungebrannten Ziegeln erbaut, und die Scheidewände bestanden aus Flechtwerk, das mit Lehm berappt, von der Hand des Arbeiters geglättet und über und über mit den von seinen Fingern zurückgelassenen Eindrücken verziert war. Das Dorf liegt zwischen einigen kleinen Hügeln ungefähr eine Legoa westlich von der Serra Geral und besteht nur aus vierzig Häusern, von welchen überdieß viele den benachbarten Fazendeiros gehören und nur während der Feste bewohnt sind. In der Nähe fließt ein kleiner klarer Bach, der sehr reißend seinen Lauf verfolgt, aber keine Fische enthält, da ein Wasserfall in einiger Entfernung unterhalb des Dorfes sie nicht heraufkommen läßt. Wir verweilten hier zwei Tage, denn ich wollte einen neuen Mann für meine Karawane miethen, fand aber, daß dieß nicht so leicht zu bewerkstelligen war, obgleich es nicht an jungen Männern fehlte, die müßig

herumschlenderten, aber keine Lust hatten, sich etwas zu verdienen. Es ist ein gewöhnliches Sprüchwort in diesen Theilen des Landes, daß auf je zehn Menschen, welche arbeiten, ihrer neunzig kommen, die nichts thun und theils durch Jagd, theils durch Beraubung ihrer betriebsameren Nachbarn ihr elendes Dasein fristen. Mittlerweile hörte ich von einem Manne, der bereits die Reise nach Minas Geraës gemacht hätte; ich ließ ihn holen, und er war gern bereit, in meine Dienste zu treten, doch ehe wir noch unseren Vertrag geschlossen hatten, kam sein Weib herbei und schmähte mich, daß ich ihren Ehemann entführen wollte. Es war eine große Mulattin, alt, häßlich und, was mich überraschte, eine Sclavin, während der Mann ein freier Mulatte und bedeutend jünger war. Sie hatten während ihrer sechsjährigen Ehe fortwährend in Hader gelebt, und er schien jetzt entschlossen, sich von diesem Weibe zu befreien. Er sagte ihr daher, sie hätte ihn lange genug beherrscht, und es sollte nun damit ein Ende haben. Aber wir konnten uns ihrer nicht eher entledigen, als bis er versprochen hatte, nicht länger als einen Monat in meinem Dienste zu bleiben; doch fühlte er sich nach Verlauf dieser Frist nicht geneigt, in die Arme seiner Gattin zurückzukehren, sondern begleitete mich bis in den Diamanten-District, wo er bei einem Bergwerke Arbeit fand.

Nachdem alles Nöthige vorbereitet war, brachen wir am vierzehnten zu früher Morgenstunde wieder auf und

uns in südlicher Richtung noch immer auf der östlichen Seite der Serra haltend, erreichten wir in den Vormittagsstunden des nächsten Tages eine Fazenda Namens San João, und da unsere Vorräthe fast erschöpft waren, so beschloß ich, hier wo möglich frische einzunehmen. Auf meine Erkundigungen bei dem Eigenthümer erklärte mir aber dieser, daß er keine Rinder in der Nähe seines Hauses habe, und daß daher mindestens zwei bis drei Tage vergehen könnten, ehe sich von einer sieben Legoas entfernten Weide eine Kuh oder ein Ochse herbeischaffen ließe. Einer solchen Verzögerung mußte ich mich natürlich fügen, denn wir befanden uns jetzt in einer Gegend, wo Lebensmittel nicht so leicht zu erlangen waren. Des Nachmittags ging ich hinab, um in einem kleinen Bache nicht weit vom Hause ein Bad zu nehmen, und als ich zwischen einigen Büschen am Ufer eine Blume bemerkte, drang ich ein, um sie zu pflücken, fand aber, als ich wieder herauskam, daß mir dieß theuer zu stehen gekommen war, denn ich sah meine Beinkleider und mein Hemd, sowie Hände und Beine, die nackt waren, dicht mit kleinen Carrapatos bedeckt. Ich warf eilig meine Kleider wieder ab und sprang in das Wasser, aber es kostete mir nicht geringe Mühe, mein Hemd und meine Beinkleider von diesen lästigen Insecten zu reinigen. Ich nahm mich späterhin wohl in Acht, in dieser Gegend viel herumzustreifen. Erst am Morgen des zweiten Tages wurde eine schöne fette Kuh gebracht,

aber obgleich sie auf der Stelle getödtet ward, so war doch das Fleisch erst nach zwei Tagen so weit getrocknet, daß es verpackt werden konnte. Der Eigenthümer der Fazenda, Capitain Faustino Vieira, war sehr knickerig und weit weniger gastfrei als die meisten anderen Fazendeiros, die ich in dieser Provinz kennen gelernt hatte. Obgleich er ein hübsches und bequemes Haus besaß, so mußten wir doch während unseres Aufenthaltes unter einem offenen Schuppen wohnen, welcher der zur Fazenda gehörigen Zuckermühle als Obdach diente. Er stellte für Alles, was wir von ihm kauften, die übertriebensten Forderungen und verlangte für die Kuh die Hälfte mehr, als der in dieser Gegend gewöhnliche Preis betrug. Eben so theuer mußte ich die Farinha und den Mais für meine Pferde bezahlen.

Am Tage unseres Aufbruchs von San João legten wir eine Reise von drei langen Legoas zurück und übernachteten auf der Fazenda de San Bernardo. Während des Nachmittags hatte eines meiner Pferde, indem es zwischen zwei Bäumen hindurchging, seinen Packsattel zerbrochen, und wir mußten daher, um ihn gehörig wiederherstellen zu lassen, die Hälfte des nächsten Tages hier liegen bleiben. Ich machte mittlerweile eine botanische Wanderung in die Nähe eines großen Sumpfes, durch welchen sich ein kleiner Fluß ergießt. Dieser Fluß verliert sich, wie verschiedene andere von gleicher Größe, die wir hinter San João berührten, unter einem niedrigen Kalk-

steingebirge, das mit der Serra Geral, fast zwei Legoas westlich von ihr, parallel läuft. All diese Flüsse entspringen in der Serra Geral und fließen unter die erwähnte Gebirgskette, wo sie sich vereinigen und dann drei Legoas weiter westlich als ein einziger Strom wieder zum Vorschein kommen, der sich als der Rio de San Bernardo in den Rio Paranná ergießt. Ein zur Fazenda gehöriger Mann führte mich nach der Stelle, wo das hier vorüberziehende Flüßchen in dem Gebirge verschwindet, und ich sah, daß es nicht, wie ich erwartet hatte, in eine offene Höhle, sondern in eine tief unter der Oberfläche des Wassers befindliche Oeffnung sich ergoß, die ein sogenanntes Sumidouro *) bildete. Das Wasser hat hier eine bedeutende Strömung, bricht sich an der fast senkrechten Wand des Kaltsteinfelsens und verliert sich dann mit einigen Strudeln in den unten befindlichen Schlund. Durch diese Gewässer müssen die Ueberreste einer großen Menge von Thieren in jene tiefen Höhlen vergraben werden, durch welche sie fließen, und es ist nicht unmöglich, daß solche Niederschläge zu Aufgaben für künftige Geognosten werden. Es war spät am Nachmittage, als wir San Bernardo verließen, wir konnten daher nicht mehr als eine Legoa zurücklegen, und diese führte durch eine Gegend, die jener auf der anderen Seite von San Domingo sehr ähnlich war. Am nächsten Morgen hielten wir nach einer

*) Von „sumir" verschwinden.

Reise von anderthalb sehr langen Legoas zum Frühstück bei einer kleinen Wohnung, die sehr unpassend Boa Vista heißt, denn sie lag nicht nur in einer Vertiefung, sondern war auch außerdem von Bäumen umgeben. Das Haus hatte ein armseliges Ansehn, die alte Frau aber, der es gehörte, zeigte sich sehr artig und aufmerksam und brachte uns einige süße Limonen, die uns, nachdem wir so lange der brennenden Sonne ausgesetzt gewesen, eine treffliche Erfrischung gewährten. Die hiesige Gegend ist von welliger Beschaffenheit und ziemlich dicht bewaldet, obgleich der Boden sandig und folglich nicht sehr fruchtbar ist. Meine botanischen Sammlungen erhielten auf diesen Reisen einen reichlichen Zuwachs an schönen Sträuchern und krautartigen Pflanzen, denn auf den sandigen Campos gab es zahlreiche Gattungen des Diplusodon, hübsche kleine Sträucher mit rosenfarbigen Blumen, während die feuchteren Gegenden eine reiche Ernte an seltenen Gattungen des Eriocaulon boten, die, ganz verschieden von den bescheidenen britischen Arten, sehr groß und ästig und besonders durch große weiße Blumenballen ausgezeichnet sind, welche an dem Ende jedes Zweiges sitzen. Am Nachmittage ritten wir zwei Legoas weiter, und unser Weg führte durch eine hügelige Gegend mit mehren allmäligen Ansteigungen, die stets in flachen, sandigen und dünn bewaldeten Chapadas endigten. Nachdem wir ungefähr eine Legoa zurückgelegt hatten, kamen wir dicht an die Serra Geral und zogen

an ihrem Fuße hin, bis wir einen passenden Lagerplatz unter einigen Bäumen am Rande eines offenen Sumpfes erreichten, in dessen Mitte ein großer Hain von Buriti-Palmen sich erhob. Wir waren allmälig emporgestiegen, denn wir befanden uns nur zweihundert Fuß unter dem Gipfel der Serra und hatten in dieser Höhe und bei dem scharfen Winde, der sich bald nach Sonnenuntergang erhob, eine kältere Nacht zu überstehen, als uns seit einiger Zeit beschieden gewesen war.

Nach einer anderen Reise von zwei langen Legoas gelangten wir gegen Mittag zu dem kleinen Dorfe Capella da Posse, und unser Weg führte durch eine schöne Hochlandgegend. Sie war meistentheils von welliger Beschaffenheit, und wir ritten bald über große offene Campos mit kleinen Gruppen von Buriti- und anderen Palmen, bald durch dicht bewaldete Tiefen und nicht selten längs den buschigen Säumen offener sandiger Marschen, die überreich an seltenen Eriocaulen waren. Innerhalb einiger Meilen von Posse nimmt das Gebirge eine Wendung nach Südosten, und der Weg weicht demnach von der Serra ab, um das südlich gelegene Dorf zu erreichen, das von einer flachen, trockenen und sehr sandigen Gegend umgeben ist, in welcher nur einzelne verbuttete Bäume und Sträucher sich erheben. Das Dorf selbst ist von der kläglichsten Art und besteht aus ungefähr einem halben Dutzend kleiner Häuser und einer sehr kleinen Kirche; doch sind die Be-

wohner zu arm, als daß sie einen Priester unterhalten könnten, denn derjenige, der sich ein Jahr vorher hier niedergelassen hatte, war wieder weggegangen, weil die Einwohner ihm nicht mehr als die Hälfte von dem versprochenen Jahrgehalte geben konnten oder wollten. Es war schon spät, als wir am nächsten Tage wieder aufbrachen, da ich meine zwischen San Domingo und diesem Orte erworbenen großen Sammlungen zu ordnen hatte. Wir hatten es bisher vermieden, längs dem oberen Theile der Serra zu reisen, da es hier sehr schwierig ist, Wasser zu finden; jenseit Posse aber verläuft sich das verhältnißmäßig flache sandige Gelände in die Gebirgskette, und unser Weg führte daher jetzt nach Südosten. Am zweiten Abend nach unserem Aufbruch gelangten wir zu einem kleinen, ungefähr fünf Legoas entfernten Dorfe Namens San Pedro, das aus einem halben Dutzend niedriger Häuser und einer kleinen Kapelle bestand. Wir übernachteten unter einem offenen Schuppen zwischen zwei Häusern, und als wir am Morgen aufstanden, vermißte Herr Walker einige seiner Kleider. Es war ein Glück, daß man uns sonst nichts entwendet hatte, denn wir erfuhren nachher, der ganze Ort sei ein Nest von Dieben. Der Fazendeiro, der uns dieß mittheilte, gab uns die Versicherung, daß, so oft er dort übernachten müsse und Geld bei sich führe, er dieses stets bis zum Morgen in einem entlegenen Busche verberge. Ich habe es auf all meinen Reisen jederzeit

möglichst zu vermeiden gesucht, da unter freiem Himmel zu schlafen, wo es zwei oder drei Häuser in der Nähe gab; geschah es jedoch, so ließ sich darauf rechnen, daß am nächsten Morgen diese oder jene Kleinigkeit verschwunden war. Während der trockeneren Jahreszeit und wo die Gegend es erlaubte, war es besonders in den dünn bevölkerten Districten jederzeit rathsamer, ein Nachtquartier zu wählen, das von Menschenwohnungen etwas entfernt lag. Am nächsten Tage legten wir nur anderthalb Legoas zurück und brachten den Nachmittag und die Nacht auf der Fazenda de Sant' Antonio zu, deren farbiger Eigenthümer uns gastfreundlich aufnahm. In der Frühe des nächsten Morgens wieder aufbrechend, erreichten wir nach einer Reise von zwei sehr langen Legoas die nächste Fazenda Namens Dôres, fanden aber, daß sie für einige Zeit von ihren Bewohnern verlassen worden war. Die Gegend, durch welche wir reisten, war eine fast ununterbrochene sandige Hochebene mit einzelnen großen, offenen und sumpfigen Campos, doch gab es deren nur, wo sich ein kleiner Abhang zeigte. Auf halbem Wege kamen wir in ein langes enges Thal, das in der Mitte von einem kleinen, tiefen Flusse mit sehr reißendem Wasser durchschnitten wurde, über welchen uns eine elende alte Brücke führte. Dieselbe bestand aus zwei Baumstämmen, auf welchen kleinere, sehr locker zusammengefügte Zweige lagen, und ich war froh, als das letzte meiner Pferde sie passirt hatte. Des Nachmittags

zogen wir eine Legoa weiter nach einer Fazenda Namens Picada, die, wie alle Häuser, welche wir neuerlich angetroffen hatten, sehr klein war. Sie gehörte einem Mulatten mit Familie, der in nicht sehr glänzenden Umständen zu leben schien. Unter den vielen Pflanzen, die ich auf dieser Strecke sammelte, war eine, deren Wurzel von den Einwohnern dieser Districte als ein Heilmittel gegen den Biß der Klapperschlange gepriesen wird. Es ist eine theilweise strauchartige Gattung der Trixis von ungefähr vier Fuß Höhe mit ziemlich großen, klebrigen Blättern; die Wurzel hat einen bisamartigen Geruch, und man sagt, schon dieser allein sei hinreichend, eine Klapperschlange zu tödten. Man nennt sie „Raiz da cobra."

Wir brachen früh von Picada wieder auf, legten aber nicht mehr als eine Legoa zurück, da wir unterwegs durch einen Unfall aufgehalten wurden, der dem in Arrayas gemietheten indianischen Führer widerfuhr. Derselbe ging hinter einem anderen von unseren Leuten, welcher ein junges feuriges Pferd ritt, als dieses plötzlich, wahrscheinlich von einem Insect gestochen, mit den Hinterfüßen ausschlug und, nachdem es dem armen Indianer einen heftigen Schlag auf den Magen versetzt, in vollem Galopp davon lief und seinen Reiter abwarf, doch ohne ihn zu verletzen. Ich schickte den Zug unter Walker's Aufsicht voraus und blieb zurück, um den Indianer zu pflegen, der sehr zu leiden schien. Etwas Wasser, das aber erst,

nachdem er lange darauf gewartet, zu erlangen war, verschaffte ihm große Erleichterung; er wurde dann auf ein ruhiges Pferd gesetzt und langsam nach dem nächsten Hause geführt, das zwei Meilen entfernt lag, doch war er, als wir hier anlangten, so schwach geworden, daß man kaum noch seinen Puls fühlte. Es wurde ihm etwas starker, warmer Thee gereicht, das einzige Reizmittel, das bei der Hand war; hierauf ließ ich ihm am Arme zur Ader, was ihm sehr wohl that, und er erholte sich allmälig, so daß wir am Nachmittag des folgenden Tages wieder aufbrechen konnten.

Wir hielten bei einem Orte Namens Riachão, der aus drei eine Viertelmeile von einander entfernt liegenden Häusern bestand. Hier konnte ich, nur erst zum dritten Male, seit wir Arrayas verlassen hatten, etwas Mais für meine Pferde kaufen, die dessen sehr nöthig hatten, denn die Weiden bestanden jetzt nur aus grobem, trockenen, unnahrhaften Grase. Die Bewohner dieses Districts sind so übermäßig träge, daß sie trotz dem ungeheueren Umfang der Ländereien, welche jede Familie besitzt, kaum etwas bauen, womit sie ihren eigenen Bedarf decken könnten. Mehre Nächte vorher, ehe wir diesen Ort erreichten, wurden die Pferde in hohem Grade von Fledermäusen geplagt, die auf dieser Serra sehr zahlreich in den Höhlen der Kalksteinfelsen nisten, und während unseres Nachtlagers in Riachão hatte meine ganze Pferdeschaar von den An-

griffen dieser Thiere mehr zu leiden als je vorher. Alle waren auf Schultern und Rücken mit einem oder mehren Streifen geronnenen Blutes bezeichnet, das aus den Wunden geflossen war, welche jene Peiniger ihnen verursacht und in welchen dieselben ihren Durst nach Blut gestillt hatten. Wenn es auf dem Rücken eines Pferdes eine kleine wunde Stelle gibt, so ziehen sie es vor, an dieser sich einzubeißen. Der Eigenthümer des Hauses, wo wir hielten, sagte mir, es sei ihm unmöglich, hier Rinder zu ziehen, da die Fledermäuse unter den Kälbern allzu große Verheerungen anrichteten, und daß er sie deßhalb in weiter Entfernung, in einer etwas tiefer gelegenen Gegend halten müsse; selbst die Schweine bleiben von diesen Thieren nicht verschont.

Diese lästigen Geschöpfe bilden das Geschlecht Phyllostoma, so genannt wegen des blattartigen Anhängsels ihrer Oberlippe. Sie sind dem amerikanischen Vestland eigenthümlich und über das ungeheuere Gebiet zwischen Paraguay und dem Isthmus von Darien verbreitet. Ihre Zunge, die einer bedeutenden Ausdehnung fähig ist, hat an ihrer Spitze eine Anzahl kleiner Papillen, die ein Saugorgan zu bilden scheinen, und auch an den Lippen befinden sich symmetrisch geordnete Blattern. Es sind dieß die Organe, mit welchen sie Menschen und Thieren das Lebensblut aussaugen, und die Thiere selber sind jene berüchtigten Vampyre, von welchen verschiedene Reisende so

furchtbare Berichte geben und die bekanntlich die erste Ansiedlung von Europäern in der neuen Welt fast vernichteten. Die Backenzähne des ächten Vampyrs oder der Gespenster-Fledermaus sind vollkommen fleischfresserisch, denn die ersten sind kurz und fast flach, die anderen scharf und schneidend und mit drei oder vier Spitzen endigend. Ihre rauhe Zunge hat man für das Werkzeug gehalten, womit diese Thiere die Haut abschaben, um desto leichter das Blut aussaugen zu können, aber die Zoologen sind jetzt darüber einig, daß diese Vermuthung alles Grundes entbehrt. Nachdem ich die Wunden an Pferden, Mauleseln, Schweinen und anderen Thieren sorgfältig untersucht habe und in diesen Beobachtungen durch die von den Einwohnern der nördlichen Provinzen erhaltenen Berichte bestätigt worden bin, glaube ich annehmen zu können, daß der Vampyr den Stich, welchen er der Haut der Thiere versetzt, mit dem scharfen, gekrümmten Nagel seines Daumens beibringt, und daß er dann aus der auf diese Weise erzeugten Wunde mittels der Saugkräfte seiner Lippen und seiner Zunge das Blut auszieht. Daß diese Geschöpfe Menschen wie Thiere anfallen, ist unzweifelhaft, denn man hat mir oft genug in den Zehen die Narben ihrer Stiche gezeigt, doch sind mir niemals neuere Fälle dieser Art vorgekommen. Die Vampyre werden sehr groß, und ich habe einige erlegt, die von einer Flügelspitze bis zur anderen zwei Fuß maßen.

Es war zu später Nachmittagsstunde, als wir von Riachão aufbrachen, und eine Legoa jenseits hielten wir unter einigen Bäumen am Rande eines kleines Sumpfes, da wir erfahren hatten, daß die nächste mit Wasser versehene Stelle über eine Legoa weiter liege. Wir reiseten jetzt längs der Chapada oder dem flachen Gipfel der Serra, und ich bemerkte, daß all' die kleinen Gewässer, die wir seit einiger Zeit überschritten hatten, ihren Lauf nach Westen nehmen, um sich in den Rio de San Francisco zu ergießen. Wir hatten während der Nacht viel Kälte auszustehen und wurden noch außerdem von einer großen Mosquitoart belästigt, von deren schmerzhaften Stichen unsere Hände und Gesichter am nächsten Morgen bedeutend geschwollen waren. Es war ziemlich Mittag, ehe wir diesen Ort verlassen konnten, da eines unserer Pferde sich etwas zu weit verlaufen hatte, doch wurde ich für diesen Zeitverlust durch einen erfolgreichen Ausflug in die Nachbarschaft entschädigt. Wir zogen jetzt durch eine ziemlich dicht bewaldete Tiefe, wo es in Folge der vielen und großen Kalkgesteine entsetzlich schlechten Weg gab. Der übrige Theil dieser ungefähr anderthalb Legoas langen Morgenreise führte durch eine flache, offene und ziemlich sandige Gegend, und wir hielten dann kurze Zeit am Rande eines anderen Sumpfes, der Wasser und gute Weide gewährte. Am Nachmittag legten wir zwei sehr lange Legoas zurück und übernachteten auf einer kleinen Fazenda Namens

San Vidal. Zwei Legoas jenseit dieses Ortes erreichten wir die Ufer eines kleinen Flusses, der zu tief war, als daß die Pferde mit ihren Ladungen hindurch kommen konnten. Man hatte uns in San Vidal gesagt, wir würden eine Brücke finden, aber wir fanden nur deren Ueberreste, und nach langem mühsamen Suchen längs den sumpfigen Ufern entdeckten wir endlich eine Stelle, die als Furt dienen konnte und durch die meine Leute sämmtliche Ladungen auf ihren Köpfen hinübertrugen, eine Arbeit, die gegen anderthalb Stunden in Anspruch nahm. Wir hielten am jenseitigen Ufer unter dem Schatten einer großen Vochysia, die mit ihren langen gelben Blüthenähren bedeckt war. Während der Zeit, die beim Uebergang verloren ging, und länger als eine Stunde nachher zog von Süden nach Norden ein ungeheuerer Schwarm großer graufarbiger Heuschrecken vorüber. Sie waren nicht immer im Fluge, sondern ließen sich nieder und stiegen in kurzen Zwischenräumen wieder auf, während Tausende in den Fluß fielen und von dem Strome hinabgetrieben wurden. Die Höhe, bis zu welcher sie sich über den Boden erhoben, betrug nicht mehr als zwölf Fuß, und ihr beständiges Steigen und Fallen gab der Luft das Ansehn, als sei sie mit Schneeflocken angefüllt. Die Gegend, durch welche seit dem Aufbruch von San Vidal unser Weg führte, war eine fast ununterbrochene sandige, buschige Ebene, an einigen Stellen dünn mit kleinen Bäumen

bewaldet, unter welchen hier und da eine schöne Palme mit einem zwölf Fuß hohen Stamme sich erhob, während man große Strecken, wie es in dieser Jahreszeit allgemeiner Brauch ist, erst kürzlich abgebrannt hatte. An vielen Stellen waren diese sandigen Ebenen mit einem zwergartigen, rosenfarbig blühenden und kleinblätterigen Diplusoden geschmückt, das mich mächtig an das Haidekraut meiner Heimath erinnerte. Nicht minder gewöhnlich waren mehre schöne, stammlose Palmen und eine Vellozia mit vier Fuß hohem Stamme. Während des Abends zogen wir anderthalb Legoas weiter und übernachteten unter einigen Bäumen am Ufer eines Flusses, der jenem sehr ähnlich war, welchen wir am Morgen überschritten hatten. Auf dieser ganzen Tagereise wurden wir von Nachzüglern jener Heuschreckenschwärme belästigt, die uns zuweilen, indem sie uns in's Gesicht flogen, fast blind machten. Mein kleiner Affe belustigte sich, sie zu fangen, als sie vorüberzogen, und sie schienen ein Lieblingsfutter für ihn zu sein, aber damit sie ihm nicht wieder entwischen konnten, denn er hatte häufig zu gleicher Zeit ihrer drei in seiner Gewalt, biß er ihnen, so bald er sie gefangen hatte, die Köpfe ab.

Der Fluß, an dessen nördlichem Ufer wir übernachteten, war sehr tief, und ich war nicht wenig ärgerlich, als ich fand, daß eine kleine Brücke, die man hinübergeschlagen hatte, von den Fluthen fast hinweggerissen war, so

daß wir uns abermals der beschwerlichen Arbeit unterziehen mußten, unser ganzes Gepäck hinüberzutragen. Wir brauchten hierzu fast eine Stunde und setzten dann eilig unsere Reise fort, in der Hoffnung, eine Wohnung zu erreichen, wo ich mich erkundigen könnte, ob wir uns auf dem rechten Wege nach einem kleinen Dorfe Namens Nossa Senhora d' Abbadia befänden, das ich zu berühren wünschte. Nachdem wir den Fluß verlassen hatten, erstiegen wir einen niedrigen Berg, auf dessen Gipfel eine etwas dicht bewaldete Chapada sich ausbreitete, und es verging fast eine halbe Stunde, ehe sie hinter uns lag. Wir erblickten jetzt in einem etwas entfernten Grunde einige kleine Häuser mit einer Kirche, und es ergab sich, daß dieß das gesuchte Dorf war. Es zählte ein halbes Dutzend elender kleiner Hütten von Flechtwerk und Lehm und mit Dächern von Palmblättern, und aus demselben Material bestand auch die Kirche. All diese Hütten waren verfallen und unbewohnt, mit Ausnahme einer einzigen, in welcher wir eine Mulattin und einige Kinder fanden. Meine Hoffnung, hier etwas Korn für meine Pferde kaufen zu können, blieb unerfüllt, denn es war nichts der Art zu bekommen. Ich fragte die Frau, ob sie uns den Weg nach dem Arraial Formozo zeigen könnte, aber sie konnte uns keine weitere Auskunft geben, als daß es drei Legoas entfernt sei; sie war nicht nur niemals dort gewesen, sondern auch noch nie eine halbe Legoa über diesen ihren Wohn=

ort hinausgekommen. Sie sagte uns jedoch, daß wir uns, um alle nöthige Auskunft zu erhalten, nur nach dem Hause des Juiz de Paz des Districtes zu begeben brauchten, der ungefähr eine halbe Legoa von Abbadia wohnte. Wir nahmen daher unseren Weg dahin und fanden ein Haus, das nicht viel besser war als jene, die wir eben verlassen hatten, und in dem Juiz einen kleinen mageren alten Mann mit einem grauen Barte, den, wie es schien, noch nie ein Scheermesser berührt hatte. Als ich nach der herkömmlichen Sitte die Frage an ihn richtete, ob er uns erlauben wollte, die Mittagsstunden bei ihm zuzubringen, gab er mir zur Antwort, daß er bedauere, uns nicht aufnehmen zu können, da der einzige entbehrliche Raum seines Hauses bereits von zwei reisenden Kaufleuten vom Rio de San Francisco in Beschlag genommen sei. Es war gutes Wetter, und wir lagerten daher unter dem Schatten eines großen Baumes, Pao Parahiba (Simaba versicolor St. Hil.) genannt, der vor dem Hause stand. Noch immer den Wunsch hegend, meinen Pferden eine Mahlzeit Mais zu verabreichen, bat ich den alten Mann, mir eine kleine Quantität von diesem Futter zu verkaufen, aber er versicherte mir, er hätte nicht ein Körnchen im Besitze. Mir schien dieß jedoch nicht recht glaublich, da ich Haufen von Hülsen herumliegen sah, und bald nachher machte ein zum Hause gehöriger Sclave einem meiner Leute das Geständniß, daß sein Herr bedeutende

Vorräthe besäße. Mittlerweile hatte der Juiz erfahren, welchem Berufe ich angehörte, und so kam er denn im Laufe des Tages, um wegen einer Brustbeschwerde, an welcher er litt, meinen ärztlichen Rath zu verlangen; aber ich gab ihm sehr kalt zur Antwort, daß ich gehört hätte, er sei reichlich mit Korn versehen, und ich würde daher sein Leiden nicht eher beachten, als bis er mir eine gehörige Mahlzeit für all meine Pferde verkauft hätte. Er bekannte jetzt, daß er allerdings einen kleinen Vorrath besitze und sehen wolle, ob er so viel, als ich brauche, entbehren könne. Nach einer halben Stunde sandte er mir ungefähr einen Scheffel davon heraus, wofür ich ihm den gewöhnlichen Preis, ungefähr zwei Schillinge, bezahlte. Sein Leiden bestand in einer leichten Lungenentzündung; ich ließ ihm zur Ader und gab ihm Arznei. Was ihn im ersten Augenblick veranlaßt hatte, mir das Korn zu verweigern, blieb mir unbekannt, meine ärztliche Wissenschaft war sonach allein der Zauber, der es endlich herbeischaffte.

Als wir des Nachmittags das Haus des Juiz verließen, zeigte er uns den Weg nach Formozo, aber, wie sich ausweisen wird, nicht bestimmt genug. Wir waren zeitig aufgebrochen, um eine ansehnliche Strecke zurückzulegen, und nachdem wir zwei lange Legoas gereist waren, erreichten wir in einem Grunde ein kleines Haus, wo zwei Männer, ein Neger und ein Mulatte, Farinha de

Mandiocca bereiteten. Von ihnen erfuhren wir, daß wir uns nicht auf dem rechten Wege nach Formozo befänden, und als ich sie um die Erlaubniß bat, die Nacht hier zubringen zu dürfen, versicherten sie mir, wir würden eine kleine Strecke weiter ein viel besseres Unterkommen finden. Da die Hütte ziemlich klein war, so zogen wir nach dem angedeuteten Orte, in der Hoffnung, ein gutes Obdach zu finden, denn es hatte den ganzen Nachmittag gewittert und drohte nun zu regnen, doch nachdem wir eine halbe Stunde geritten waren, ohne ein Haus zu erspähen, gelangten wir, als es eben zu dämmern begann, an einen kleinen schlammigen Bach, und bei dem Uebergange stürzte ein Pferd mit seiner Ladung getrockneter, in Häute verpackter Pflanzen, die bei diesem Unfall durchweicht wurden. Es war dieß um so verdrießlicher, da sich unter diesen Bündeln auch diejenigen befanden, die bereits früher auf der Reise von Duro nach Natividade gelitten hatten. Nach dem Uebergange legten wir ziemlich schnell eine zweite halbe Stunde zurück und erreichten ein kleines unbewohntes Haus von sehr verfallener Beschaffenheit; da aber wenigstens das Dach zum großen Theil noch in gutem Zustande sich befand, so beschlossen wir, hier über Nacht zu bleiben. Wir waren entrüstet, daß man uns so absichtlich falsch berichtet hatte, denn kaum war den Pferden das Gepäck abgenommen, als es heftig zu regnen und zu stürmen begann, und obgleich wir die offenen Stellen im Dache und in

den Mauern so gut als möglich mit Häuten bedeckten, so vergingen trotzdem zwei Stunden, ehe es uns gelang, ein brennendes Licht zu erhalten. Gegen Mitternacht ließ der Sturm nach, und wir zündeten vor dem Hause ein großes Feuer an, das uns erwärmte und trocknete.

Am nächsten Tage untersuchten wir die durchweichten Pflanzensammlungen und legten sie dann auf den Papierbogen, in welche sie eingepackt waren, in die Sonne. Diese Arbeit nahm ziemlich den ganzen Tag in Anspruch, und wir brachten daher die nächste Nacht unter demselben Obdach zu. Am Nachmittage machte ich eine Wanderung längs einem kleinen Bache, der in einen großen Sumpf floß; die Ufer waren mit Buriti-Palmen und anderen Bäumen und Sträuchern bewachsen, und ich sammelte hier eine Anzahl schöner Pflanzen. Am anderen Morgen, ehe wir aufbrachen, kam Herr Walker, als er nach einem Ringe suchte, welcher an dem Ende eines unserer Koffer bevestigt werden sollte, in große Gefahr, von einer Klapperschlange gebissen zu werden. Der Ring war in einen Winkel des Gemachs gelegt worden, und indem mein Gefährte im Dunkeln mit der Hand danach fühlte, erfaßte er etwas, das er im Begriff war, aufzuheben, als er zu seinem Entsetzen entdeckte, daß es eine Klapperschlange war. Wir versäumten keinen Augenblick, das furchtbare Thier zu tödten, das ziemlich fünf Fuß maß und in dessen unmittelbarer Nähe ich die ganze Nacht geschlafen hatte.

Wir verließen diesen Ort am Morgen des ersten Juni und bekamen, nachdem wir eine Legoa zurückgelegt, einige Häuser zu Gesicht, die wir für Formozo hielten, erfuhren aber, daß der Ort Campinhas heiße, und daß wir ersteres etwas westlich hinter uns gelassen hätten. Eine halbe Legoa weiter hielten wir während des Mittags in dem Hause eines alten Indianers, an einem Orte Namens Pasquada. Der Mann war, um zu arbeiten, auf seine Pflanzung gegangen, aber seine Frau empfing uns mit großer Gastfreundschaft. Sie sendete augenblicklich einen ihrer Knaben mit einem großen Korbe voll Orangen und mit einem anderen voll süßer Kartoffeln und einigen Eiern und bewirthete uns ganz anders, als wir es seither gewohnt gewesen waren. Von hier ritten wir zwei Legoas weiter und nahmen unser Nachtlager unter einem großen Baume, den die Einwohner Folha larga nennen (Salvertia convallariodora, St. Hil.). Die Gegend zeigte noch immer ziemlich denselben Charakter wie jene, durch welche, seit wir das Tafelland der Serra erreicht hatten, unser Weg gegangen war. Auf den trockenen grasigen Ebenen fand ich einige Exemplare jener schönen, zu den Amaranthaceen gehörigen Pflanze, die Martius unter dem Namen Gomphrena officinalis beschrieben hat, und die den Einwohnern unter dem heimischen Namen Paratudo bekannt ist. Sie hat eine große knollige Wurzel, die häufig als Purganz gebraucht wird, und gilt, wie ihr Name an=

deutet, als Heilmittel für alle Leiden. Der Stengel ist ungefähr einen Fuß hoch, haarig und blätterig, und trägt an seinem Gipfel ein großes vestes Büschel hochrother Blumen. Wir brachten eine jämmerlich kalte Nacht zu und mußten mehre Male unsere Hängematten verlassen, um uns am Feuer zu erwärmen. Wären wir eine halbe Meile weiter gezogen, so hätten wir eine ziemlich ansehnliche Fazenda erreicht, aber ich hatte keine Ahnung, daß wir ihr so nahe waren, bis wir am Morgen einen Hahn krähen hörten. Wir hielten während des nächsten Mittags bei einer Fazenda Namens San Francisco, ungefähr zwei Legoas von dem Orte, wo wir übernachtet hatten. Unsere Pferde hatten, seit wir Arrayas verlassen, in Folge mangelhafter Fütterung allmälig an Kräften verloren, denn sie waren fast ausschließend auf das grobe starke und unnahrhafte Gras der Gebirgsweiden angewiesen. Auch waren sie an ein milderes Klima gewöhnt, als auf dem Tafellande der Serra herrscht, wo wir einen frostigen, besonders bei Nacht sehr schneidenden Südostwind zu ertragen hatten. Bei Tage war die Hitze, besonders wenn wir unbewölkten Himmel hatten, sehr bedeutend, und dieß machte uns desto empfindlicher gegen die Kälte der Nacht. In Riachao mußte ich zwei meiner Pferde, die nicht weiter konnten, gegen andere vertauschen, und da ich hier bemerkte, daß mein eigenes Pferd, welches ich seit meiner Abreise von Icó in der Provinz Ceará beständig geritten

hatte, nur noch mühsam mit den anderen Schritt hielt, so sah ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, auch für dieses ein anderes anzuschaffen. Ich schied von ihm wie von einem alten Freunde, denn wir hatten uns vollkommen an einander gewöhnt. An die Stelle meines Braunen trat nun ein Pferd von rein weißer Farbe mit wallenden Mähnen und fliegendem Schweife; aber es blieb nicht lange in meinem Besitz, da es mir bald nach unserem Uebergange über den Rio de San Francisco gestohlen wurde. Wir verließen San Francisco am Nachmittage und setzten unseren Weg nach dem der Fazenda zunächst liegenden Hause fort, das nur drei Legoas entfernt sein sollte; da aber in diesem Districte die Legoas um Vieles länger waren als in den bevölkerteren Theilen von Goyaz, so ergab es sich, daß die Entfernung weit mehr betrug. Gegen Abend lagerten wir unter einigen kleinen Tingi-Bäumen (Magonia glabrata, St. Hil.), an deren Stämmen wir unsere Hängematten bevestigten. Einige der großen welligen und mit Gras bewachsenen Campos, über welche zwischen der Fazenda und diesem Lagerplatze unser Weg führte, hatte man einige Wochen vorher abgebrannt. Diese waren jetzt mit zahlreichen, in voller Blüthe stehenden krautartigen Pflanzen bedeckt, und ich bemerkte, daß an den Stellen, welche das Feuer unberührt gelassen hatte, diese Pflanzen noch weit zurück waren und noch keine derselben in Blüthe stand; auf den abgebrannten Strecken

hingegen wuchs das neue Gras kräftig empor und versprach binnen Kurzem eine treffliche Weide für die Rinder zu werden. Am folgenden Morgen erreichten wir nach einem Ritt von einer halben Legoa den Rio Carynhenha, welcher die Gränzlinie zwischen der Provinz Pernambuco, durch deren südwestlichen Winkel seit einigen Tagen unser Weg geführt, und der Provinz Minas Geraës bildet, so daß wir endlich, nachdem wir unseren Uebergang bewirkt, in dieser Provinz angelangt waren. Wir zogen noch zwei Legoas weiter und hielten zum Frühstück unter einem weit sich ausbreitenden Pikibaume am Rande eines Buritisumpfes. Der erste Theil unserer Tagereise führte über offene Campos, die meistentheils vor Kurzem abgebrannt worden waren, die letztere Hälfte aber durch ein hügeliges und dünn bewaldetes Gelände. Das Wetter war trübe, und wir Alle litten unter dem Einflusse eines kalten Südostwindes. Am Nachmittage war es meine Absicht, das nächste Haus zu erreichen, das drei Legoas von jenem entfernt liegen sollte, bei welchem wir am Morgen vorübergezogen waren; doch nachdem wir bis zum Anbruch der Dämmerung unseren Weg verfolgt hatten, ohne es zu erblicken, nahmen wir unser Nachtlager bei einigen Büschen am Ufer eines kleinen Flusses, und da es keine Bäume gab, an welchen wir unsere Hängematten bevestigen konnten, so begnügten wir uns, auf ausgebreiteten Häuten zu schlafen. Auf einem bewaldeten Campo (Taboleira coberta) stießen wir

auf einen großen Ameisenbär (Myrmecophaga jubata), den Herr Walker, in der Absicht, ihn zu schießen, verfolgte, aber seine Flinte gab kein Feuer, und wir liefen hierauf dem Thiere mit Stöcken nach, weil zufällig keine unserer Flinten geladen war. Ich war der Erste, der es einholte, und da ich wußte, daß von seinem Maule nichts zu fürchten war, so faßte ich es an der langen Schnauze und suchte es auf diese Weise vestzuhalten, als es sich augenblicklich auf die Hinterbeine erhob und, seine mächtigen Vordertatzen um meinen Leib legend, mich wahrhaft in Verlegenheit brachte. In diesem Augenblicke kam einer meiner Leute herbei und versetzte ihm mit einem dicken Stocke einen Schlag auf den Kopf, wodurch es für eine Weile zu Boden geschleudert wurde. Aber so viele betäubende Schläge es auch empfing, es raffte sich immer wieder auf und lief davon, bis ich mich endlich der kleinen mit Kugeln geladenen Pistolen erinnerte, die ich beständig in der Tasche meiner Jacke trug, und es mit dem ersten Schuß zu Boden streckte. Das Thier maß gegen sechs Fuß, und zwar ohne den Schwanz, der mit den langen Haaren, die ihn bedeckten, noch volle vier Fuß mehr ergab. Es lief sehr langsam in Folge des eigenthümlichen Baues seiner Vorderfüße, die zwei sehr lange Krallen haben, welche, wenn es geht oder läuft, sich umlegen, so daß die eine Seite des Fußes auf dem Boden ruht. Diese mächtigen Krallen braucht das Thier hauptsächlich zur Erlangung der

weißen Ameisen, von welchen es sich nährt. Die großen Lehmnester dieser Insecten sind auf diesen Hochlandcampos sehr gewöhnlich, und wenn der Ameisenbär einer Mahlzeit bedarf, so greift er mit seinen Vorderkrallen einen dieser Hügel an, reißt ein Stück der Seitenwand heraus und steckt seine lange schmale Zunge hinein, die mit einem kleberigen Speichel bedeckt ist, an welchem alsbald Tausende von Ameisen hangen bleiben. Sobald dieß geschehen, zieht er, das kleine Maul öffnend, die Zunge wieder herein, schließt seine Lippen, steckt die Zunge zum zweiten Mal hervor, bis sie vollständig heraushängt, und schluckt die Insecten hinunter. Wir fanden später diese wunderlichen Thiere in großer Menge.

Der kleine Fluß, an welchem wir schliefen, enthielt sehr viele gerundete Kalksteinblöcke, die sehr schlüpferig waren und den Uebergang höchst schwierig machten; doch wurde das ganze Gepäck glücklicher Weise ohne Unfall nach den jenseitigen Ufer gebracht. Wir reiseten jetzt eine Legoa durch ein nacktes, dürres und hügeliges Gelände, wo eine kleine, gesellig wachsende Vochysia fast der einzige vorhandene Baum war, und gelangten dann erst zu dem Hause, welches wir schon am vorigen Tage zu erreichen gehofft. Ich verweilte hier den ganzen Tag, um das Fell des Ameisenfressers herzurichten und einige andere Sammlungen zu ordnen. Der Ort hieß Capão da Casca und bestand aus einer einzigen, nur von Blättern der Buriti-

Palme erbauten elenden Hütte. Sie war von einem Mulatten mit Frau und Kindern bewohnt, und es gab hier nur zwei sehr kleine Gemächer, so daß wir genöthigt waren, außerhalb des Hauses auf unseren über den Boden gebreiteten Häuten zu schlafen. Das Haus liegt in der Oeffnung eines kleinen bewaldeten Thales, und eine Mandiocca-Pflanzung war das einzige bebaute Stück Land, das ich bemerkte. Die wahrhaft klägliche Armuth dieser Familie schien ihren Grund einzig und allein in der Trägheit des Mannes zu haben, denn dieser war wirklich die verkörperte Sorglosigkeit.

Wir brachen am frühen Morgen wieder auf, um eine weite Reise zu machen, da das nächste Haus, wie man uns sagte, sechs lange Legoas entfernt war und diese nach meiner Berechnung so viel wie zehn gewöhnliche betrugen. Kurze Zeit nachdem wir das Haus verlassen hatten, mußten wir über einen kleinen Fluß setzen, dessen Bett sehr sumpfig war, so daß eines unserer Pferde darin stecken blieb und bei dem Versuche, sich wieder herauszuhelfen, mit seiner Bürde in den Fluß fiel. Es bedurfte einiger Zeit, ehe man ihm die Kisten abnehmen konnte, und mittlerweile waren sie mit Wasser angefüllt. Zum Glück enthielt die Ladung keine Pflanzenexemplare, wohl aber befand sich darunter mein letzter Papiervorrath zum Einschlagen der Pflanzen, sowie ein kleines Futteral mit den Häuten von Fledermäusen und anderen kleinen Vierfüßlern,

nebst einigen Insecten, die alle mehr oder weniger verdorben waren. Da dieß das erste Pferd war, das den Uebergang versuchte, so hütete ich mich wohl, die anderen mit ihrer Ladung in's Wasser zu lassen; es wurde abgepackt, und sämmtliches Gepäck von meinen Leuten hinübergeschafft. Nachdem wir Alles wieder gehörig in Stand gesetzt und von hier aus noch eine halbe Legoa zurückgelegt hatten, war es Mittag geworden, als wir bei einem bewaldeten Sumpfe unter einem großen Baume hielten. Unsere erste Sorge war, die am Morgen durchnäßten Gegenstände zu trocknen, und diese Verrichtung wurde durch die hellleuchtende Sonne nicht wenig begünstigt. Einige der Campos, über welche unser Weg führte, waren mit einer großen Art der Baumlilie bedeckt, welche eine reiche Fülle schöner purpurfarbiger Blumen trug. Wir brachen früh am Nachmittag wieder auf und hielten für die Nacht auf einem bewaldeten Campo in einiger Erhöhung über einem großen Buritisumpfe, wo wir in Ermangelung eines Platzes zum Aufhängen unserer Hängematten wieder mit einem etwas harten Lager vorlieb nehmen mußten und viel von der Kälte zu leiden hatten. So mußten wir uns täglich an Entbehrungen und Beschwerden gewöhnen, und dennoch lag in dieser wilden Lebensweise, die wir schon so lange geführt hatten, etwas unbeschreiblich Angenehmes; allerdings fehlte es uns fast an allen Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, aber wir waren zu gleicher Zeit auch

frei von all seinem Zwange. Wenn wir des Morgens uns erhoben, wußten wir nicht, wo unsere nächste Schlafstätte liegen würde, aber die Wahl hing immer von uns ab, obgleich dabei jederzeit verschiedene unerlaßliche Erfordernisse zu berücksichtigen waren, als Wasser und Gras für unsere Pferde, Bäume zum Aufhängen unserer Matten und Holz zu unserem Nachtfeuer. Wir hatten bisher wenig Mühe gehabt, all diese Bedürfnisse vereinigt zu finden, der Theil der Serra Geral jedoch, auf welchem wir jetzt reiseten, und der den Namen Serra das Araras führte, war an den meisten Stellen in solcher Weise von baumartiger Vegetation entblößt, daß man nur selten Bäume fand, mit welchen sich die anderen Erfordernisse eines Lagerplatzes vereinigten. Bei der Ankunft an dem Orte, wo wir zu bleiben gedachten, hatte Jeder von uns sein besonderes Geschäft zu verrichten. Zuerst wurden die Pferde abgepackt, wobei alle Hände behilflich waren, während Herr Walker und ich stets unsere eigenen Thiere sattelten und wieder absattelten; hierauf wurden sie von zwei Leuten nach der besten Weide geführt, wo sie, nachdem man ihnen die Vorderbeine mit ledernen Riemen gebunden hatte, die Nacht über blieben. Diese beiden Leute brachten bei ihrer Rückkehr so viel trockenes Holz herbei, als sie tragen konnten. Ein anderer Mann wurde mit einem großen ledernen Schlauche nach Wasser ausgesandt, und mittlerweile waren Herr Walker und ich beschäftigt, das Gepäck so zusam-

menzustellen, daß es bei eintretendem Regen leicht mit Häuten bedeckt werden konnte. Zwei große Koffer dienten uns als Tisch und zwei kleinere als Sitze. Gewöhnlich hatte Herr Walker, ehe die Leute zurückkehrten, ein Feuer angezündet, und während das Abendessen bereitet wurde, das zugleich auch unser Mittagsessen war, denn wir hielten des Tages nur zwei Mahlzeiten, ordnete ich meine Pflanzensammlungen vom vergangenen Tage. Während unser Theewasser kochte, war auch das Stück getrockneten Rindfleisches, das an einem hölzernen Spieße über die glühenden Kohlen gehalten wurde, gehörig zubereitet, da es eigentlich nur heiß zu werden brauchte. Thee, getrocknetes Fleisch und Farinha de Mandiocca waren unsere gewöhnliche Kost, und wäre einer unserer europäischen Freunde, der diese Art von Lebensmitteln noch nie gesehen hatte, plötzlich an unseren Tisch versetzt worden, er würde ohne Zweifel geglaubt haben, wir äßen Sägespäne und gebratenes Leder. Unser größtes Labsal war ein bedeutender Vorrath von vortrefflichem Thee, den ich vor meiner Abreise von Pernambuco eingekauft hatte, und der glücklicher Weise so lange ausreichte, bis wir zu einem civilisirteren Orte gelangten, wo wir uns einen neuen Vorrath verschaffen konnten. Dieß war mein einziges Getränk auf dieser ganzen langen und vielfach verzögerten Reise, und es konnte, nachdem man einen Tag lang unter einer glühend heißen Sonne geritten war, kaum eine größere Er-

quickung geben. Man sagte mir bei meiner Ankunft in Brasilien, ich würde es nöthig finden, Wein oder Branntwein unter mein Trinkwasser zu mischen, aber eine kurze Erfahrung belehrte mich, daß dieß nicht nur unnöthig, sondern auch für diejenigen, die sich der Sonne aussetzen müssen, sogar nachtheilig sei. Wer aufreizende starke Getränke genießt und Tag für Tag in der Sonne reiset, wird jedenfalls an Kopfschmerz leiden und in Gegenden, wo Miasmen herrschen, den hier gewöhnlichen Krankheiten weit mehr unterworfen sein. Das getrocknete Fleisch eines Ochsen reicht gewöhnlich drei bis vier Wochen, doch war es zu Ende dieser Zeit kaum noch zu genießen, da es hart wie Holz wurde. Bei feuchtem regnerischen Wetter ließ es sich nur schwer erhalten, denn wir konnten es trotz aller Mühe nicht gegen Maden schützen, von welchen wir es vor und nach dem Rösten erst reinigen mußten. Wir blieben jedoch selten länger als vierzehn Tage ohne frische Vorräthe dieser oder jener Art, theils an Rothwild, Affen, Armadillen, großen Eidechsen oder allerlei Vögeln.

Wir verließen unser Nachtlager an dem Buritisumpfe zu früher Tagesstunde, in der Hoffnung, um Mittag die Fazenda do Rio Claro zu erreichen, doch entdeckten wir, als diese Zeit schon ziemlich herangerückt war, daß wir uns auf dem unrechten Wege befanden. Einige Zeit nach Mittag erreichten wir das südöstliche Ende der Serra das Araras, wo sich uns eine ununterbrochene Aussicht über

die ungeheuere Ebene darbot, die, hier und da mit einigen kleinen Seeen versehen, nach Süden und Osten sich ausdehnt. Nachdem wir auf einem bequemen Pfade von der Serra herabgestiegen waren, rasteten wir während der Mittagsstunden unter einigen Bäumen am Ufer eines kleinen kühlen, von der Serra sich ergießenden Baches, ohne zu wissen, wo wir waren oder wann wir einem Menschen begegnen würden, der uns Auskunft geben könnte. Der Weg war bald wiedergefunden, und eine halbe Stunde lang auf einem leidlichen Pfade durch eine flache dünn bewaldete Gegend ziehend, erreichten wir ein kleines leeres Haus und etwas weiter hin ein anderes in gleichem Zustande. Nachdem wir denselben Weg eine Stunde lang verfolgt hatten, begegneten wir einem Schwarzen mit einem Knaben, von welchem wir erfuhren, daß wir eine halbe Legoa weiter eine Fazenda finden würden. Zu gleicher Zeit ergab es sich, daß wir, um nach der Fazenda do Rio Claro zu gelangen, einen Umweg von drei und einer halben Legoa gemacht hatten, doch vernahmen wir zu unserem Troste, daß dieser Weg bedeutend besser sei als der gewöhnliche. Es war nahe an Sonnenuntergang, als wir eine kleine Fazenda Namens San José erreichten, wo wir unser Nachtquartier nahmen. Das Haus war nicht nur klein, sondern auch in kläglich verfallenem Zustande und gehörte einem Mulatten, der nicht sehr betriebsam zu sein schien. Der Rio Urucuya, der unmittelbar östlich von der

Serra Geral sich ergießt und eine kleine Strecke unterhalb San Romão in den Rio San Francisco mündet, fließt dicht am Hause vorüber und hat hier eine bedeutende Tiefe und Breite. Ich sammelte auf dieser Tagereise keine neuen Pflanzen, und es war dieß, seit ich die Küste verlassen, das erste Mal, daß ich vergebens danach gesucht hatte.

Nachdem wir am nächsten Morgen die nöthige Auskunft über den Weg nach der Fazenda do Rio Claro erlangt hatten, ließen wir San José hinter uns und kamen bald nachher an einen kleinen Bach, der so tief und schlammig war, daß wir es für nöthig fanden, das ganze Gepäck von unseren Leuten hinüber tragen zu lassen, und es war dieß mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß gegen zwei Stunden darauf gingen. Da der Bach nur schmal und das Ufer auf beiden Seiten sehr hoch ist, so könnte man in einem Tage und mit geringen Kosten eine gute hölzerne Brücke darüber schlagen, da sich in unmittelbarer Nähe Holz in Menge vorfindet. Aber wie könnte man dieß von Leuten erwarten, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, sich eine anständige Wohnung zu bauen, obgleich sie das nöthige Material in Fülle bei der Hand haben. Als wir mit unserer ganzen Habe am jenseitigen Ufer waren, hielt ich es für zu spät, vor dem Frühstück noch weiter zu reiten; wir verweilten daher hier bis zum Nachmittag. Indem wir frühstückten, erschien ein weißes

Weib mit ihrem Sohne am jenseitigen Ufer, und beide blieben, nachdem sie durch den Bach gegangen, während der Mittagsstunden in unserem Lager. Die Frau war trotz ihrem Alter sehr lebhaft und rüstig, zwei Eigenschaften, die bei den brasilianischen Frauen nicht eben sehr gewöhnlich sind. Ich erfuhr von ihr, daß sie, um ein Gelübde zu erfüllen, welches sie kürzlich während einer Krankheit dem heiligen Antonio geleistet hatte, nach einem fünf Tagereisen entfernten Orte wallfahrtete. Wir wurden während unseres Aufenthaltes an dieser Stelle bedeutend von Carrapatos gepeinigt. Es wurde daher zeitig wieder aufgebrochen, und so erreichten wir endlich kurz vor Sonnenuntergang die Fazenda do Rio Claro, nachdem wir durch eine flache, dünn bewaldete, mit verschiedenen großen und groben Gräsern bedeckte Gegend gezogen waren. Diese Fazenda trägt ihren Namen von einem kleinen Bache, der hier vorüberfließt und eine Legoa weiter südlich in den Rio Urucuya fällt; aber obgleich das Haus größer und bequemer war als die meisten anderen in diesen Gegenden, so wollte uns doch der Eigenthümer, Senhor Manoel Lucas, kein gastliches Obdach für die Nacht gewähren, sondern wies uns in einen kleinen offenen Schuppen vor der Hütte eines seiner Sclaven, wo wir unsere Hängematten aufschnürten, nachdem wir zuvor, um uns gegen den kalten, von der Serra wehenden Wind zu schützen, einige Häute vorgehangen. Unsere Leute schliefen unter freiem Himmel auf

dem Boden und neben einem großen Feuer. Da ich viele Pflanzen einzupacken hatte und wir zu deren Verwahrung zwei neue große Hautfutterale anfertigen mußten, so verweilten wir zu diesem Zwecke vier Tage in Rio Claro. Der Eigenthümer war in seinen Forderungen für die getrockneten Häute und etwas Mais, den ich von ihm kaufte, nicht minder übermäßig als Capitain Faustino in San João und eben so ungastfreundlich in seinem Benehmen. Wir wohnten während der ganzen Zeit, die wir hier zubrachten, unter dem erwähnten Schuppen, wo wir bei Tage gebraten wurden und bei Nacht fast erfroren. Es fehlte uns an hinlänglichen Decken, und daher fanden wir es in unseren Hängematten so unerträglich kalt, daß wir während der Nacht mehrmals aufstehen mußten, um uns an dem Feuer zu wärmen, an welchem unsere Leute schliefen.

Es war in den Nachmittagsstunden des zwölften Juni, als wir die ungastlichen Ufer des Rio Claro verließen, und nach einer Reise von zwei Legoas erreichten wir die nächste Fazenda Namens Boquerão, bei deren Eigenthümer wir eine ganz andere Aufnahme fanden, als bei dem Fazendeiro am Rio Claro; denn er gab uns nicht nur eine Wohnung in seinem eigenen Hause, sondern ließ sogar bald nach unserer Ankunft ein treffliches Abendessen von frischem Rindfleisch herrichten, ein Leckermahl, das uns, seit wir die Fazenda San João bei San Domingo verlassen, nicht wieder zu Theil geworden war. Ich bedau-

erte jetzt, daß ich die Geschäfte, die ich auf der Fazenda de Rio Claro verrichtet, nicht lieber bis zu unserer Ankunft an diesem Orte verschoben hatte, da hier für Alles weit besser gesorgt gewesen wäre. Die Bäume waren jetzt, wie ich, seit wir von der Serra herabgestiegen, bemerkte, ganz verschieden von jenen, die wir dort gesehen hatten, und glichen weit mehr den Bäumen in der Sertão von Piauhy. Sie bestanden aus der Cambaiba (Curatella cambaiba, St. Hil.), der Folha larga (Salvertia convallariodora St. Hil.), zwei Gattungen der baumartigen Bignonie mit gelben Blumen, der Sicupira (Commilobium polygalaeflorum Bentr.). Außerdem gab es noch einen schönen Gerascanthus mit großen Rispen weißer Blumen, einen Seidenbaumwollenbaum (Bombax) und eine einfach beblätterte Rhopala.

Unser Wirth, dessen Namen ich leider nicht aufgemerkt habe, wollte uns am nächsten Morgen nicht eher weglassen, als bis wir gefrühstückt hatten, und da unser Vorrath an Lebensmitteln wieder auf die Neige ging, so kaufte ich so viel getrocknetes Rindfleisch, als muthmaßlich bis San Romão ausreichen konnte, das jetzt nicht mehr viele Tagereisen entfernt lag. Wir hielten während der heißen Tagesstunden auf der nächsten Fazenda, nachdem wir zwei und eine halbe Legoa zurückgelegt. Des Nachmittags zogen wir zwei Legoas weiter und nahmen unser Nachtlager auf der Fazenda Santa Maria. Die Gegend blieb

noch immer flach und trocken, theils offen, theils bewaldet. Einige der offenen Strecken waren, soweit das Auge schauen konnte, mit den großen gelben Lehmnestern der weißen Ameise bedeckt, und unter diesen bemerkten wir mehre Ameisenfresser und eine große Heerde von Straußen, die jedoch, sobald sie uns zu Gesicht bekamen, mit außerordentlicher Schnelligkeit die Flucht ergriffen. Von Santa Maria begaben wir uns nach einem kleinen, eine halbe Legoa entfernten Dorfe Namens Espigão; es bestand nur aus einigen Häusern, und bei einem derselben hielten wir, um Erkundigungen über den Weg einzuziehen; der Eigenthümer, ein Schneider, saß mit seiner Arbeit vor der Thüre, und sobald wir anlangten, kam ein halbes Dutzend junger, aber sehr schmuziger Frauen von allen Farben zum Vorschein, um uns zu besichtigen. Wir zogen, den erhaltenen Weisungen folgend, eine halbe Legoa weiter und hielten zum Frühstück bei einem alten unbewohnten Hause an einem schönen klaren Bache, der aus einem mit Buriti-Palmen bewachsenen Sumpfe floß. Indem wir des Nachmittags wieder aufbrachen, gingen wir über den Bach, kamen aber in Verlegenheit, welchen der zwei sich darbietenden Wege, von welchen der eine nach Süden, der andere nach Osten führte, wir wählen sollten; da jedoch unsere eigentliche Reiserichtung ostwärts gelegen war, so wählten wir den letzteren. Nach einer Reise von zwei und einer halben Legoa durch eine sehr dürre und unfruchtbare Ge-

gend, aus langen flachen sandigen, mit einigen verbutteten Bäumen und Sträuchern bewachsenen Strecken und großen offenen Buritisümpfen bestehend, erreichten wir ein anderes unbewohntes Haus; doch neigte sich der Weg auf dem letzten Theile dieses Rittes so sehr nach Norden, daß wir unstreitig den unrechten gewählt haben mußten, und ich deßhalb den Entschluß faßte, am nächsten Morgen zurückzuziehen und denjenigen einzuschlagen, der nach Süden führte. Das Haus war in sehr verfallenem Zustande, wir schliefen daher unter einigen Bäumen, und da die Nächte jetzt zu kalt wurden, als daß man hätte in den Hängematten liegen können, so lagerten wir uns gewöhnlich auf einer Ochsenhaut an ein großes Feuer, während ein Koffer als Kopfkissen diente, und zwei bis drei andere an der Seite standen; in der Nähe lag immer ein Haufen Holz bereit, und da uns die harten Betten nie einen sehr vesten Schlummer gönnten, so wurde das Feuer fortwährend gut unterhalten. Unsere Leute hatten ihr Feuer für sich.

Am folgenden Morgen kehrten wir nach der Stelle zurück, wo die Wege sich trennten, und frühstückten unter dem Schatten einer großen Sicupira. Glücklicher Weise ging in dem Augenblicke, als wir aufbrechen wollten, dieselbe alte Frau mit ihrem Sohne an uns vorüber, die wir bereits bei der Fazenda do Rio Claro getroffen hatten. Sie befand sich nach erfülltem Gelübde auf der Heim-

kehr, und von ihr erfuhren wir, daß wir auf gänzlich falschem Wege wären und, um wieder auf den rechten zu kommen, nach Espigão zurückkehren müßten, da man uns dort, wo es ebenfalls zwei Wege gab, den falschen gezeigt hätte. Es blieb uns daher keine andere Wahl, als unsere Schritte zurückzulenken, nachdem wir durch diesen irrigen Nachweis anderthalb Tage verloren hatten. Als wir Espigão erreichten, schlugen wir den anderen Weg ein, ohne uns weiter zu erkundigen, und erreichten, nachdem wir anderthalb Legoas zurückgelegt, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang einen kleinen Fluß. Wir übernachteten unter einigen Bäumen am Ufer des Flüßchens, das den Namen Riberão de Area führt; es ist nur zwanzig Ellen breit und so seicht, daß es die Pferde recht gut mit ihren Ladungen durchwaten konnten, doch war der Boden in Folge einer Menge glatt gerundeter Steine, die ihn bedeckten, so gefährlich, daß ich es für sicherer hielt, unser ganzes Gepäck am nächsten Morgen in einem großen Kanoe hinüberschaffen zu lassen, das wir am jenseitigen Ufer bevestigt fanden, und mit dessen Hilfe wir aller Gefahr entgingen, durch das Ausgleiten der Pferde irgend Schaden zu leiden. Die umliegende Gegend war sehr freundlich, indem sie zu beiden Seiten des Flusses als eine mit Gras bedeckte, dünn bewaldete Ebene sich ausdehnte. Unmittelbar über der Furt gibt es eine sehr lange Stromschnelle, und man hört das Rauschen des Wassers

selbst in weiter Ferne. Das Boot war so groß, daß wir keiner langen Zeit zur Ueberfahrt unseres Gepäckes bedurften, und wir zogen hierauf drittehalb Legoas durch ein leicht gewelltes, trockenes und unfruchtbares Gelände, das hauptsächlich aus nackten grasigen, stellenweise mit eisenhaltigen Steinen bedeckten Hügeln und flachen, sandigen, dünn bewaldeten Taboleiras bestand. Wir rasteten am Ufer eines kleinen Baches, der aus einem Buritisumpfe hervorfloß, und da es hier keine großen Bäume gab, so verbargen wir uns vor der brennenden Sonne unter einigen Büschen. Des Nachmittags brachte uns eine neue Reise von zwei und einer halben Legoa, welche durch eine ähnliche Gegend führten, zu einer kleinen Fazenda Namens Taboca, die einem Mulatten gehörte. Am nächsten Morgen gab uns der Eigenthümer fast eine halbe Meile weit das Geleite, um uns auf den rechten Weg zu bringen, da hier mehre Pfade nach verschiedenen Orten führten.

Von hier aus erreichten wir nach einer Reise von zehn Legoas, die zwei und einen halben Tag in Anspruch nahm, die Ufer des Rio Urucuya, an einem Orte Namens San Miguel und nicht viel mehr als eine Legoa westlich von seiner Vereinigung mit dem Rio de San Francisco, und hier, wo der Fluß ungefähr einen Büchsenschuß Breite hatte und sehr tief war, mußten wir übersetzen. Da es an dieser Stelle keine regelmäßige Fähre gab, so mietheten wir ein kleines Kanoe, das unser gesammtes Gepäck in

zwei Stunden glücklich hinüberschaffte. Die Pferde wurden ungefähr eine Viertelmeile höher hinaufgeführt, wo sie nur die halbe Breite des Flusses zu durchschwimmen brauchten. Es war Vormittags, als wir diesen Ort erreichten, und obgleich ich kein Korn für meine Pferde daselbst erhalten konnte, so beschloß ich dennoch, bis zum nächsten Tage zu verweilen, um den durch die lange Reise und durch den Mangel an nährendem Futter so sehr erschöpften Thieren die nöthige Ruhe zu gewähren. Wir waren jetzt nur noch fünf Legoas von der Villa de San Romão entfernt und wünschten um so sehnlicher, recht bald dahin zu gelangen, als unser Vorrath an Lebensmitteln den Abend vor unserer Ankunft bei der Fähre sich erschöpft hatte. Die Reise von Boquerão dehnte sich länger hinaus, als wir erwartet hatten, und auf den wenigen kleinen Fazendas, an welchen wir vorüberzogen, war nirgend etwas einzukaufen. Ich habe auf meinen Reisen in Brasilien überall wahrgenommen, was schon St. Hilaire bemerkt hat, daß der Reisende, je näher er einer Stadt oder einem Dorfe kommt, es um so schwieriger findet, sich mit neuen Lebensmitteln zu versehen. Unsere Leute hatten noch einige Bohnen und ein kleines Stück Speck, aber eben nicht mehr, als zu einer einzigen Mahlzeit hinreichte. Herr Walker und ich hatten bereits drittehalb Tage ohne veste Speise hingebracht und uns während dieser Zeit nur mit starkem Thee erhalten, denn wir waren nicht im

Stande gewesen, irgend ein Wild aufzutreiben. Wohl hatten wir vorher schon oft sehr empfindlichen Durst gelitten, noch nie aber waren wir so lange ohne Nahrung geblieben. Ein Glück, daß wir unseren Thee hatten, da er in der That den Hunger etwas weniger fühlbar machte. Wir hielten auf der Südseite des Flusses vor einem kleinen elenden Hause, das einer alten schwarzen Frau gehörte und von ihr allein bewohnt war. Sie hatte nichts, nicht einmal etwas Geflügel zu verkaufen. In einem Theile des Hauses, der weder ein Dach noch vollständige Mauern hatte, nahmen wir unser Nachtlager, indem wir auf der Mitte des Bodens ein großes Feuer anzündeten und daneben unsere Häute als Betten ausbreiteten.

Unser Aufbruch von den Ufern des Urucuya wurde am nächsten Morgen durch die etwas schwierige Auffindung eines unserer Pferde verzögert, und nachdem wir hierauf fast eine Legoa gereist waren, hielten wir an einem Orte, wo es zwei kleine Seen gibt, As duas Irmaas genannt. Wir zogen vor der Hand nicht weiter, da wir gehört hatten, daß wir auf den nächsten drei Legoas nicht einen Tropfen Wasser finden würden, und am Nachmittag bestätigte sich diese Versicherung, indem der Weg durch eine ununterbrochene, trockene und sandige Ebene führte, die nur dünn mit Büschen und kleinen Bäumen bewachsen war. Wir erreichten den ersten Wasserort kurz vor Sonnenuntergang; er hieß Riacho und war ungefähr noch

eine Legoa von San Romão entfernt. Ein Haus war nicht vorhanden, so wie ich überhaupt auf der ganzen Strecke vom Urucuya bis zur Villa keine Spur von einer Wohnung entdecken konnte. Wir gedachten eigentlich die Villa noch an diesem Abende zu erreichen, doch waren unsere Pferde zu ermüdet, als daß wir hätten weiter ziehen können, und so lagerten wir uns für die Nacht unter einigen Bäumen am Ufer eines klaren Baches. Keiner von uns hatte einen Bissen zu essen, wohl aber kam auf jeden eine große Schale starken warmen Thee's, der einigermaßen als Ersatz für ein kräftigeres Abendessen diente. Herr Walker und die Leute fügten noch eine Pfeife Tabak hinzu, denn Alle waren eingefleischte Raucher.

Sonntags früh am ein und zwanzigsten Juni zogen wir endlich in der Villa de San Romão ein, und sobald ich mit meinen Begleitern das Haus des Juiz de Paz aufgesucht hatte, um ihm meinen Paß zu zeigen, entsendete er sehr eilig einen Mann, der uns eine Wohnung suchen sollte. Sie war bald gefunden, und nachdem wir abgepackt hatten, schickte ich einen von meinen Leuten nach Lebensmitteln aus, aber er konnte seltsamerweise nichts als Farinha auftreiben. Es war am frühen Morgen ein Markt von frischem und getrocknetem Fleisch gehalten worden, aber man hatte, ehe wir ankamen, schon Alles verkauft. Ein glücklicher Zufall bot uns jedoch ein besseres Frühstück, als wir erwartet hatten; denn als wir eben

im Begriff waren, Thee zu kochen, den wir mit Farinha zu genießen gedachten, erschien ein kleiner Knabe und fragte uns, ob wir einen Fisch kaufen wollten, den er eben gefangen hätte und der an dem Ufer des Flusses läge. Ich ging augenblicklich dahin und kaufte den Fisch für eine Wenigkeit. Es war ein schöner Salm von zwei Fuß Länge, und ich brauche nicht zu sagen, daß er augenblicklich gekocht wurde und ein für uns Alle höchst willkommenes Mahl gab.

Die Villa Resonha de San Romao liegt am südlichen Ufer des Rio de San Francisco, im Districte Paracatú. Sie ist ein kleiner Ort, der nicht über tausend Einwohner zählt und ein Viereck von mehren langen engen und unregelmäßigen Straßen bildet. Die Häuser bestehen alle nur aus einem einzigen Stockwerk und sind ohne Ausnahme aus Flechtwerk und Lehm erbaut, da in der Nachbarschaft kein Stein zu finden ist; die Hauptstraßen laufen mit dem Flusse in einer Richtung, und die drei ihm zunächst gelegenen sind fast in jedem Jahre während der Regenzeit Ueberschwemmungen ausgesetzt. Der andere Theil der Stadt liegt jedoch etwas höher und ist daher dieser Beschwerde enthoben. Auch unser Haus gehörte zu denjenigen, welche den Fluthen unterworfen waren, und mußte, obgleich der Estrich sich wenigstens vier Fuß über die Straßenfläche erhob, dennoch alljährlich für einige Zeit verlassen werden. Während der großen Ueberschwemm-

ung im Jahre 1838, von welcher ich auf meiner Reise den Rio de San Francisco hinauf Zeuge war, stieg das Wasser vier Fuß über den Boden, und die Wände zeigten noch immer deutliche Spuren dieser Thatsache. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Farbigen, und ich glaube kaum, daß es in der ganzen Villa ein Dutzend weiße Familien gibt. Die meisten angesehenen Einwohner sind Kaufleute, welche die Fazendeiros und die Bewohner der Umgegend mit europäischen und anderen Waaren versehen. Man kann nicht sagen, daß der Ort einen eigenen Handel treibe, denn seine Hauptwaaren sind Fische, welche man im Flusse fängt und gesalzen und getrocknet an die Bewohner der Sertãos verkauft, die für diese Kost eine merkwürdige Vorliebe haben. Die angesehenere Klasse der Einwohner ist dem Spiele sehr ergeben und versammelt sich zu diesem Zwecke alltäglich in dem Hause eines alten Capitains, der einen Branntweinladen besitzt. Ich überbrachte an mehre dieser Leute Empfehlungsbriefe aus Goyaz, fand sie aber selten daheim und wurde jedes Mal nach dem erwähnten Hause gewiesen, wo sie in Gesellschaft eines der zwei Priester des Ortes Sonntags wie alle Tage sicher anzutreffen waren. Dieser Priester, Pater Francisco Fernandes Vianna war zwar ein Mann von sehr freundlichem Charakter, aber nichts weniger als ein Muster der Sittlichkeit für seine Heerde; doch habe ich ihm mehre Gefälligkeiten zu verdanken. Nicht minder verbindlich er-

wies sich mir ein Oberstleutnant Thomaz da Conceiçao, ein Mann von bedeutenden Kenntnissen, welcher von dem allgemeinen Charakter, womit ich die Einwohner bezeichnet habe, eine ehrenvolle Ausnahme machte. Er versah mich mit Empfehlungsbriefen an den schon von St. Hilaire, sowie von Spix und Martius mit hohem Lobe genannten, ausgezeichneten und gelehrten Padre Antonio Nogueira Duarte in Contendas, einem kleinen Dorfe zwischen dem Rio de San Francisco und dem Diamanten-Districte. Ich hoffte, durch dieses Dorf meinen Weg nehmen und mir das Vergnügen verschaffen zu können, einen Mann kennen zu lernen, der trotz seinem hohen Alter noch immer mit Liebe Naturgeschichte treibt. Als ich aber fand, daß, um ihn zu besuchen, ich einen Umweg von mehren Legoas machen müßte, gab ich den Plan wieder auf, theils aus Rücksicht auf meine ermatteten Pferde, theils auch, weil mir jetzt allzuviel daran lag, einen Ort zu erreichen, wo ich meine erschöpfte Kasse wieder füllen könnte. Als ich am ersten Abend durch die Straßen ging, hörte ich zu meiner Ueberraschung fast in jedem Hause eine oder mehre Fiedeln spielen. Es ist dieß das Instrument, das fast ausschließend von den Barbieren in Rio de Janeiro und anderen großen Küstenstädten gehandhabt wird, im Inneren aber findet man es nur selten, da hier Frauen sowohl als Männer der Guitarre den Vorzug geben. San Romão macht jedoch von dieser allgemeinen Mode eine Ausnahme,

denn die Erziehung junger Mädchen gilt hier für unvollendet, wenn sie nicht den Fiedelbogen führen gelernt haben.

Da wir uns jetzt in der trockenen Jahreszeit befanden, so stand der Fluß mehre Fuß unter seinen Ufern, und obgleich er noch immer eine bedeutende Breite hatte, so erschien er mir doch schmal im Verhältniß zu seiner Fluth im Jahre 1838, als ich ihn zum ersten Male sah. Er ist sehr reich an Fischen, die man zu dieser Jahreszeit in großer Menge in Kanoes herbeibringt und in der Villa sehr billig verkauft. Ich suchte während meines Aufenthaltes von den meisten gewöhnlichen Gattungen Exemplare herzurichten, die sich jetzt im britischen Museum befinden, und will hier einige der beliebtesten Arten namentlich aufführen.

1) Surubim *). Dieser Fisch, der zur Gattung der Störe gehört, erreicht häufig eine Länge von sechs Fuß. Er wird gewöhnlich in Netzen gefangen, zuweilen aber auch, und besonders von den Indianern, mit einem Pfeile geschossen, der an einem starken Stricke bevestigt ist. Er ist es, dessen getrocknetes Fleisch hauptsächlich in der Sertão verkauft wird; ich habe es häufig gekostet nnd sehr wohlschmeckend gefunden.

---

*) St. Hilaire schreibt Suruby, ich aber gebe die Namen, wie ich sie in einem handschriftlichen Verzeichnisse geschrieben fand, das ich von dem Padre Francisco Fernandes Vianna in San Romão empfing.

2) Curumatám. Dieser Fisch und die drei folgenden gehören zu den Salmoniden. Er ist gegen zwei Fuß lang und hat an Farbe und Geschmack sehr viel Aehnlichkeit mit unserem gewöhnlichen Salm. Er lebt auf dem Grunde des Flusses und wird gewöhnlich mit Schleppnetzen, nie aber mit dem Angelhaken gefangen. Während meines Aufenthaltes in San Romão kamen an jedem Morgen mehre mit solchen Fischen beladene Kanoes an, und man verkaufte das Stück für ungefähr einen halben Penny. Der Magen ist sehr dick und muskelig, aber ich fand in allen, die ich untersuchte, nie etwas Anderes als eine große Masse feiner Erde in harten Klumpen.

3) Dourádo. Ein schöner Fisch von zwei bis zu vier Fuß Länge; er wird gewöhnlich mit der Angel gefangen, gilt aber nicht für ein leckeres Nahrungsmittel, obgleich wir den ersten, den wir aßen, sehr wohlschmeckend fanden, denn ein solcher war es, den ich bei unserer Ankunft in San Romão von dem Knaben kaufte.

4) Matrixám. Dem Dourádo ähnlich, aber nicht so groß und als Speisefisch weit höher geschätzt.

5) Piau branco. Ein bis zwei Fuß lang und mit bedeutend größeren Schuppen als irgend einer von den übrigen. Er wird mit der Angel gefangen und ist seines Fleisches wegen sehr beliebt.

6) Curvinha. Ungefähr zwei Fuß lang mit schup-

pigem Kopfe. Er geht leicht an den Köder, doch gilt sein weiches Fleisch nicht für wohlschmeckend.

7) Traíra *). Ebenfalls zwei Fuß lang und ziemlich dünn. Geht an den Köder und wird sehr hoch geschätzt.

8) Pirá. Ungefähr drittehalb Fuß lang mit einem ausgestreckten Schnabel. Er wird nur mit dem Schleppnetze gefangen, und sein Fleisch gehört zu den Leckerbissen.

9) Mundí. Zu den Siluriden gehörig und wahrscheinlich eine Gattung des Mystus; anderthalb bis zwei Fuß lang, ohne sichtbare Schuppen. Er hält sich am Boden des Flusses auf, wird mit der Angel gefangen und gilt für einen der beßten Fische, die man hier erbeutet.

10) Pocomó. Dieser und der folgende Fisch gehören ebenfalls zu den Siluriden und bilden vielleicht eine Gattung des Hypostomus. Der Pocomó ist häßlich, schwarz, ungefähr zwei Fuß lang und mit großen harten Schuppen bedeckt. Er schwimmt auf dem Grunde und wird in großer Menge in Netzen gefangen, die man nach anderen Fischen auswirft. Ich sah unzählige dieser Fische, die man gefangen und wieder weggeworfen hatte, auf den sandigen Ufern liegen. Sie werden selten gegessen, doch geben sie einen guten Köder für andere Fische.

11) Cascudo. Diese Gattung ist kleiner als die vorige und, ihre gelbe Farbe ausgenommen, derselben sehr ähnlich.

---

*) Gewöhnlich Trahira geschrieben.

Der Piranha und Piába, die ich beide schon erwähnt habe, sind hier eben so zahlreich vorhanden als unterhalb des Wasserfalles von Paulo Affonso. Doch muß es außer diesen noch viele andere geben, die ich nicht zu sehen bekommen habe. Wir lebten während unseres Aufenthaltes in San Romão hauptsächlich von Fischen, und es gibt deren in solcher Menge und zu so billigen Preisen, daß man nur selten frisches Fleisch auf den Markt bringt. Da die Schifffahrt von hier aus bis zu dem Wasserfall Paulo Affonso durch Nichts unterbrochen wird, so fährt beständig eine große Anzahl von Kanoes auf- und abwärts, deren Ladung hauptsächlich in Salz besteht, welches sie aus den Manufacturen auf den ungeheueren salzhaltigen Ebenen zu beiden Seiten des Flusses unterhalb Porto do Salgado herbeiführen und theils für Geld verkaufen, theils gegen Häute, Tabak und dergleichen eintauschen.

Da es wesentlich nöthig war, meine großen von Arrayas bis hierher gemachten Sammlungen zu ordnen und einzupacken, und überdieß unsere lange Reise auf Menschen und Thiere ihre nachtheilige Wirkung zu üben begann, so beschloß ich, ihnen durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in San Romão die nöthige Ruhe zu gewähren. Ich ließ daher meine Pferde auf eine große Insel des Flusses schaffen, die der Stadt unmittelbar gegenüber liegt und ungefähr eine halbe Legoa lang, und eine Viertelmeile breit ist. Die Weide war allerdings nicht die beßte, doch waren meine Pferde

hier besser aufgehoben als irgend anderwärts. Pferdediebstahl ist in dieser Gegend so gewöhnlich, daß fast jeder Reisezug, der aus einiger Entfernung kommt, eines oder mehre von seinen Thieren einbüßt; wir wurden vor unserer Ankunft von diesem Umstande unterrichtet, und man gab uns den Rath, unsere Pferde auf die Insel in Sicherheit zu bringen. Die Umgegend war in Folge der langen Trockenheit bedeutend ausgedörrt, ich konnte daher meinen Sammlungen hier nicht viel hinzufügen, und wirklich hinderte mich auch ein kleiner Unfall, so fleißig herumzuwandern, wie ich es außerdem gethan haben würde; denn als ich einige Tage nach unserer Ankunft einen Besuch machte und einige vor der Thüre befindliche Stufen hinanstieg, glitt ich aus und stieß mit dem Beine sehr heftig gegen die scharfe Kante einer der Backsteinstufen. Die Wunde war zwar nicht sehr bedeutend, machte mir aber viel zu schaffen, da mein Körper in Folge der letzten Beschwerden und der unnahrhaften Beschaffenheit unserer Lebensmittel offenbar in einen etwas skorbutischen Zustand gerathen war. Ich erholte mich von den Folgen dieses Unfalles erst fast zwei Monate später, als ich mehre Wochen in dem Hause eines gütigen Freundes im Diamanten-Districte verlebte.

Zwölfter Abschnitt.

Von San Romão nach dem Diamanten-District.

Aufbruch von San Romão. Guaribas. Geraës Velhas. Espigão. Caisára. Cabeceira. Villa de Formigas. Eine Nachricht über den Betrüger Douville. Botanischer Reichthum der Umgegend. Viados. Bomfim. San Eloi. Sitio. Die Goldgräberei Lavrinha. Der Fluß Inhacica. As Vargems. Registo do Rio Inhahy. Bassoras am Flusse Jiquitinhonha. Eine Diamantengrube. Sogenannte Diamanten-Formation. Arraial Mendanha. Ersteigung der Serra de Mendanha. Duas Pontes. Ankunft in der Cidade Diamantina, der Hauptstadt des Diamanten-Districts. Lage der Stadt. Bevölkerung. Temperatur. Erzeugnisse der Umgegend. Diamantengruben, früher Monopol, jetzt Allgemeingut. Die Diamantengräber. Vorrechte der Sclaven. Gesundes Klima. Schöne Frauen. Krankheiten. Loyalität der Einwohner.

Die Provinz Minas Geraës ist nicht nur eine der größten, sondern auch eine der reichsten Brasiliens, da sie sehr bedeutende natürliche Mittel besitzt. Sie erstreckt sich zwischen dem vierzehnten und drei und zwanzigsten Grade südlicher Breite und dem ein und vierzigsten und drei und funfzigsten westlicher Länge, doch schließen die vier westlicheren Grade nur einen sehr kleinen Winkel ein; im Osten

wird sie von der Küstenprovinz Espirito Santo begränzt, im Norden von den Provinzen Bahia und Pernambuco, im Süden von den Provinzen Rio de Janeiro und San Paulo und im Westen von der Provinz Goyaz. Eine Gebirgskette, die von Norden nach Süden läuft und die Gold= und Diamanten=Gruben enthält, um derenwillen die Provinz so berühmt ist, theilt sie in zwei sehr ungleiche Theile. Hiervon ist der östliche meist noch Urwald, während der westliche und flachere hauptsächlich aus Weideland besteht, wovon jedoch ein großer Theil mit Catinga=Wäldern bedeckt ist und eine der größten Sertãos Brasiliens bildet. Um Cidade Diamantina, die Hauptstadt des Diamanten=Districts, zu erreichen, welcher ich einen Besuch zugedacht, mußte man eine lange Reise durch dieses wüstenähnliche Land zurücklegen. Der am meisten benutzte Weg läuft südwärts längs dem östlichen Ufer des Rio de San Francisco und dem nördlichen des Rio das Velhas, eines bedeutenden Flusses, der, in der Goldgegend entspringend, mit dem ersteren sich vereinigt; der andere und weit schlechtere Weg führt in südöstlicher Richtung durch die Sertão, aber ich zog ihn vor, weil er mich schneller in die Gebirgsgegend des Diamanten=Districts brachte.

Am ersten Juli ließ ich als Vorbereitung zum Aufbruch meine Pferde von der Insel nach der Ostseite des Rio de San Francisco bringen, und früh am nächsten Morgen wurde alles Gepäck auf einmal in einem soge=

nannten Ajojo, zwei zusammengebundenen Kanoen, hinübergeschafft. Da Alles vorbereitet war, so beschloß ich, ohne Zögern aufzubrechen, doch als man die Thiere herbeiholte, ergab es sich, daß mein eigenes Reitpferd nirgend zu finden war. Man suchte es den ganzen Tag, entdeckte aber keine andere Spur von ihm als den ledernen Riemen, womit ihm die Vorderfüße gebunden gewesen waren, und der, an beiden Enden aufgeschnürt, im Walde gefunden wurde. Da dieß nur durch Menschenhände geschehen sein konnte, so mußten wir annehmen, daß uns das Thier gestohlen sei, und ich beschloß daher, dem Versuche, es wiederzuerlangen, keine Zeit mehr zu opfern. Um Mitternacht weckte uns ein Schwarzer, der meinen Leuten in ihren Nachforschungen während des Morgens beigestanden hatte und jetzt mit der Nachricht zu mir kam, daß man am vergangenen Tage im Walde bedeutend weiter stromaufwärts ein Pferd wie das meinige an einen Baum gebunden gesehen hätte. Ich schickte bald nach Tagesanbruch einen meiner Leute dorthin, und nach einer Stunde kam er wirklich mit meinem verlorenen Pferde zurück. Es war offenbar hinweggeschafft worden, um es so lange zu verbergen, bis sich eine günstige Gelegenheit darbieten würde, es ganz davon zu führen. Wir traten nun ohne Zögern unsere Reise an und verweilten, nachdem wir eine Legoa zurückgelegt, während der Mittagsstunden bei einer Fazenda Namens Guaribas. Die erste halbe

Legoa führte durch ein flaches, dünn bewaldetes Gelände, das in der Regenzeit gewöhnlich vom Flusse überschwemmt wird, und ich sah in diesem Walde einige schöne große Bäume, eine Gattung der Triplaris und eine baumartige Bignonia, die zwar ihrer Blätter beraubt, aber mit Blumen bedeckt war, welche an Gestalt, Größe und Farbe den Blumen des Fingerhutes ähnelten. Das Unterholz bestand aus verschiedenen Mimosen, Akazien, Bauhinien, Cäsalpinien u. s. w.; außerdem gab es eine ungeheuere Anzahl fruchtbeladener Citronenbäume, die hier vollkommen heimisch geworden sind und deren abgefallene Früchte ein so beliebtes Futter der in den Wäldern weidenden Rinder bilden, daß das Fleisch derselben einen starken Citronengeschmack annimmt. Die andere halbe Legoa führte über eine dicht bewaldete Taboleira. In Guaribas beschäftigte ich mich mit dem Abbalgen eines sehr großen Brüllaffen, den Herr Walker am vorigen Abend auf einem Baume am Ufer des Rio de San Francisco geschossen hatte, und des Nachmittags zogen wir zwei Legoas weiter und erreichten eine Fazenda Namens Passagem. Der fast unbetretene Weg war von dem Unterholze fast überwachsen und deßhalb wahrhaft entsetzlich. An jedem Zweige und jedem Grashalme hingen Knäuel von Carrapatos, häufig so groß wie Lampertsnüsse, und wir wurden von diesen lästigen Insecten vollständig bedeckt. Während des Nachmittags kamen wir an zwei kleinen Seen vor=

über, wo es unzählige wilde Enten gab, aber wir waren zu ärgerlich über den schlechten Weg, als daß wir uns die Zeit genommen hätten, auf sie zu schießen, obgleich sie gar nicht schüchtern zu sein schienen. Sie waren kleiner als jene, welche man auf den Seen im nördlichen Brasilien findet.

Die Fazenda Passagem, bei welcher wir hielten, gehört einem Manne, der in San Romão wohnt und mit dem ich während meines Aufenthalts daselbst bekannt geworden war. Der Vaqueiro, der sie verwaltet, hatte Befehl, uns über Nacht zu beherbergen und nach der nächsten Fazenda zu geleiten, die drei Legoas entfernt liegt. Es war meine Absicht, am nächsten Morgen früh wieder aufzubrechen, aber wie groß war mein Verdruß, als ich abermals mein Reitpferd vermißte. Da die Umgebung des Hauses mit einem dicken Catingawalde bedeckt und dieser an vielen Stellen sehr reich an einer kleinen Bambusart war, deren Blätter die Pferde überaus gern fraßen, so schlossen wir, daß es irgendwo in der Nähe grasen würde, aber man suchte es den ganzen Vormittag, ohne es zu finden. Hierauf ritt der Vaqueiro aus, der sehr gefällig und mit der Umgegend genau bekannt war, aber auch er kehrte am Abend zurück, ohne die mindeste Spur entdeckt zu haben. Der ganze folgende Tag wurde einer abermals nutzlosen Nachforschung geopfert, aber da die Weide an diesem Orte sehr schlecht war, so begaben

wir uns am Abend um der anderen Pferde willen nach Geraës Velhas, der Fazenda, bis zu welcher der Vaqueiro uns das Geleit geben sollte. Er blieb hier bei uns über Nacht, und am nächsten Morgen sandte ich einen meiner Leute mit ihm zurück, um noch einmal nach dem verlorenen Pferde suchen zu lassen, denn da es eines meiner besten war, so wollte ich es nicht gern zurücklassen; aber der Mann kam am nächsten Tage zurück, ohne von dem verschwundenen Thiere das Mindeste gesehen oder gehört zu haben. Es schien mir unzweifelhaft, daß der Dieb, der das erste Mal getäuscht worden war, uns verfolgt und endlich seiner Beute sich versichert hatte. Die Gegend zwischen Passagem und Geraës Velhas besteht hauptsächlich aus einer flachen Taboleira, die größtentheils mit einem langen Grase, einer Gattung Andropogon von sechs bis zu zwölf Fuß Höhe, bedeckt ist. Während der nächsten vier Tage führte unser Weg, nachdem wir Geraës Velhas verlassen, durch ein sehr dünn bewohntes Gelände, bald aus niedrigen Catinga-Wäldern, bald aus „Taboleiras cobertas", und nicht selten aus unbewaldeten grasigen Hügeln bestehend, welche sehr reichlich mit jener Gattung Callopisma, die man Boca do Sapo nennt, und der schönen Chresta pycnocephala bewachsen waren, die beide in voller Blüthe standen. Auf dem Wege durch die buschigen und grasigen Strecken der Sertão vernimmt das Ohr des Reisenden von früh bis abends das laute Geschrei

eines großen zum Hühnergeschlecht gehörigen Vogels, den die Einwohner Seriema nennen. Er geht gewöhnlich in Paaren, kommt aber, weil er sich in dem hohen Grase hält, nur selten zum Vorschein und kann, wie der brasilianische Strauß (Emu), sehr schnell laufen. St. Hilaire vergleicht das Geschrei der Seriemas mit dem Geschrei der Truthühner; mir selber klang es vielmehr wie das Kläffen eines jungen Hundes. Sie bauen ihre Nester in den niedrigen Bäumen und legen zwei Eier. Da ihr Fleisch wenig beliebt ist, so werden sie selten von Jägern verfolgt, und man hört daher ihr eigenthümliches Geschrei in unmittelbarer Nähe der Häuser. Der Seriema ist Illiger's Dicolophus cristatus.

In einem kleinen Dorfe Namens Espigão, das aus einem Dutzend zerstreuten, von farbigen Leuten bewohnten Häusern besteht, traf ich einen Pferdehändler, von welchem ich zwei meiner Pferde, die bedeutend erschöpft waren, gegen zwei bessere eintauschte, indem ich ihm noch eine gewisse Summe herauszahlte; doch als er sah, daß mich fast die Noth zu diesem Tausche nöthigte, suchte er den Handel auf's Beßte zu benutzen, in welcher Beziehung die brasilianischen Pferdehändler sehr viel Aehnlichkeit mit ihren Geschäftsgenossen in civilisirteren Ländern haben. Von Espigão aus reiseten wir den ganzen Nachmittag und den ganzen folgenden Tag, ehe wir wieder an eine menschliche Wohnung kamen; es war Dämmerung, als

wir sie erblickten, und es kostete bei dem schlechten Wege und bei unserer Unkenntniß, welchen Pfad wir einzuschlagen hatten, einige Mühe, diese Fazenda, Caisára genannt, zu erreichen. Ich war überrascht, in diesem Theile der Provinz eine so dünne Bevölkerung und so wenig Spuren von Gewerbfleiß zu finden. Obgleich viele Strecken eben so zur Viehzucht sich zu eignen schienen, als der größere Theil von Goyaz, so waren hier doch kaum einige Thiere zu sehen. Es schien weder an trefflichem Weideland, noch an dem nöthigen Schutz für die Rinder zu fehlen, und obgleich die oberen Theile der Hügel zuweilen nackt waren, so zeigten sich doch die Thäler als gut bewaldet. Als ich hier nach einem Nachtquartier verlangte, erklärte mir der Eigenthümer, ein alter Mulatte, daß wir, wenn es uns beliebte, unter einigen Orangenbäumen schlafen könnten, die nicht weit vom Hause standen. Wir begaben uns dahin und wollten eben abpacken, als der Mulatte herbeikam und uns zu wissen that, daß er uns zwar erlaubt habe, hier zu schlafen, daß wir aber auf keinen Fall ein Feuer anzünden dürften. Die Nächte waren jedoch in diesem Theile des Landes zu kalt, als daß man ohne künstliche Wärme unter freiem Himmel schlafen konnte, und ich beschloß daher, die Orangenbäume dieses unhöflichen und ungastlichen Mannes zu verlassen, und ließ unser gesammtes Gepäck auf die am Hause vorüberführende Landstraße bringen, wo wir ein großes Feuer anzündeten

und übernachteten, wenn auch nicht eben sehr behaglich, da der Boden mit Carrapatos bedeckt war. Am nächsten Morgen besuchte uns der Fazendeiro und bat mich, wahrscheinlich seines Benehmens gegen uns sich schämend, ich möchte gegen Niemanden über die Art, wie er uns empfangen hätte, etwas äußern, da er einzig und allein durch seine beschränkte Räumlichkeit dazu genöthigt worden sei; doch dieß war offenbar ein bloßer Vorwand, da sein Haus keineswegs zu klein war. Der wahre Grund dieser Entschuldigung mochte wohl darin liegen, daß er von einem meiner Leute gehört hatte, welchem Berufe ich angehörte, denn er erschien mit einer seiner Töchter, um wegen eines Leidens derselben meinen ärztlichen Rath zu beanspruchen. Außerdem bat er mich noch, einen seiner Sclaven zu besuchen, der schon seit vielen Jahren durch einen Fleischbruch, ein in Brasilien nicht ungewöhnliches Uebel, arbeitsuntüchtig geworden war. Es war dieß jedoch der merkwürdigste Fall dieser Art, der mir jemals vorgekommen ist; der Bruch bildete eine ungeheuere, birnförmige Fleischmasse, die bis auf den Boden herunterhing und fast eben so schwer wog wie der übrige Körper. Der damit Behaftete stand übrigens noch in der Blüthe des Lebens und schien, die Unbequemlichkeit abgerechnet, die das Uebel verursachte, nur wenig zu leiden.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages gelangten wir zu einer anderen Fazenda Namens Cabeceira,

und die Entfernung zwischen beiden Orten betrug gegen vier und eine halbe Legoa. Die Gegend stieg auf dieser Strecke noch immer empor, und eine halbe Legoa vor dieser Fazenda gingen wir über eine hohe und steile Serra; doch war der hinüberführende Weg so trefflich angelegt, daß ihn Karren ohne Mühe passiren konnten. Der Theil des Berges, auf welchem der Weg angelegt worden war, besteht aus einem weichen, bräunlichen Thonschiefer, aber in nicht geringer Entfernung zu beiden Seiten sind die höheren Gipfel der Serra aus einem schwarzen vesten Kalkstein gebildet. Die buschigen Campos, über welche wir den Nachmittag zogen, waren mit einer schönen, zur natürlichen Ordnung der Compositen gehörigen Pflanze geschmückt, welche hier in bedeutender Menge wuchs und eine Höhe von fünf Fuß erreichte; es war Dr. Candolle's Chresta sphaerocephala. Sie hat große Blätter, die wie der Stamm und die Zweige mit einer weichen wolligen Substanz bedeckt sind, und ist an dem Gipfel sehr ästig, während jeder kleine Zweig mit einem großen runden und vesten Ball purpurrother Blüthen endigt. Da es in einem Walde nicht weit über Cabeceira hinaus einen guten Wasserplatz gab, so zogen wir es vor, uns dorthin zu begeben, statt bei dem Hause Halt zu machen, obgleich dessen Eigenthümer uns einlud. Seit wir die Provinz Goyaz verlassen hatten, war uns noch nie wieder ein solcher Wassermangel vorgekommen, wie in den trockenen

Provinzen des Nordens. Wir fanden jetzt fast in jedem Thale einen kleinen Bach mit klarem, kühlen und köstlichen Wasser, und es wurde immer reichlicher, je weiter wir vordrangen. Wir waren nur noch zwei und eine halbe Legoa von der Villa de Formigas entfernt, erreichten sie aber bei dem sehr schlechten Wege trotz unserem frühen Aufbruch erst um ein Uhr Mittags. Die Gegend war ziemlich hügelig und der Weg steinig, doch bot er in den Brücken, welche über all' die kleinen ihn durchschneidenden Bäche geschlagen waren, dem Reisenden einen Vortheil, den ich gebührend zu schätzen wußte. Sie sind aus Holz, erbaut, und so kunstlos sie auch sein mögen, so ersparen sie doch dem Reisenden eine nicht geringe Mühe und überheben ihn der Gefahr, sein Gepäck zu beschädigen, wie es uns so oft auf unserer Reise zwischen Arrayas und San Romão widerfahren war. Sobald wir in der Villa angelangt waren, zogen wir über eine treffliche Brücke von bedeutender Spannung; sie führte über einen kleinen Fluß, der einen Theil der Stadt durchschneidet, und war eine der schönsten, die ich bis jetzt im Inneren gesehen hatte. Ich war mit Empfehlungsbriefen an den Vigario des Districtes, den Padre Antonio Gonsalves Chaves versehen und begab mich daher sogleich nach seinem Hause, wo wir eine gastliche Aufnahme fanden. Es wurde augenblicklich ein treffliches Frühstück bereitet, und wir erhielten in einem an-

stoßenden leeren Hause, das ebenfalls dem Padre gehörte, eine gute Wohnung.

Die Villa Montes Claros de Formigas ist von geringem Umfang und nur von tausend Seelen bewohnt, übertrifft aber hinsichtlich ihrer Lage und der Anordnung ihrer Straßen jede andere Stadt, die ich im Inneren besucht habe. Sie liegt ungefähr zweihundert Legoas von Rio de Janeiro und Bahia und gegen funfzig Legoas von der Cidade Diamantina entfernt; bis zum Jahre 1832 hatte sie nur den Rang eines Arraials, wurde aber dann zur Villa erhoben und ist jetzt die Hauptstadt der Comarca gleiches Namens. Der Punct, auf welchem sie erbaut ist, konnte nicht glücklicher gewählt werden; sie liegt auf einem leicht erhöhten Plateau in der Mitte eines großen Thales, das auf allen Seiten von einer unregelmäßigen Kette bedeutend hoher Berge umschlossen wird. Die Häuser bilden zum größten Theil ein sehr umfängliches Viereck, das bedeutend länger als breit und dessen Südseite noch unvollendet ist. Am nördlichen Ende dieses Vierecks steht die einzige Kirche der Villa, bei welcher sich ein trefflich überdeckter Marktplatz zum Verkauf der aus der Umgegend herbeigebrachten Lebensmittel befindet; am Südende des Platzes, der Kirche gegenüber, erhebt sich ein großes noch unvollendetes Gefängniß. Der kleine Fluß, der die Stadt durchschneidet, Rio Vieira genannt, fällt in den Rio das Velhas und versieht die Ein=

wohner mit einem reichlichen Vorrath derselben Fische, wie sie der Rio de San Francisco bietet. Die Villa enthält einige Kaufläden mit europäischen Waaren, welche man früher aus Bahia bezog, gegenwärtig aber scheinen sich die Kaufleute zu diesem Zweck hauptsächlich nach Rio de Janeiro zu begeben; das bedeutendste Product der Stadt, das sie als Austauschmittel nach der Küste führen, ist Salpeter, den man nicht allein an gewissen Theilen der umliegenden Sertão im Boden, sondern auch in Höhlen des Kalkgesteines findet, aus welchem das benachbarte niedrige Gebirge vorzugsweise gebildet ist. Die Fazendeiros in der Nachbarschaft von Formigas beschäftigen sich hauptsächlich mit der Zucht von Rindern und Pferden, die sie meist nach Bahia zu Markte treiben. Sie bauen auch etwas Mandiocca und Mais, aber keinen Reis, da die trockene Beschaffenheit des Landes demselben nicht günstig ist.

Ich verweilte nur zwei Tage in Formigas, weil mir jetzt sehr viel daran lag, das Goldland zu erreichen, wo ich Briefe aus England zu finden hoffte. Unter anderen Umständen würde ich mich jedenfalls länger hier aufgehalten haben, um mich von der in San Romão mir zugezogenen Verletzung meines Beines zu erholen, das in Folge der Reise, während welcher ich Tag für Tag zu Pferde sitzen mußte, dergestalt entzündet und geschwollen war, daß es mir nicht geringen Schmerz verursachte und mich völlig außer Stande setzte, eine Fußwanderung

in die Umgegend der Villa zu unternehmen. Der Vigario erwies mir während meines Aufenthalts vielfache Aufmerksamkeit und gestattete mir bereitwillig die Benutzung seiner Bibliothek, die zwar nicht bedeutend war, aber doch eine gute Auswahl lateinischer, französischer und portugiesischer Werke enthielt. Von ihm empfing ich nachstehenden Bericht über den unglücklichen Betrüger Douville, den Verfasser der angeblichen Reisen im Inneren von Afrika*).

Im Jahre 1836 besuchte dieser Douville die Stadt Formigas und lebte daselbst einige Zeit in dem Hause des Vigario, indem er sich für einen Arzt ausgab und durch seine Praxis viel Geld verdiente; außerdem trieb er auch Pferdehandel, obgleich er vorgab, er sei vom König der Franzosen nach Brasilien gesandt, um die Naturerzeugnisse und Merkwürdigkeiten dieses Landes zu erforschen, sowie eine Karte von denjenigen Theilen zu entwerfen, die er auf seinen Reisen berühren würde. Er prahlte viel von seinen afrikanischen Reisen und zeigte überall eine goldene Medaille, die er von der geographischen Gesellschaft in Paris für die Herausgabe seines Werkes erhalten haben wollte. Der Vigario und einige andere verständige Personen in Formigas hielten ihn für einen Betrüger, indem sie vermutheten, daß er nicht der wahre Douville sei, der in

---

*) Ueber die Betrügereien dieses pseudo-afrikanischen Reisenden s. den zehnten und elften Band des Foreign Quarterly Review. D. V.

Afrika gewesen sein sollte, sondern ein Anderer, der sich auf betrügerische Weise dessen Papiere u. s. w. zu verschaffen gewußt. Er stellte denjenigen, die sich in seiner ärztlichen Behandlung befanden, gewöhnlich ungeheuere Forderungen, und eine Veranlassung dieser Art hatte seinen Tod zur Folge. Man berief ihn zu einem kranken Fazendeiro, der irgendwo an den Ufern des Rio de San Francisco wohnte und den er für zweihundert Milreis, ungefähr fünf und zwanzig Pfund Sterling, in die Kur zu nehmen versprach; der Kranke starb jedoch, und Douville verlangte nun trotzdem die verabredete Summe, die ihm die Erben des Verstorbenen, seiner Zudringlichkeiten müde, auch endlich auszahlten. Aber es war nicht ihre Absicht, ihn lange in dem Besitz derselben zu lassen, denn als Douville sich einschiffte, um den Fluß hinabzufahren, schickten sie ihm einen Mann nach, der ihn bei Nacht, als er schlafend in seinem Kanoe lag, ermordete und ihm nicht nur die zweihundert Milreis wieder abnahm, sondern ihn auch seiner ganzen übrigen Habe beraubte.

Wir verließen Formigas am Morgen des dreizehnten Juli und erreichten, nachdem wir eine halbe Legoa zurückgelegt hatten, die Bergkette, von welcher das Thal begränzt ist, und die aus einem dunkeln, vesten Urkalkstein besteht. Der Abhang ist nicht sehr steil und ziemlich dicht mit kleinen Bäumen bewaldet; nachdem wir ihn aber erstiegen hatten, gelangten wir auf ein wellenförmiges,

offenes und nacktes Gelände, wo sich nur hier und da in Vertiefungen einige Gruppen von Bäumen zeigten. Man nennt diese vereinzelten Wäldchen Capões, ein Name, den man sehr poetisch von dem indianischen Worte Caapoám — Insel — hergeleitet hat. Diese Insel-Wäldchen bilden einen eigenthümlichen Charakterzug in den offenen und wellenförmigen Hochlandcampos der Provinz Minas Geraës. Ihre Bäume bestehen hauptsächlich aus verschiedenen Gattungen der Myrcia, Eugenia, Vochysia, Anona, des Laurus, Styrax ꝛc., mit Kettersträuchern, wie Bauhinien, Paullinien ꝛc. untermischt. Der Boden, in welchem diese Bäume wachsen, ist häufig so sumpfig, daß es schwer ist, in ihre Mitte zu gelangen; auch kann man dieß ohne Gefahr nicht wagen, denn diese Orte sind die Schlupfwinkel der großen Boa Constrictor. Nach einer Reise von drei Legoas durch eine Gegend der beschriebenen Art kamen wir an einen kleinen, durch eine Schlucht fließenden Bach, wo wir für den übrigen Theil des Tages Halt zu machen beschlossen, da man uns gesagt hatte, daß der nächste Wasserplatz drei Legoas weiter läge. Wir nahmen unseren Lagerplatz unter dem Schatten einiger kleinen Bäume, aber kaum hatten wir unsere Pferde abgepackt, als wir uns von Carrapatos bedeckt sahen und bei näherer Untersuchung wahrnahmen, daß Gras und Boden von ihnen wimmelten. Wir verloren keine Zeit, diesen Ort zu verlassen, und stiegen wieder zu dem offenen Campo hinauf, wo wir den

Schutz der weit sich ausbreitenden Zweige eines großen Jatobábaumes erlangten. Auf den grasigen Strecken fand ich einen hübschen kleinen, zu den Melastomaceen gehörigen Strauch mit rosenfarbigen Blumen, und am Abhange eines Berges, wo der Weg zu einem jener Inselwälder hinunterführte, sammelte ich nicht weniger als fünf Arten des Eryngium. Während der Nacht blies ein kalter Wind über das Tafelland, wo wir schliefen, und wir schützten uns dagegen so gut als möglich durch ein großes Feuer, das wir aber, da es an trockenem Holze fehlte, nur mit Mühe unterhalten konnten. Gegen Morgen erweckte uns das Gebell unseres großen Bullenbeißers, sowie das Geschrei eines Menschen, den er angegriffen hatte. Unser Lagerplatz befand sich dicht an der Landstraße, und unser Hund war über einen armen Schwarzen hergefallen, der, aus den Diamanten-Districten kommend, nach Formigas wanderte und, um der Tageshitze zu entgehen, schon zu so früher Stunde sich auf den Weg gemacht hatte.

Am Morgen verfolgten wir unseren Weg nach der nächsten Wasserstätte, einer Quelle in waldigem Grunde. Die Gegend, durch welche wir zogen, war sehr verschieden von jener, die wir am vorigen Tage durchschnitten hatten. Die erste Hälfte der drei Legoas führte durch ein erhöhtes, aber ziemlich dicht bewaldetes Gelände, worauf wir eine niedrige Serra erstiegen, die mit verbuttetem Gesträuch bedeckt war. Diese erhöhten buschigen Strecken nennen

die Bewohner von Minas Geraës Carrascos *). Viele von den Sträuchern, die ich hier sah, waren völlig neue Erscheinungen für mich. Die merkwürdigste darunter war eine schöne neue Art der selteneren Gattung Lychnophora, die, zur natürlichen Ordnung der Compositen gehörig, den Gebirgen von Minas Geraës eigen ist und nebst den Vellozien dem sonst eigenthümlichen Pflanzenwuchs dieser Höhen einen entschiedenen Charakterzug verleiht. Dieser Strauch ist ungefähr sechs Fuß hoch und mit zahlreichen Zweigen versehen, die fast horizontal aus dem oberen Theile des Stammes hervorwachsen, während jeder

*) Ich will hier in Kürze die verschiedenen Arten von Wäldern und Holzungen aufführen, welche die Brasilianer durch besondere Namen unterscheiden. Diese sind erstlich: die Matos Virgens oder Urwälder, wie man sie auf dem Orgelgebirge und längs der ganzen Küsten-Cordilleren findet. Zu diesen gehören auch die Capoes der Campo-Gegenden. Nach den Urwäldern kommen die Catingas, deren Bäume gewöhnlich klein und nicht ausdauernd sind und das Verbindungsglied zwischen den Urwäldern und den Carrascos bilden, die auf höher gelegenen Puncten wachsen als die Catingas und aus dichtem, drei bis vier Fuß hohen Gesträuch bestehen. All' diese sind natürliche Wälder und sehr verschieden von den zunächst zu erwähnenden, den sogenannten Capoeiras; dieselben bestehen aus kleinen Bäumen und Sträuchern, die auf Ländereien hervorwachsen, welche durch Vernichtung der Urwälder, was gewöhnlich durch Feuer geschieht, cultivirt oder zum Anbau vorbereitet worden sind. Die Bäume, die hiernach entstehen, sind sehr verschieden von jenen, welche die ursprüngliche Vegetation dieser Orte bildeten. D. V.

ein Büschel schmaler, ungefähr einen halben Fuß langer Blätter trägt. Die ganze Pflanze ist, die oberen Seiten der Blätter ausgenommen, mit einer dichten Haut von langer brauner Wolle bedeckt, die von den Einwohnern gesammelt und zur Füllung der Betten und Kissen benutzt wird. Ich fand später noch einige andere Arten, die so schmale Blätter hatten, daß sie auf den ersten Blick der schottischen Föhre glichen, an welche sie auch außerdem durch ihren Wuchs erinnerten. Des Nachmittags wurden abermals drei Legoas durch ein hügeliges, unfruchtbares, grasiges Gelände zurückgelegt, und hierauf wählten wir unser Nachtlager in einer Schlucht am Ufer eines Baches und eine kurze Strecke jenseit einer Fazenda, Namens Viados.

Nachdem wir am folgenden Morgen ungefähr eine Legoa durch eine etwas flache Gegend geritten waren, erreichten wir das Arraial de Bom Fim, ein unregelmäßig gebautes Dorf, aus einer Kirche und vierzig bis funfzig Häusern bestehend, wovon jedoch viele ein sehr verfallenes Aussehn hatten. Wir verweilten hier nicht länger, als nöthig war, um unsere Pferde mit einer Mahlzeit Korn zu erquicken, deren sie sehr dringend bedurften, da das Weideland, über welches jetzt unser Weg führte, nur wenig nährendes Futter bot. Der bedeutendste Laden im Dorfe Bom Fim gehörte noch immer, wie vor zwanzig Jahren, als August de St. Hilaire diesen Ort besuchte,

dem Obersten Pedro José Virciani, dem Eigenthümer einer großen, ungefähr zwei Legoas entfernten Fazenda, auf welcher er wohnte, während er seinen Kaufladen einem zuverlässigen Manne übergeben hatte. Ich war von dem Vigario von Formigas mit einer Reiseroute von diesem Orte aus bis nach der Cidade Diamantina vrrsehen worden; da ich aber hier von einem anderen Wege hörte, der nicht nur kürzer, sondern auch besser sein sollte, so gab ich diesem den Vorzug. Er führte uns über die Fazenda San Eloi, die dem erwähnten Obersten Virciani gehört. Ich sendete bei unserer Ankunft einen meiner Leute ab, um fragen zu lassen, ob wir bis zum nächsten Tage hier verweilen dürften. Das Gesuch wurde gewährt, als aber der Oberst erfuhr, daß ich ein Fremder sei, so ließ er augenblicklich für mich und meine Leute in einem Hause neben seiner eigenen Wohnung zwei gute Gemächer einrichten. Er war ein ältlicher Mann von frischem Aussehen und einnehmendem Wesen, und ich verlebte in seinem Hause einige sehr angenehme Abendstunden. Ich erfuhr von ihm, daß August de St. Hilaire auf seiner Reise nach dem Rio de San Francisco einen Tag und eine Nacht bei ihm gewohnt hätte, und obgleich der Oberst nichts von der Sache verlauten ließ, so hörte ich doch später, daß der würdige Mann durch einige Bemerkungen, in welchen der gelehrte Reisende und Botaniker seines Besuchs in San Eloi gedenkt, sehr

verletzt worden sei. Ich will die anstößige Stelle hier einschalten: „Pendant tout les temps que je passai chez le capitaine (denn er war damals nur Capitain) Virciani, la maîtresse de la maison ne se montra point; cependant, tandis que nous mangions, je voyais un minois féminin s'avancer doucement à travers la porte entr'ouverte; mais aussitôt que je jetais les yeux de ce côté, la dame disparaissait. C'est par une curiosité semblable que les femmes cherchent à se dedommager du peu de liberté dont on les laisse jouir *).“

Dieselbe Frau war noch am Leben, und ich sah sie, so oft ich in das Haus kam; aber drei und zwanzig Jahre hatten in dem hübschen Gesichte, das St. Hilaire nur flüchtig sah, große Veränderungen hervorgebracht. Sie hatte jedoch mehre erwachsene Töchter, die nicht minder schüchtern waren als die Mutter in ihren jüngeren Tagen. Sobald der Oberst erfuhr, daß ich in der Heilkunde bewandert war, wollte er von nichts Anderem mehr reden, denn er war ein „Curioso", wie er sagte, das heißt einer, der in eine Wissenschaft pfuscht, ohne sie gehörig erlernt zu haben. Da mehre seiner Sclaven unwohl waren, so machte ich in seiner Begleitung einem nach dem anderen

---

*) Voyage dans les Provinces de Rio de Janeiro et de Minas Geraës. T. 2. p. 350.

meinen Besuch, denn er wollte hören, ob er sie richtig behandelte. Sein gewöhnlicher Leitfaden in diesen Fällen war eine portugiesische Uebersetzung von Dr. Buchan's Hausarzt, und ich habe in ganz Brasilien Leute gefunden, die sich ohne alle bessere Hilfsmittel durch eine derartige ärztliche Praxis ihr Brod verdienten; sie ziehen von Stadt zu Stadt, von Fazenda zu Fazenda, und viele derselben wußten, wie ihre Brüder in Europa, durch ihre vorgebliche Geschicklichkeit in dieser Wissenschaft recht ansehnliche Summen zu erwerben.

Die Fazenda war eine der beßten, die ich bis jetzt im Inneren des Landes gesehen hatte. Das Haus des Obersten, das aus zwei Stockwerken bestand, die Häuser seiner Sclaven, sein Vorrathshaus und die übrigen Wirthschaftsgebäude bildeten zusammen ein Viereck. An dem Hause befand sich ein Garten, in welchem mit großer Sorgfalt und reichlichem Erfolg die meisten der gewöhnlichen europäischen Gemüse erbaut wurden. Auch fand ich hier zum ersten Male, seit ich die Küste verlassen hatte, ein durch Wasser getriebenes Mühlrad. Es wurde oberschlächtig bewegt und hatte ungefähr funfzehn Fuß im Durchmesser, während das Wasser aus einem kleinen, in einiger Entfernung vorüberfließenden Bache mittels eines hölzernen Kanals herbeigeführt wurde. Die Treibkraft diente zum Mahlen von Mandiocca, Mais und Zuckerrohr, sowie zum Pressen der Ricinuskörner. Der Oberst bereitet jedes Jahr

eine bedeutende Masse von Ricinusöl, und es war dieses besser, als ich es irgendwo in Brasilien gefunden habe; es wird hauptsächlich zum Brennen, ein kleiner Theil davon aber auch als Arzenei benutzt. Die ganze Besitzung eignet sich sowohl zur Viehzucht als zum Anbau von Zuckerrohr, und aus diesen Quellen gewinnt der Oberst hauptsächlich sein bedeutendes Einkommen. Von Mandiocca, Mais u. s. w. baut er nicht mehr, als zum Bedarf für seinen Haushalt und seine Sclaven erforderlich ist. Außer einem hinlänglichen Maisvorrath für meine Pferde, den er nicht bezahlt nehmen wollte, versah mich der Oberst mit etwas Thee, da mein eigener Vorrath fast erschöpft war, und ich weder in San Romão noch in Formigas dergleichen hatte kaufen können. Oberst Virciani bezog für seinen eigenen Bedarf von Zeit zu Zeit eine ganze Kiste von Rio de Janeiro.

Wir verließen San Eloi erst nach dem Frühstück, so daß wir nur eine Strecke von drittehalb Legoas zurücklegen konnten. Der Weg führte durch eine erhöhte ebene Gegend, wo große Strecken mit niedrigem Gesträuch bedeckt waren, das sogenannte Carrascos bildete. Hierauf hielten wir kurze Zeit unter einem großen Seidenwollenbaum bei einem offenen sumpfigen Campo, auf welchem in großer Menge ein schönes stammloses Eriocaulon wuchs. Am Nachmittag ritten wir anderthalb Legoas über ein hochgelegenes, grasiges und hügeliges Gelände und erreich-

ten, als es zu dämmern begann, die Fazenda do Sitio, die dem Guarda=Mör, Gonsalvo Christovão Pereira d'Alcami gehört, von welchem mir, obgleich ich ihm keine Empfehlungsbriefe überbrachte, eine sehr gastfreundliche Aufnahme zu Theil ward. Es wurden augenblicklich einige Gemächer für uns eingerichtet, und ich aß mit Herrn Walker während der anderthalb Tage, die wir hier zubrachten, an der Tafel unseres Wirthes. Sein schönes zweistockiges Haus liegt in einer Vertiefung, wo sich eine reizende Aussicht auf das ferne Hügelland darbietet. Ich verweilte hier einen Tag länger, als ich beabsichtigt hatte, da meine Pflanzensammlungen so bedeutend angewachsen waren, daß es nöthig wurde, sie zu ordnen. Dieses Geschäft nahm einen ganzen Tag in Anspruch, und glücklicher Weise unterstützte mich ein prächtiger Sonnenschein, so daß ich all mein feuchtes Papier trocknen und alle Pflanzenexemplare in trockene Bogen legen konnte. Ein schöner Bach, der von den Bergen herabfällt, fließt nahe am Hause vorüber, und eine am Nachmittag unternommene Wanderung längs seiner Ufer bereicherte meine Sammlungen mit vielen botanischen Neuigkeiten. Der Wirth erzählte mir, daß man in dem Kies des Baches einige Diamanten gefunden habe, ein Beweis, daß wir uns jetzt an der Gränze des Districtes befanden, welcher von diesem kostbaren Steine seinen Namen hat. Ich hatte jetzt all meine Sammlungen in Ordnung gebracht, und daher beschlossen, am nächsten

Morgen zu früher Stunde wieder aufzubrechen, aber ich fand mich in meinem Vorhaben getäuscht, da sich eines meiner Pferde in die Wälder verlaufen hatte. Unsere Abreise verzögerte sich daher bis zum Nachmittag. Mir blieb hier wieder die Wahl zwischen zwei Wegen, von welchen sich der eine um den Fuß einer sehr hohen Serra wand und zwar länger, aber bedeutend besser war als der andere, der über den Gipfel der Serra führte. Ich wählte den letzteren, weil ich dort eine ganz verschiedene Vegetation zu finden hoffte; in Betreff der Pferde, die sich nicht im beßten Zustande befanden, wäre allerdings der erstere vorzuziehen gewesen. Der Guarda-Môr wollte mich veranlassen, noch eine Nacht auf seiner Fazenda zu bleiben, damit wir nicht nöthig hätten, fern von einer Menschenwohnung auf dem Gipfel der Serra zu übernachten, da wir aber bereits daran gewöhnt waren, so konnte uns eine solche Aussicht nicht abschrecken, obgleich wir späterhin Ursache hatten, unseren Beschluß zu bereuen. Kurz nach dem Aufbruch von der Fazenda erstiegen wir eine bedeutend hohe Serra, die nur dürftig mit einigen niedrigen, größtentheils aus drei Arten der Lychnophora bestehenden Sträuchern bewachsen war. Wir ritten längs dem welligen Gipfel hin und erreichten eine zweite steinige Höhe, die für die Pferde nur mühsam zu erklimmen war und uns auf einen felsigen, ziemlich flachen und bedeutend langen Gipfel führte. Ich sah mich hier in eine echte Alpengegend ver-

setzt; die rauhen sandartigen Schieferfelsen, und selbst der Boden und die kleinen Sträucher erhielten durch die Flechten, womit sie bedeckt waren, ein graues Ansehn, und die Kälte, die wir zu ertragen hatten, stand mit diesem Anblick in völligem Einklange. Mit Ausnahme der hohen Ketten des Orgelgebirges war diese Gegend für meine botanischen Forschungen das reichste Feld, das ich auf meiner langen Wanderschaft gefunden hatte; ja es gab der Pflanzen, von welchen die eine immer schöner und seltener war als die andere, auf beiden Seiten so viele, daß ich mich in meinen Sammlungen beschränken mußte, um von jeder Art wenigstens einige Exemplare zu bekommen. Das Strauchwerk bestand hier aus verschiedenen Arten der Lychnophora, einer schönen Melastomacea, einer Virgularia mit rosenfarbigen Blüthen, verschiedenen Hiptisarten, einer Panax u. s. w., und unter diesen wuchsen viele seltene Eriocaulen und andere kleine krautartige Pflanzen. Der Boden war ziemlich sumpfig, und von dem Berge flossen in allen Richtungen kleine klare Bäche hinab. Von hier aus erstiegen wir eine dritte Höhe, die noch steiler und steiniger als die vorige war, und gelangten auf eine etwas flache, grasige und ziemlich buschige Landstrecke. Auf dieser Höhe bot sich abermals eine neue Vegetation dar; zwei der schönsten Pflanzen waren eine Art der Physocalyx, ein hübscher Strauch von drei Fuß Höhe mit zahlreichen orangerothen Blumen, die von einem großen, aufgeblasenen, fast gleich-

farbigen Kelche umgeben sind, und ein schöner scharlachblumiger Lisianthus. Wir ritten eine halbe Legoa längs dem flachen Gipfel dieses Bergrückens, und jeder Schritt bot eine neue Pflanze. Es war völlig dunkel, ehe wir einen passenden Lagerplatz erreichten, eine trockene, sandige, mit Gras bewachsene Stelle am Wege, und meine Leute suchten unter den wenigen kleinen Bäumen, die in unmittelbarer Nähe standen, so viel trockenes Holz zusammen, als nöthig war, ein kleines Feuer zur Bereitung unseres Abendessens anzuzünden.

Der Himmel war bei unserer Ankunft völlig unbewölkt, bald nachher aber sammelte sich im Westen ein Gewitter, und kaum hatten wir uns neben das Feuer auf unsere Fälle gestreckt, als der Regen losbrach und uns, da wir ohne allen Schutz waren, in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßte, während meine Leute das Feuer durch eine darüber gehaltene Haut zu schützen suchten, bis sich der Sturm gelegt hatte. Es zuckten helleuchtende Blitze aus den Wolken, und ihnen folgten furchtbare Donnerschläge. Als das Gewitter vorüber war, machten wir es uns so bequem, als die Umstände es erlaubten, und legten uns wieder nieder, in der Hoffnung, nicht auf's Neue gestört zu werden. Aber wir fanden uns kläglich betrogen, denn kaum waren wir eingeschlafen, als der Sturm mit seinem ganzen Ungestüm zurückkehrte und uns in einen noch weit schlimmeren Zustand versetzte als vorher. Nur

Diejenigen, welche schon eine Nacht unter solchen Verhältnissen zugebracht haben, können sich einen Begriff von unserer peinlichen Lage machen; hätten wir ein solches Ereigniß vorhersehen können, so wären wir wohl im Stande gewesen, uns darauf vorzubereiten; aber wer konnte mitten in der trockenen Jahreszeit einen solchen Regen erwarten. Wir legten uns zum dritten Male nieder, aber nicht um zu schlafen, denn dieß war, nachdem der heftige Regen unser Feuer völlig ausgelöscht hatte, in unserem durchkälteten und durchnäßten Zustande schlechterdings unmöglich.

Als es Tag wurde, bemerkte ich, daß der Ort, wo wir lagerten, ein überaus liebliches Plätzchen war, da es hier unzählige schöne Sträucher und viele seltene Pflanzen gab. Wir blieben hier bis Mittag und warteten auf Sonnenschein, um die von dem nächtlichen Regen durchnäßten Gegenstände zu trocknen; da aber der Himmel während des ganzen Vormittages umwölkt blieb, so beschlossen wir, wieder aufzubrechen. Nach dem Frühstück kehrte ich mit einem meiner Leute zu dem Gipfel der letzten Höhe zurück, die wir am Abend vorher erstiegen hatten, und machte außerdem noch einige kürzere Ausflüge in die Nachbarschaft unseres Lagerplatzes, wodurch ich meine Sammlungen mit manchem interessanten Fund bereicherte. Kurz nach Mittag brachen wir auf und erreichten nach einer ermüdenden Reise von drei langen Legoas eine erst neuerdings

angelegte Goldwäscherei, Namens Lavrinha. Unser Weg wand sich fortwährend längs dem flachen Gipfel der Serra hin und führte zuweilen über große offene grasige Strecken, reich an Eriocaulen, Melastomaceen, Compositen, einem blau-blumigen Lupinus und einer kleinen Virgularia mit blaßrothen Blumen, einer purpurfarbigen Vellozia und dem schönen scharlachblumigen Lisianthus u. s. w.; zuweilen durch rauhe Gegenden, die nur spärlich mit kleinen Sträuchern bewachsen waren, unter welchen es aber zahlreiche Melastomaceen gab, deren viele mit kleinen dachziegelförmigen Blättern und großen rosenfarbigen Blüthen unvergleichlich liebliche Sträucher bildeten. Für unsere Thiere war diese Reise allerdings im höchsten Grade ermüdend, für mich aber war sie überaus anregend und ergetzlich; die ganze Gegend, durch welche seit zwei Tagen unser Weg führte, erschien mir wie ein einziger ungeheuerer Blumengarten, wo ich wie ein Kind bei einem Festmahle nicht wußte, nach welchen Dingen ich zuerst greifen sollte, wo jedes mir neu, jedes schöner und seltener war als das andere. Es herrscht eine feierliche Ruhe auf diesem Hochlande; wir bemerkten auf unserem Ritte nicht ein einziges Thier irgend einer Art, und außer dem Geräusch, das wir selber hervorbrachten, ließ sich nirgends ein Laut vernehmen. Wir erreichten Lavrinha gegen fünf Uhr Nachmittags, und obgleich wir während des besseren Theiles unserer Reise prächtigen Sonnenschein hatten, so war es doch bei unserer Ankunft

zu spät, als daß wir es hätten versuchen können, etwas von unseren durchnäßten Gegenständen zu trocknen. Lavrinha ist, wie ich bereits erwähnt habe, eine kleine Goldwäscherei. Die einzigen dazu gehörigen Gebäude bestanden aus einem kleinen mit Palmblättern bedeckten Breterhause, in welchem der Aufseher schlief, und einigen Hütten von demselben Materiale zum Schutz für die Sclaven. Wir erhielten als Wohnung einen Winkel in dem ersteren. Man hatte in einem kleinen Bache, der dicht vorüberfließt, aber nur in der Regenzeit mit Wasser versehen ist, einige Spuren von Gold gefunden, und hierauf waren sechs Monate vor meiner Ankunft einige reiche Fazendeiros, unter welchen sich der Oberst Virciani und der Guarda-Môr befanden, zur Anlegung einer Goldgrube zusammengetreten. Es wurden demnach zu diesem Unternehmen gegen vierzig Sclaven abgesendet, die unter der Leitung des Mannes standen, der das Gold zuerst entdeckt hatte, und dem für seine Mühe ein gewisser Antheil zuerkannt war. Die Ader, aus welcher das in diesem kleinen Bache gefundene Gold war abgewaschen worden, zog sich, wie man entdeckte, abwärts durch ein weiches, weißes und sandartiges Schiefergestein, und man hatte jetzt ungefähr vierzig Fuß tief gegraben. Ich fand die Leute mit der Auswaschung des ausgeworfenen Materials beschäftigt, welches einen sehr ungewissen Ertrag gab, indem man an einigen Tagen zwei und drei Unzen Goldes, häufiger aber

kaum eine gewann. Kurze Zeit vor unserer Ankunft hatte man an einem einzigen Tage vier Unzen erlangt, doch hatte sich die Ausbeute wieder bis auf weniger als eine Unze vermindert. Es schien mir, als könnte das Unternehmen bei der Ungeschicklichkeit, womit man es betrieb, nie einen sonderlichen Gewinn bringen, da der Mann, welcher es leitete, nicht nur vom Bergbaue nichts verstand, sondern nicht einmal mit den einfachsten Mechanismen bekannt war. Bei dem Ausgraben floß aus zwei Quellen beständig eine bedeutende Wassermasse in die Mine, und diese wurde Tag und Nacht durch Menschenhände mit Eimern wieder herausgeschöpft, während eine Pumpe von nicht sehr großem Umfange dieß weit schneller und wirksamer verrichtet und wenigstens die Arbeit von zehn bis zwölf Menschen erspart hätte. Als ich mich gegen den Aufseher hierüber aussprach, erwiderte er mir, daß es in der ganzen Gegend nicht einen einzigen Menschen gäbe, der von dem Baue einer Pumpe auch nur den geringsten Begriff hätte. Selbst eine gewöhnliche Winde mit Eimern wäre zweckmäßiger gewesen als das Mittel, dessen man hier sich bediente, aber auch diese so einfache Maschine wußte man nicht herzustellen.

Am nächsten Tage hatten wir hellen Sonnenschein, und wir waren daher den ganzen Vormittag mit dem Trocknen unserer nassen Kleider und dem Ordnen meiner bedeutenden Pflanzensammlungen vom vorigen Tage be-

schäftigt. In den Nachmittagsstunden unternahm ich einige kurze Wanderungen in die Nachbarschaft. Lavrinha liegt auf dem südlichen Ende der Serra in einem Grunde, von felsigen Bergen umgeben, die etwas niedriger sind als jene, welche den nördlicheren Theil der Serra bilden. Auch hier machte ich zahlreiche Sammlungen, und darunter befanden sich zwei hübsche Orchideen, die beide zu der schönen Gattung Lälia gehörten, und von welchen die eine veilchenfarbige, die andere hellgelbe Blumen trug. In trockenen, dürren Felsenspalten wuchsen verschiedene seltene kleine Vellozien und Eriocaulen, und unter den letzteren eine ästige Art von sechs Fuß Höhe. Da ich dieser seltenen Pflanzenfamilie schon so häufig gedacht habe, so will ich hier einige Bemerkungen über dieselbe einfügen. Als Linnäus im Jahre 1764 die letzte Ausgabe seiner „Species Plantarum" erscheinen ließ, beschrieb er nur fünf Arten dieser Pflanze aus allen Theilen der Welt, während mein Herbarium aus Brasilien allein gegen hundert enthält. In Großbritannien wird nur eine einzige Art gefunden, eine kleine grasartige Pflanze mit einem einzigen sechs Zoll langen Blüthenstengel, der einen kleinen runden Ball weißer winziger Blumen trägt. Man findet sie nur in Seen auf der Insel Skye und im westlichen Irland. Von den brasilianischen Pflanzen haben nur sehr wenige einige Aehnlichkeit mit dieser nördlichen Art, denn viele derselben sind große strauchartige, oft vier bis sechs Fuß

hohe Gewächse mit blätterigen und ästigen Stengeln, an welchen jeder kleine Zweig mit einem großen weißen Ball endigt, der aus einer ungeheueren Anzahl kleinerer, auf Blumenstielen von ungleicher Länge sitzender Köpfe gebildet wird. Eben so merkwürdig ist es, daß die Mehrzahl der brasilianischen Arten nicht wie die britische im Wasser, sondern an den trockensten und dürrsten Stellen der Bergabhänge wächst; viele andere findet man auch auf verdorrten, flachen und sandigen Stellen, die in der nassen Jahreszeit überschwemmt werden. Diejenigen, welche in Brasilien im Wasser vorkommen, gleichen mehr oder weniger der britischen Art*).

Bald nachdem wir Lavrinha verlassen hatten, stiegen wir die Serra hinab, die auf dieser Seite nicht sehr hoch ist. Der Weg war abscheulich, denn er wand und drehte sich zwischen großen Felsblöcken hin, während die lockeren Steine, die ihn bedeckten und unter den Füßen der Pferde hinabrollten, diesen Abhang nicht wenig gefährlich machten. Endlich lag er hinter uns, und wir hatten nun einen ziemlich guten Weg erreicht und befanden uns in einem großen, von Bergen umgebenen Thale mit mehren kleinen Sümpfen, wo einige Buriti-Palmen wuchsen, die aber, nach ihrer kleinen Gestalt zu urtheilen und mit denjenigen

*) Ich habe seit meiner Rückkehr nach England mehre dieser seltsamen Pflanzen im sechsten Bande von Hooker's „**Icones Plantarum**" beschrieben.

verglichen, welche wir in ähnlichen Lagen in den Provinzen Piauhy und Goyaz gesehen hatten, unter dem großen Kältegrade, welchem sie hier ausgesetzt waren, nicht zu gedeihen schienen. Nachdem wir ungefähr zwei und eine halbe Legoa gereiset waren, hielten wir zu Mittag an einer schattigen Stelle neben einem Bächlein, einem gerundeten Hügel gegenüber, welcher mit Lychnophora pinaster, die viel Aehnlichkeit mit der schottischen Föhre hatte, und einer großen Art der Baumlilie bedeckt war. Indem wir in demselben Thale, das sich jetzt allmälig verengte und von zwei langen Reihen kahler, grasiger Berge begränzt war, des Nachmittags weiter zogen, gelangten wir bei Sonnenuntergang an das Ufer eines kleinen Flusses, des Rio Inhacica, und nahmen unser Nachtlager unter der offenen Veranda einer kleinen Venda, des einzigen Hauses an diesem Orte. Wir hofften mit Zuversicht, hier einige frische Lebensmittel kaufen zu können, aber es war nichts zu haben, als Rum. Bald nach unserer Ankunft kehrte jedoch ein zum Hause gehöriger Mann mit einem großen, im Flusse gefangenen Fische heim, der von uns für einen geringen Preis gekauft und zu einem trefflichen Abendessen zugerichtet wurde. Während ich meine Pflanzen ordnete und die Exemplare in Papier legte, hörte ich zu meiner Ueberraschung von dem Eigenthümer der Venda, einem Mulatten in mittlen Jahren, der als Zuschauer dabei stand, daß auch er mit die-

sem Geschäft vertraut war, denn er hatte die Doctoren Spix und Martius auf ihren Reisen in den Provinzen Minas Geraës, Goyaz und Bahia als Diener begleitet. Er sprach mit Begeisterung von dem Wohlwollen, das diese Reisenden ihm erwiesen hätten, sowie von dem angenehmen Leben, das er in ihrem Dienste geführt und dessen einziger Uebelstand in der mühsamen Arbeit gelegen habe, das zur Aufbewahrung der Pflanzenexemplare bestimmte Papier zu trocknen. Ich konnte dieß glauben, denn ich wußte aus Erfahrung, daß die Leute an dieser Arbeit kein sonderliches Vergnügen fanden, da sie bei trübem, regnerischen Wetter oft jeden Tag mehre Rieß Papier Bogen für Bogen über dem Feuer trocknen mußten.

Der Mulatte war der Fährmann und schaffte unser Gepäck in einem Kanoe glücklich nach dem jenseitigen Ufer. Auch dieß Mal war uns eines unserer Pferde entlaufen, das man erst gegen Mittag wieder fand; wir konnten daher an diesem Tage nicht mehr als drei Legoas zurücklegen. Die Gegend blieb noch immer eben mit Ausnahme einiger trockener, sandiger Hügel, an welchen wir vorüberzogen; an vielen Stellen, besonders in Vertiefungen, war sie noch mit immergrünen Bäumen bewaldet. Es war heiß und schwül, und da ich an heftigem Kopfschmerz litt, so pries ich mich glücklich, als wir zu früher Nachmittagsstunde unser Ziel erreichten, ein kleines, aus einem halben Dutzend Häuser bestehendes Dorf

Namens As Vargens. Man überließ uns hier einen offnen Schuppen, der zu einem der Häuser gehörte und in welchem mehre Personen mit Bereitung von Farinha beschäftigt waren. Das zum Mahlen der Wurzeln dienende Rad wurde durch ein kleines Wasserrad getrieben, das trotz seiner plumpen Bauart dennoch vollständig seinem Zwecke entsprach und viel Handarbeit ersparte. Die kleinen Gewässer, die in den hügeligen Districten der Provinz Minas Geraës so häufig sind, bieten den Einwohnern bedeutende Vortheile über ihre Landsleute in den trockenen nördlichen Provinzen. Dieß war erst das zweite Mal, daß ich Wasserkraft zu solchem Zwecke benutzt sah, weiter nach Süden jedoch fand ich dieß als allgemeinen Brauch. Die Leute, die zu dem Hause gehörten, wo wir rasteten, waren fast weiß und schienen sehr arm zu seinr aber sie benahmen sich artig und freundlich.

Von As Vargens zogen wir anderthalb Legoas durch ein flaches Thal, dessen rechte Seite von einer hohen, nackten und felsigen Serra begränzt war, und gelangten hierauf an einen kleinen Fluß, den Rio Inhahy, der hier eine so bequeme Furt hatte, daß unsere Pferde mit ihrem ganzen Gepäck glücklich hindurchgingen. Eine kleine Strecke jenseit des Flusses bemerkten wir auf einer Erhöhung ein großes Haus dicht neben einer Ruine, die wir für den Ueberrest einer Kirche hielten; wir erfuhren jedoch später, daß es ein Registo war, ein Ort, wo alle Reisende,

die aus dem eigentlichen Diamanten-District kamen, von welchem dieser Punct eine Gränze bildet, gehörig untersucht wurden, um jede gesetzwidrige Entführung von Diamanten zu verhindern, eine Vorsichtsmaßregel, die hauptsächlich vor Brasiliens Unabhängigkeit in Kraft war, als die Fundgruben dieser köstlichen Steine nur von der Regierung betrieben wurden. Das Haus war unbewohnt und seinem Verfalle nahe; wir nahmen von einem seiner größten Gemächer Besitz, das mit einem guten Dache versehen war und uns daher einen besseren Schutz gegen die Sonne gewährte, als wir unter einem Baume hätten finden können. Es war spät am Nachmittag, als wir wieder aufbrachen, da wir uns während des Morgens mit der Ausbesserung unseres Pferdegeschirrs beschäftigt hatten; wir legten daher nicht mehr als eine halbe Legoa zurück. Unser Weg führte größtentheils über einen nackten grasigen Hügel, wo ich einige blühende Sträucher fand, und wir übernachteten unter einigen Bäumen in einer Vertiefung an dem Ufer eines kleinen klaren Baches. Eine andere Reise von etwas mehr als einer halben Legoa brachte uns am nächsten Morgen zu einem an den Ufern des Rio Jiquitinhonha gelegenen Orte Namens Bassoras und Areas. Obgleich dieser Fluß hier nicht sehr groß ist, so fanden wir ihn doch zu tief, als daß wir es hätten wagen können, unser Gepäck von den Pferden hinüberschaffen zu lassen, und da ein Kanoe nicht zu finden war, so hatten wir

keine andere Wahl, als es auf den Köpfen hinüberzutragen, eine Arbeit, die so viel Zeit in Anspruch nahm, daß es zu spät wurde, vor dem Frühstück noch weiter zu ziehen.

Es war mir späterhin nicht unlieb, daß wir hier verweilen mußten, denn ich fand dadurch Gelegenheit, den Betrieb einer der größten Diamantengruben des Districtes zu beobachten. Das bedeutendste Haus des Ortes gehörte dem Capitain José d'Almeida e Silva, der auch der Eigenthümer des Bergwerks war. Da es nirgend einen großen Baum gab, unter welchem wir hätten Schutz suchen können, so wies man mich nach dem Hause des Capitains, der uns wahrscheinlich für die kurze Zeit, die wir uns hier aufzuhalten gedächten, die nöthige Bequemlichkeit bieten würde. Ich sah ihn an seiner Thür stehen und fragte bei ihm an, worauf er mir sehr höflich zur Antwort gab, daß er uns kein anderes Obdach bieten könnte, als einen offenen Schuppen, auf welchen er hindeutete und unter welchem einige schwarze Zimmerleute beschäftigt waren. Eine halbe Stunde später, nachdem wir uns in dieser nicht eben behaglichen Wohnung eingerichtet hatten und während ich damit umging, meine auf der Morgenreise gemachten Sammlungen zu ordnen, erschien der Capitain, der mittlerweile erfahren hatte, welchem Berufe ich angehörte, und bot mir ein leeres Zimmer in seinem Hause an; da ich aber bereits meine ganze Habe hatte

abpacken lassen, so wurde diese Einladung freundlich abgelehnt; hierauf drang er jedoch in mich, wenigstens den ganzen Tag hier zuzubringen, damit ich sehen könnte, auf welche Weise der Bergbau betrieben würde. Eine Stunde nach unserer Ankunft langten von einer seiner Fazendas mehre Maulthiere an, die mit Lebensmitteln für seine Sclaven beladen waren, und bald nachher beschenkte er mich mit einem Korbe voll Orangen und einem anderen voll Jabuticabas, die uns, nachdem wir lange Zeit keine Früchte genossen hatten, höchlich willkommen waren. Die Jabuticaba ist die Frucht einer Art der Eugenia (Eugenia cauliflora, Mart.), die in den Wäldern des südlichen Brasiliens wild wächst und in den meisten Gärten der Diamanten- und Golddistricte angebaut wird. Sie ist von schwarzer Farbe, hat die Größe einer Reine-Claude und ein vestes, sehr erfrischendes Fleisch.

Das Bergwerk des Capitains Almeida lag dicht am Rio Jiquitinhonha auf einer Erdzunge, die früher jedenfalls zum Flußbett gehört hatte; eine in der Nähe befindliche Grube, die vor ungefähr vierzig Jahren von der Regierung bebaut worden war, hatte in drei Jahren nicht weniger als sieben und dreißig Pfund sechs Drachmen Diamanten gegeben *), war aber, als sich am Ende dieses

---

*) Eine treffliche Beschreibung der Diamantengruben, sowie einen Bericht über die Art, auf welche man die Bergwerke betrieb, als sie Monopol der Regierung waren, findet der Leser

Zeitraums die sogenannte Formation erschöpfte, seitdem wieder liegen gelassen worden. Eine ähnliche reiche Ausbeute erwartend, hatte Capitain Almeida ungefähr sieben Monate vor meinem Besuche mit hundert und fünfzig Sclaven, die er alle von seinen Nachbarn gemiethet hatte, sein Unternehmen in der Nähe dieser alten Fundgrube begonnen. Er leitete mit einem Kostenaufwand von tausend Pfund Sterling einen kleinen Bach aus einer Entfernung von anderthalb Legoas hierher, grub einen Schacht und errichtete Pumpen zum Ausschöpfen des Wassers, welche von einem Wasserrade bewegt wurden. Man hatte bereits dreißig Fuß tief gegraben, ohne auf eine eigentliche Diamantenformation gestoßen zu sein, obgleich die Ausbeute bei der Wäsche eine kleine Anzahl nicht sehr kostbarer Steine gab. Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte der Capitain in derselben Nachbarschaft noch eine andere Eingrabung begonnen. Die verschiedenen Bodenarten, durch welche man graben mußte, ehe man auf den diamantenhaltigen Niederschlag gelangte, bestanden für's Erste aus einem zwanzig Fuß tiefen, röthlichen Sandboden, der mit der Hacke aufgelockert und dann durch einen Wasserstrom, der aus jenem kleinen, zur Treibung des Rades bestimmten Bache entsprang, in den Fluß gespült wurde;

---

in St. Hilaire's Werke: „Voyage dans le district des Diamans et sur le littoral du Brésil.“ Paris 1833. D. V.

unter diesem Sandboden lag ungefähr acht Fuß mächtig ein zäher gelblicher Lehm, der mit der Hacke ausgehauen und von den Negern in flachen hölzernen Gefäßen auf den Köpfen davon getragen wurde, denn von einem Karren wußte man nichts; als Unterlage dieses Lehms erschien ein ungefähr dritthalb Fuß mächtiges Lager von grobem röthlichem Sand, und unter diesem fand man den eigenthümlichen Boden, der die Diamanten enthält. Wenn diese Diamanten-Formation aus lockerem Kies besteht, so heißt sie in der Sprache der Bergleute „Cascalho," wird sie aber in Gestalt eines eisenhaltigen Conglomerats gefunden, so nennt man sie „Canga." Dieses Lager hat eine Mächtigkeit von einem bis zu vier Fuß, und der grobe Sand, aus welchem es gebildet ist, besteht aus kleinen Kieseln von Urgestein, aus deren gerundeter und geglätteter Beschaffenheit hervorgeht, daß sie einst das Bett eines fließenden Wassers gebildet haben. Diese Kiesel sind von verschiedener Art, zeigt sich aber viel sogenannter Esmeril preto, eine Abart des Turmalins, so gilt der Cascalho für diamantenreich. Der Cascalho ruht gewöhnlich auf einer Unterschicht von hartem Lehm, Piçarra genannt, unter welchem man das veste Schiefergestein findet, das im ganzen Diamantendistrict meist vorherrschend ist. Der Canga oder verbundene Kies ruht zuweilen auf einem Gestein, das man Marmor nennt und das nach des Capitains Beschreibung eine Art Kalkstein zu sein schien, und in

einem solchen Falle gibt er stets eine reiche Ausbeute an Diamanten.

Die Auswaschung des Cascalho geschieht auf folgende Weise. Längs der Seite eines Weihers ist eine Reihe von elf Trögen angebracht, die ungefähr vier Fuß im Geviert halten und aus kleinen, geraden, in den Boden getriebenen Pfählen gebildet sind, während die dem Wasser zugekehrte Seite bedeutend niedriger ist als die anderen, und der Boden aus vestgerammtem Lehm besteht. Diese Tröge heißen Bacós, und in jeden derselben wird von einem hierzu aufgestellten Sclaven ein gewisses Maß von Cascalho geschüttet; unmittelbar vor jedem Bacó steht ein Sclave bis an die Kniee im Wasser, der mittels eines flachen hölzernen Gefäßes (Bateia) den Cascalho sehr heftig mit Wasser begießt; auf diese Weise und durch häufiges Aufrühren mit einer kleinen Hacke werden die Beimischungen von Sand und Erde hinweggeschafft, worauf man die größeren Kiesel, wann sie auf der Oberfläche erscheinen, herausnimmt; bei diesem Verfahren findet man gewöhnlich die größten Diamanten. Vor diesen Trögen und ungefähr drei Fuß über den Boden erhoben, sind verschiedene Sitze für zwei Aufseher angebracht, die, mit einer langen ledernen Peitsche versehen, eine strenge Aufsicht führen, daß keine Diamanten gestohlen werden. Diese Arbeit dauert von früh bis Nachmittags vier Uhr, worauf der auf diese Weise gewaschene und gereinigte Cascalho aus den Bacós

herausgenommen und an ein fließendes Wasser gebracht wird, damit er hier die letzte Wäsche erhalte. Indem ich den Capitain begleitete, um Zeuge dieser Arbeit zu sein, die für den Fremden die interessanteste Verrichtung der Diamantengräberei bildet, sah ich sieben Sclaven am Rande eines kleinen ungefähr vier Fuß breiten Kanales bis an die Kniee im Wasser sitzen. Dieses kleine fließende Wasser heißt Lavadeira. Jeder dieser Sclaven war mit einem großen flachen hölzernen Gefäß versehen, ziemlich von derselben Art wie jenes, das man zum Waschen des rohen Cascalho benutzt, und in dieses schüttete ein Sclave, der zu diesem Zwecke hinter dem anderen stand, eine Schaufel voll von dem gereinigten Cascalho. Hierauf füllte der Wäscher die Bateia mit Wasser, und indem er sie in eigenthümlicher Weise auf der Oberfläche des Baches drehte, kam der größere Kies oben zu liegen und wurde sorgfältig untersucht. Nachdem er dieß mehrmals wiederholt hatte, stellte er die Bateia auf seine Kniee, während das rechte bedeutend tiefer stand als das linke, schüttete mit seiner Hand Wasser auf den feinen Kies und wusch denselben mit großer Vorsicht in den Kanal, bis die Bateia leer war. Diese letzte Verrichtung ist es, bei welcher man Diamanten zu finden hofft. Zwischen den beiden Aufsehern steht auf einem niedrigen Gestelle eine kleine Bateia mit etwas Wasser, und in diese werden die Diamanten gelegt, sobald man sie findet. Bei gegenwärtiger Gelegen-

heit belief sich deren Zahl auf elf. Auf dem Boden der Bateias findet sich stets etwas Goldstaub, den man sorgfältig sammelt.

Obgleich man die Diamanten gewöhnlich in dem oben beschriebenen angeschwemmten kiesigen Boden findet, so ist derselbe doch nicht die Mutter, in welcher sie ursprünglich gebildet wurden. Ich bin vielmehr, ganz abgesehen von anderen Ländern, der vesten Ueberzeugung geblieben, daß sie hier ursprünglich in dem metamorphosirenden Schiefergestein entstanden sind, aus welchem das Gebirge des Diamantendistricts besteht, und daß sie im Laufe einer langen Reihe von Jahren mit den anderen Bruchstücken nach den Stellen hinabgespült wurden, wo man sie jetzt in solcher Menge findet. Diese Felsarten sind von ziemlich weicher Beschaffenheit und demnach leicht zu desintegriren; daher die vielen wilden Schluchten, welche dieses Gebirge schneiden und von den kleinen Gewässern gebildet sind, die durchvon ihm herabfließen. Man hat oft kleine Felsstücke mit eingebetteten Diamanten gefunden, und ich sah in der Cidade Diamantina zwei schöne Exemplare dieser Art, deren jedes einen kleinen zur Hälfte hervorstehenden Diamanten enthielt. Der ungeheuere Preis, den man dafür forderte, hielt mich ab, einen dieser Steine zu kaufen.

Wenn wir hier und da in Büchern lesen, daß der Diamant ein Erzeugniß der neuesten geologischen Epoche sei, wie zum Beispiel Dr. A. Petzholdt in Jamieson's

Journal (Nr. 68) darzuthun sucht, so müssen wir glauben, daß die Verbreiter solcher Meinungen sich von Reisenden haben irreleiten lassen, die in Diamantenländern den nichtigen Erzählungen der ungebildeten Bewohner lauschten, welche fast allgemein behaupten, daß die Diamanten auf's Neue in dem Boden erzeugt würden, aus welchem man bereits andere genommen habe. Ich fand diese Ansicht in Brasilien ziemlich allgemein verbreitet; diejenigen Leute aber, die am meisten befähigt sind, ein richtiges Urtheil abzugeben, z. B. so erfahrene Bergleute wie der Capitain José d'Almeida e Silva, sind anderer Meinung. Allerdings hat er wie viele Andere denselben Cascalho, der zur Zeit, als noch die Regierung das Monopol in den Händen hatte, bereits bearbeitet worden war, häufig zum zweiten Male gewaschen, aber nicht in dem Wahne, daß sich seitdem neue Diamanten gebildet haben müßten, sondern weil sich voraussetzen ließ, daß man damals den Cascalho nicht so genau untersucht habe als jetzt.

Wir setzten am nächsten Morgen unsere Reise fort, und nachdem wir ungefähr drittehalb Legoas geritten waren, hielten wir zum Frühstück unter einem offenen Schuppen, der zu einem am Wege gelegenen unbewohnten Hause gehörte. Die Gegend, durch welche wir zogen, war hügelig und mit kleinen Bäumen und Sträuchern bewaldet, während das Bergauf und Bergab der ansehnlicheren Höhen durch die sorgfältig angelegten Wege bedeutend erleich-

tert wurde, denn diese waren mit großen flachen Blöcken jenes Schiefergesteines gepflastert, aus welchem das Gebirge besteht. An vielen Stellen fängt jedoch dieses Pflaster in Folge des Wassers, das in der Regenzeit darüber hinströmt, zu weichen an, und wird, wenn man nicht nachhilft, bald in Verfall gerathen. Eine hölzerne Brücke, die über einen kleinen Fluß führte und ehemals von vortrefflicher Beschaffenheit gewesen zu sein schien, befand sich jetzt ebenfalls in so hinfälligem Zustande, daß es Niemand wagen konnte, sie zu benutzen; wir waren daher genöthigt, den Fluß eine kleine Strecke unterhalb der Brücke zu durchwaten, und bemerkten bei dieser Gelegenheit mehre Gruppen von Menschen, welche in dem Flußbette nach Diamanten suchten. Früh am Nachmittage brachen wir nach dem Arraial de Mendanha auf, das nur eine halbe Legoa entfernt lag. Der Weg führte durch ein flaches, buschiges Thal, das auf beiden Seiten von Gebirgen umgeben war, von welchen die auf der linken zu einer bedeutenden Höhe emporstiegen und mit ihren nackten Felsen denselben Anblick wie die Gebirge des schottischen Hochlandes darboten. In der Mitte dieses Thales floß der Rio Jiquitinhonha, und wir zogen, um das jenseits gelegene Dorf zu erreichen, über eine gut gebaute hölzerne Brücke von bedeutender Spannung, auf welcher sich ein Schlagbaum befand, der einzige, den wir bis jetzt in diesem Lande gefunden hatten, und dieß war ein Be-

weis, daß wir uns jetzt einem civilisirteren Theile Brasiliens näherten. Ich mußte an diesem Schlagbaume für jedes beladene Pferd vierzig und für jeden meiner Leute zwanzig Reis bezahlen; aber ich that dieß mit Vergnügen, da ich wußte, mit welcher Mühe und Gefahr es verknüpft war, das Gepäck über brückenlose Flüsse zu schaffen. Als wir uns erkundigten, wo wir übernachten könnten, wies man uns nach dem öffentlichen Rango, da ich aber fand, daß dieß eine beschränkte, äußerst schmuzige, von einer Anzahl schwarzer Tropeiros besetzte Stätte war, so konnte ich allerdings nicht daran denken, hier meine Wohnung aufzuschlagen. Die sogenannten Ranchos sind große, meist offene und an eine Venda angebaute Schuppen, die den Reisenden als Herberge dienen. Es war dieß das erste Gebäude dieser Art, das ich seit meiner Abreise von der Küste zu sehen bekam, auf den besuchteren Wegen in Minas, besonders auf der großen Straße zwischen dem Golddistricte und Rio Janeiro fand ich deren in größerer Anzahl. Statt in diesem Rancho zu bleiben, zog ich es vor, mir für die Nacht ein leeres Haus zu miethen, und nach einiger Mühe erlangte ich endlich die Schlüssel zu einem, das erst kürzlich erbaut worden war.

Das Arraial de Mendanha schien ein blühender kleiner Ort zu sein und zählte ungefähr achthundert Einwohner, während fast jedes Haus bewohnt war. Die Lage des Dorfes ist zwar romantisch, aber nichts weniger

als fruchtbar, denn es ist auf dem nackten, felsigen Boden eines hohen Berges erbaut, der es fast überhängt, während sich in der Nähe keine zum Anbau geeignete Stätte findet. Die weißen Einwohner erwerben ihr Einkommen durch Benutzung ihrer Sclaven zu Diamantengräbereien, oder durch Krämergeschäfte, indem sie gegen Diamanten und Goldstaub Lebensmittel und Zeuche an die Einwohner verkaufen, und ohne die in der Nähe befindlichen Diamantengruben würde an dieser Stelle in der That nicht ein einziges Haus erbaut worden sein. Bald nachdem wir am folgenden Tage Mendanha verlassen hatten, begannen wir die Ersteigung der Serra, die denselben Namen führt. Die Höhe betrug ungefähr eine Legoa, aber so steil sie an vielen Stellen auch war, so wurde doch durch den trefflichen Weg die Erklimmung sehr erleichtert; denn auch dieser ist fast in seiner ganzen Länge mit großen flachen Blöcken des sandigen Schiefergesteins gepflastert, aus welchem das Gebirge besteht, und läuft an den steilsten Stellen im Zickzack. Der untere Theil der Serra, besonders längs einer tiefen Schlucht, an deren Rande der Weg sich hinzieht, ist dicht mit kleinen Bäumen und Sträuchern bewaldet, in der Nähe des Gipfels aber zeigt sie dieselbe alpenartige Nacktheit wie vor Lavrinha. Ich erstieg den Abhang größtentheils zu Fuß und botanisirte. Vom Gipfel aus bis nach Duas Pontes, das eine Legoa entfernt ist, führt der Weg durch eine flache, felsige

und buschige Gegend mit einigen erhöhten Bergrücken zur Linken, die mit einer sehr verbutteten strauchartigen Vegetation bedeckt sind. In Duas Pontes, wo wir hielten, um zu frühstücken, fanden wir zwei Häuser, die einzigen, die auf der ganzen vier Legoas langen Strecke zwischen Mendanha und der Cidade Diamantina zu finden sind. Der Ort hat seinen Namen von zwei in der Nähe befindlichen Brücken, die ungefähr eine Meile von einander entfernt liegen und sehr gut aus Holz gezimmert sind. Eines der Häuser war eine kleine Venda, die einem Neger gehörte, welcher mir erzählte, daß er, ein geborener Afrikaner, viele Jahre bei Diamantenwäschereien gedient, aber durch fleißige Benutzung des Vorrechtes, an Sonn- und Festtagen für sich zu arbeiten, so viel Diamanten gefunden habe, daß es ihm möglich geworden sei, sich selber, seinem Weibe und mehren Kindern die Freiheit zu erkaufen. Ich fand bei diesem Orte eine mit Früchten beladene Art des Rubus, die mich mächtig an die Tage meiner Kindheit und an die Brombeerhecken meiner Heimat erinnerte. An offenen Stellen entdeckte ich einige Exemplare einer zweiten Art des Physocalyx und eine schöne Andromeda mit großen Rispen hochrother Blumen. Wir waren jetzt nur noch zwei Legoas von der Cidade Diamantina entfernt, eine Reise, die wir an diesem Nachmittage bequem hätten zurücklegen können. Da ich aber, weil es einem Fremden jederzeit sehr schwer wird, für sich und

seine Thiere ein Unterkommen zu finden, nicht bei Nacht dort anlangen mochte, so wählte ich mein Nachtlager auf einem offenen Campo der Serra, an einem kleinen Bache und ungefähr noch eine halbe Legoa von der Stadt entfernt. Die Gegend, welche wir auf dieser kurzen Strecke durchschnitten, war gänzlich von Bäumen und Sträuchern entblößt und bestand hauptsächlich aus umfänglichen, welligen und grasigen Campos, die an vielen Stellen mit großen, dem Gestein der Serra ähnlichen Felsblöcken bedeckt waren. Zwei Meilen vor dem Orte, wo wir hielten, bot sich eine sehr umfassende Aussicht über das östliche Gelände dar, vielleicht eine der rauhesten und dürresten Gegenden Brasiliens. So weit das Auge reichen konnte, sah man nichts als Hunderte von nackten Hügeln, deren unfruchtbare Gipfel mit Flechten weiß überzogen waren. Ueber diese minder hohen Bergrücken ragte der hohe Gipfel Itambé empor, der sich sechstausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Meine Leute konnten nur mit Mühe so viel Holz herbeischaffen, als nöthig war, unser Abendessen zu kochen, und wir mußten uns zum ersten Male schlafen legen, ohne die ganze Nacht hindurch ein großes Feuer unterhalten zu können, und dieß zu einer Zeit, wo die Kälte empfindlicher war als je.

Als wir am Morgen uns erhoben, zeigte der Thermometer 54° F., und bei einer solchen Temperatur schauerten wir vor Kälte, nachdem wir so lange an ein

wärmeres Klima gewöhnt gewesen waren. Eine Stunde nach unserem Aufbruche begannen wir von der Serra herabzusteigen, und bald nachher erblickten wir die berühmte Cidade Diamantina oder die Stadt der Diamanten. Diese Hauptstadt einer reichen Provinz bedeckt den ganzen Abhang einer Serra, die eben so hoch ist, als jene, von welcher wir eben herabgestiegen waren, und von welcher sie durch ein enges Thal getrennt wird. Der Reisende nähert sich der Stadt so plötzlich, daß es ihm fast vorkommt, als wäre sie durch Zaubermacht hervorgerufen; er staunt bei dem Anblicke einer so großen Vereinigung von stattlichen weißgetünchten Häusern mit vielen Kirchen, die an den steilen Abhängen der Serra allmälig über einander emporsteigen, über die zahlreichen Pflanzungen, womit die Häuser der Vorstadt umgeben sind, aus Orangenbäumen, Bananen und den gewöhnlichen Erzeugnissen tropischer Länder bestehend, über die Fülle dicht stehender Jabuticabeiras und vieler schöner Bäume der großen brasilianischen Fichte (Araucaria Brasiliana), die gegen die felsige und durchaus nackte Gegend einen seltsamen Contrast bildet — wahrhaftig es ist eine Oase in der Wüste.

Da ich an keinen Bewohner dieser Stadt einen Empfehlungsbrief hatte, so begab ich mich sogleich nach dem Hause des Juiz de Paz, um ihm meinen Paß zu zeigen, und als ich von ihm erfuhr, daß sich im unteren Theile der Stadt ein kleines Wirthshaus befinde, so beschloß ich,

dort so lange meine Wohnung zu nehmen, bis ich für einige Tage ein leeres Haus würde miethen können. Glücklicher Weise besaß der Wirth ein solches in dem oberen Theile der Stadt, und wir begaben uns augenblicklich dahin, herzlich froh, daß wir nicht in dem Wirthshause zu bleiben brauchten, dessen Bequemlichkeiten nichts weniger als einladend waren.

Dieser Ort war früher als das Arraial de Tijuco bekannt, wurde aber im Jahre 1839 zum Range einer Stadt erhoben und erhielt als Hauptstadt des Diamantendistrictes den Namen Cidade Diamantina. Er hat, wie ich von dem Juiz de Paz erfuhr, eine Bevölkerung von sechstausend Seelen; die Straßen sind unregelmäßig, meist sehr eng und schlecht gepflastert. Innerhalb der Stadt sowohl als in den Vorstädten gibt es viele schöne Häuser von zwei und drei Stockwerken, und da die Umgegend einen trefflichen Stein liefert, so sind dieselben größtentheils aus diesem Materiale erbaut; doch ist ihre Erbauung mit ungeheueren Kosten verbunden, weil man das nöthige Holz aus bedeutender Ferne beziehen muß. Es wird von Ochsen vier bis sechszehn Legoas weit über eine rauhe bergige Gegend herbeigezogen, wo Karren nicht fahren können. Aus demselben Grunde ist hier auch das Brennholz sehr theuer und sehr schlecht, da man es häufig noch halb grün verkauft. Es werden viele Sclaven zum Niederschlagen der großen Sträucher benutzt, die in den

nahen Schluchten wachsen und deren Zweige man alsdann in Bündeln von Haus zu Haus zum Verkauf ausbietet. Die Stämme der großen Baumlilie (Vellozia) werden ebenfalls als Brennmaterial gesammelt, und man wählt hierzu besonders eine Art, die sehr viel Harz ausschwitzt. Die Tropeiros, die mit ihren beladenen Maulthieren nach der Stadt kommen, bringen aus den bewaldeten Gegenden so viele Bündel gespaltenen Holzes mit hierher, als sie während ihres Aufenthaltes zum Kochen brauchen.

Viele der hiesigen Kaufläden haben ganz dasselbe Ansehn wie in Rio de Janeiro und sind fast mit denselben Gegenständen versehen, während der Unterschied im Preise selten mehr als zwanzig Procent beträgt. Man bezieht alle europäischen Waaren, mit Ausnahme einiger, die man aus Bahia bringt, aus Rio Janeiro, und es kommen täglich große Karawanen beladener Maulthiere an. Einige Gemüse abgerechnet, die man in den bei der Stadt gelegenen Gärten erbaut, werden alle Lebensmittel aus einer Entfernung von zehn bis zwanzig Legoas herbeigeschafft und auf zwei großen Marktplätzen, sogenannten Intendencias, verkauft. Diese Erzeugnisse bestehen hauptsächlich aus Farinha de Mandiocca und Maismehl, das hier mehr in Gebrauch ist als in den nördlichen Provinzen, so wie aus getrocknetem oder gesalzenem Fleisch, Zucker, Mais, Käse, Reis und Ricinusöl, das man zum Brennen benutzt. Die Stadt hat drei oder vier schöne Kirchen; eine

derselben, Nossa Senhora do Rosario genannt, gehört den Negern, und über ihrem Altare prangt eine schwarze Jungfrau. Da uns diese Kirche sehr nahe lag, so wohnte ich an mehren Abenden der Feier eines ihrer Feste bei und fand hier nicht nur Schwarze, sondern auch viele der angesehensten männlichen und weiblichen Einwohner der Stadt. Es herrschte in allen Beziehungen der größte Anstand, und eines Abends hörte ich eine vortreffliche Predigt von einem der städtischen Geistlichen. Während unseres Aufenthaltes wurde noch in einer anderen Kirche, Nossa Senhora das Mercês, eine Novena gefeiert, der ich mehrmals beiwohnte, und mir fielen bei allen diesen Gelegenheiten besonders die Frauen auf, die hier in ganz anderer Tracht erschienen, als mir bis jetzt im Inneren des Landes vorgekommen war. Ich hatte seither in den großen Städten die Beobachtung gemacht, daß die meisten Frauen während der Novena die Kirche häufiger besuchen als zu irgend einer anderen Zeit, und dann alle, vornehme und geringe, in ihrem beßten Staate erscheinen; in der Cidade Diamantina hingegen besuchte man die Kirchen bei solchen Gelegenheiten zwar ebenfalls sehr fleißig, aber ich bemerkte, daß die angesehensten Frauen nicht so gut gekleidet waren, wie gewöhnlich, und hätten sich nicht die höheren Klassen ihres Vorrechts bedient, auf dem Boden vor dem Altare sich niederzulassen, so würde man sie kaum von den ärmeren haben unterscheiden können, die hinter ihnen ihren

Platz hatten. Es erscheinen Alle ohne Unterschied in gleicher Kleidung, die aus einem dunkelfarbigen Mantel mit einer großen Kapuze und einem weißen Kopftuche besteht, über welches sie einen Mannshut von weißer oder schwarzer Farbe setzen. Ich habe während der drei Wochen, die ich hier verweilte, nie eine Dame in einem anderen Hute gesehen.

Der höchste Theil der Stadt liegt ungefähr viertausend Fuß über dem Meeresspiegel, und es herrscht demnach ein mildes Klima. Während meines Aufenthalts im Monat Juli wechselte der Thermometer in den Mittagsstunden zwischen 54 und 60 Grad, und da wir einer solchen Temperatur seit langer Zeit entwöhnt waren, so hatten wir viel Kälte auszustehen. Die Küche, der einzige Ort, wo wir ein Feuer anzünden durften, war besonders des Morgens unsere gemeinsame Zuflucht; am meisten aber hatten wir bei Nacht zu leiden, da unsere Bettdecken für dieses Klima zu leicht und meine Geldmittel so sehr zusammengeschmolzen waren, daß ich weder für mich, noch für meine Leute neue Decken kaufen konnte. Ich fand es nöthig, für die wenigen Mittel, die ich noch besaß, einen Vorrath von Lebensmitteln zur Fortsetzung unserer Reise anzuschaffen. Es war Niemand in der Stadt, den ich um ein Darlehn hätte bitten können, und wir waren noch immer sehr weit von den englischen Bergwerken entfernt, wo ich allein hoffen konnte, mich durch

Wechsel auf meine Agenten in Rio de Janeiro mit neuen Geldern zu versehen. Die kältesten Monate sind in dieser Gegend Mai, Juni und Juli, die heißesten dagegen November, Januar und Februar, in welcher Zeit der Thermometer zwischen 74—84, zuweilen auch 88° wechselt. Im Anfang der warmen Jahreszeit gibt es viele Gewitterstürme, die immer aus Norden kommen. Nach unserer Ankunft war die Luft einige Tage lang klar und stärkend, bald aber trat ein kalter, rieselnder Regen ein, der fast eine ganze Woche anhielt. An den Häusern befinden sich gewöhnlich kleine Gärten, in welchen ich die meisten der gewöhnlichen europäischen Gemüse bemerkte, als Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Lattich, Petersilie rc., sowie viele Blumen, die man in europäischen Gärten zu ziehen pflegt. Desgleichen findet man auch einige europäische Fruchtbäume, als Aepfel-, Birn-, Pfirsich- und Quittenbäume. Die Stadt wird durch Quellen, die dem Berge entspringen, auf welchem sie liegt, sehr reichlich mit trefflichem Wasser versorgt und hat mehre öffentliche Brunnen.

Die Diamantenwäscherei, die früher Monopol der Regierung war, ist jetzt Jedem gestattet, dem es beliebt, sein Geld und seine Zeit darauf zu verwenden, eine Gerechtsame, die erst seit Brasiliens Unabhängigkeit verwilligt ist. Der Unternehmer hat hierbei keine weitere Verpflichtung, als der städtische Camara genau die Stelle anzuzeigen, wo er zu graben beabsichtigt, und man verlangt dieß

um einige unberührte Strecken zu bewahren, die sich die Regierung noch als Eigenthum vorbehalten hat. Die meisten Einwohner der Cidade Diamantina, die einige Sclaven besitzen, benutzen dieselben zu Wäschereien, die man gewöhnlich in der Nähe der zahlreichen Gebirgsbäche und an Stellen anlegt, wo sich der Cascalho nahe an der Oberfläche findet. Viele freie Schwarze arbeiten auf eigene Rechnung und erwerben auf diese Weise einen unsichern Unterhalt. Diese Unternehmer sind größtentheils sehr sorglose Menschen, so daß selbst diejenigen, welche die umfänglichsten Serviços oder Wäschereien besitzen, sehr häufig, nachdem eine ergiebige Wäsche sich erschöpft hat und ehe es ihnen gelungen ist, eine neue zu finden, tief in Schulden gerathen. Es wurde mir von einem der bedeutendsten Grubenherren des Districts versichert, daß diese Lebensweise denselben verführerischen Reiz habe, wie die eines Spielers — wer sie einmal begonnen, könne sie nie wieder aufgeben. Der District, welcher diese seltsame Industrie in's Leben ruft, umfaßt einen Flächenraum von vierzehn Quadratlegoas, und man kann annehmen, daß mindestens zehntausend Menschen keinen anderen Erwerb haben, als in seinem Boden noch Gold und Diamanten zu suchen. Doch fließt der größte Gewinn dieser Erwerbsquelle weniger den Unternehmern selber als vielmehr den Kaufleuten zu, die alle mehr oder weniger mit Goldstaub und Diamanten handeln, welche sie von den Grubenbesitzern gegen allerlei

Lebensbedürfnisse eintauschen. Es gibt selten einen Bergmann dieser Art, der nicht einem Kaufmanne verschuldet wäre, welchem er dafür das Erzeugniß seiner Wäschereien als Zahlung und zu einem geringeren Preise liefern muß, als er auf offenem Markte dafür bekommen könnte. Das Leben eines Kaufmanns ist zwar nicht so lockend und anregend, als das Leben eines Gold- oder Diamantengräbers, aber es ist auch weniger gefahrvoll; er wird gewöhnlich sehr schnell reich, während der Bergmann in Armuth sich abmüht und sein größtes Glück in Hoffnungen findet, die selten in Erfüllung gehen.

Die Sclaven haben die Erlaubniß, an Sonn- und Festtagen für sich selber zu arbeiten, doch dürfen sie sich weder an den Serviços ihrer Herren, noch an den der Regierung vorbehaltenen Gebieten vergreifen, und es wurde mir als merkwürdige Thatsache erzählt, daß bei solchen Gelegenheiten die größten Diamanten gefunden worden seien; da aber die Schwarzen sehr gewandte Diebe sind, so kann man annehmen, daß diese Steine zum Theil gestohlenes Gut waren. Die Gelegenheit, auf diese Weise erbeutete Diamanten zu verkaufen, ist jetzt weit günstiger als zu der Zeit, wo die Fundgruben ausschließend im Besitz der Regierung sich befanden. Damals wurden sie meist heimlich an Schleichhändler verkauft, deren viele bei Tage sich in den Gebirgen versteckt hielten und bei Nacht in die Hütten der Sclaven schlichen, um

die gestohlenen Edelsteine aufzukaufen; selbst die Kaufleute waren bei diesem unerlaubten Handel betheiligt. Der Juiz de Paz, der jetzt für einen der reichsten Kaufleute in der Stadt galt, verdankte sein Vermögen folgendem Zufall. Er besaß zur Zeit, als Brasilien noch unter portugiesischer Herrschaft stand, eine kleinen Kramladen und unternahm von Zeit zu Zeit eine Reise nach Rio de Janeiro, um Waaren einzukaufen. Als er eines Abends von einer dieser langen Reisen ermüdet zurückgekehrt war und sich vor der gewöhnlichen Zeit zur Ruhe gelegt hatte, hörte er Jemand an seine Thüre klopfen; er glaubte, es wäre einer seiner Kunden, und achtete anfänglich nicht darauf, als aber das Pochen fortdauerte, erhob er sich endlich und fand einen Sclaven, der ihm einen großen Diamanten zum Verkauf anbot. Der dafür verlangte Preis betrug sechshundert Milreis, damals ungefähr so viel wie hundert und achtzig Pfund Sterling; da aber der Kaufmann in diesem Augenblicke nicht so reich bemittelt war, so lieh er sich eine Summe und kehrte am nächsten Morgen unter dem Vorwande, daß er ein wichtiges Geschäft vergessen hätte, welches er nur persönlich abmachen könnte, mit seinem Einkauf nach Rio de Janeiro zurück. In der Hauptstadt angelangt, mußte er bei dem Verkauf seiner Beute mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, denn aller Handel mit Diamanten war damals verboten, und Derjenige, den man dabei entdeckte, wurde seines Eigenthums

verlustig erklärt und auf zehn Jahr nach Angola auf der afrikanischen Küste deportirt. Endlich gelang es ihm, den Edelstein für 20,000 Milreis, ungefähr 6000 Pfund Sterling, zu verkaufen. Er hatte noch nie eine so bedeutende Geldsumme gesehen und fragte bei ihrem Anblick mit großer Einfalt, ob all' dieß wirklich ihm gehören solle. Der Mann, der den Diamanten gekauft hatte, verkaufte ihn bald nachher für 40,000 Milreis, und als der Juiz erfuhr, welchen bedeutenden Werth derselbe gehabt, und daß er wenigstens ein Drittel mehr dafür hätte bekommen können, soll ihn der Aerger fast um den Verstand gebracht haben. Er hat sich längst wieder beruhigt und ist jetzt einer der thätigsten und ersten Gold- und Diamantenkrämer des ganzen Districts.

Die Einwohner von diesem Theile des Landes erfreuen sich in Folge des gemäßigten Klimas einer besseren Gesundheit als die Bewohner der Sertão; die Frauen sind die schönsten, die ich in Brasilien gesehen habe, und auch die Männer unterscheiden sich hier zu ihrem Vortheil von ihren Landsleuten im Niederlande, denn viele könnte man eher für Europäer als für Söhne eines tropischen Klimas halten. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind solche, welche durch plötzlichen Witterungswechsel erzeugt werden, als Erkältungen und Entzündungen; die Sclaven, die bei ihrer Arbeit beständig bis an die Kniee im Wasser waten, leiden an Rheumatismus; ihre Kost, die nicht von der

nahrhaftesten Art ist, besteht hauptsächlich aus gekochten Bohnen und Maismehl (Fubá), aus welchem, indem man heißes Wasser hinzugießt, ein derber Brei, sogenannter Angù, bereitet wird. Die Folge dieser Lebensweise ist Entkräftung besonders bei Leuten, die viel Rum trinken, ein Laster, dem nicht nur die Sclaven, sondern auch die Weißen beiderlei Geschlechts und fast aller Klassen ergeben sind. Man erkennt dieß zum Theil an der ungeheueren Masse, in welcher dieses Getränk täglich auf den Markt gebracht wird, denn man sagt, daß mit jeder Karawane, die mit Lebensmitteln beladen in die Stadt komme, eine andere mit Rum von den Zuckerpflanzungen des Niederlandes eintreffe. Ich muß jedoch bekennen, daß ich außer farbigen Leuten wenig Betrunkene auf den Straßen gesehen habe.

Da ich ohne Empfehlungsbrief in die Stadt kam, so machte ich unter den Einwohnern nur wenig Bekanntschaften, doch wurde mir von dem Juiz de Paz, Senhor Antonio Gomez de Carvalho, und dem Präsidenten der städtischen Camara, Major Luiz José de Figueredo, die mich beide am Tage nach meiner Ankunft besuchten, viel Freundlichkeit erwiesen. August de St. Hilaire, der diese Provinzen im Jahre 1817 bereist, rühmt die große Gastfreundschaft der Bewohner von Minas Geraës, aber es scheint, als wären sie jetzt nicht mehr geneigt, den Fremden mit derselben Vertraulichkeit entgegenzukommen wie früher; der Grund liegt wahrscheinlich in ihrem vermehr=

ten Verkehr mit Europäern, besonders seit sich englische Bergwerkgesellschaften hier niedergelassen haben. In einem der Häuser, wo ich zuweilen einsprach, fand ich portugisische Uebersetzungen von Walter Scott's „Ivanhoe" und „Guy Mannering". Eine von den Töchtern der Familie, ein sehr gebildetes Mädchen, hatte sie aus Rio de Janeiro empfangen und mit großer Bewunderung gelesen. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich hörte, daß die Stadt weder einen Buchladen noch eine Bibliothek besaß.

Es trafen während meiner Anwesenheit Nachrichten ein, die große Sensation erregten. Der junge Kaiser Dom Pedro der Zweite war gegen den Wunsch des Regenten berufen worden, die Zügel der Regierung zu übernehmen, ehe er noch das bestimmte Alter erreicht hatte, ein Vorfall, der dem größten Theile der Einwohner sehr willkommen zu sein schien und mehrfache Freudenbezeigungen hervorrief. Am Nachmittag wurde in der Hauptkirche Messe gelesen, der alle Magistratspersonen und die gesammte in der Stadt befindliche Nationalgarde beiwohnten. Abends war große Illumination, und die Nationalgarde gab vor dem Hause des Commandanten mehre Salven und zog dann, von dem Stadtrath und den bedeutendsten Einwohnern begleitet, mit Musik durch die Straßen. Ich schloß mich, von dem Präsidenten eingeladen, dem Stadtrathe an und hatte auf diese Weise die beßte Gelegenheit, Alles, was vorging, genau zu beobachten. So

oft man an das Haus eines angesehenen Bürgers kam, wurde Halt gemacht, und fünf oder sechs Personen trugen einige Verse vor, die man im Laufe des Tages zu Ehren dieser Feier verfaßt hatte, während die Frauen des Hauses von den Balkonen mit Eau de Cologne durchdüftete Blumen herabwarfen, und dann und wann eine der Schönen das unten versammelte Volk mit einem Gesang ergetzte. Dieß wurde drei Abende nach einander wiederholt. Viele von den Versen, welche bei dieser Gelegenheit erzeugt wurden, waren äußerst angemessen, der größere Theil aber enthielt die widerlichsten Schmeicheleien gegen den jungen Kaiser, die vielleicht eben so nichtssagend und vorübergehend waren, wie jene, womit man seinen Vater überschüttet hatte, der zur Zeit, als er Brasiliens Unabhängigkeit erklärte, von demselben Volke fast wie ein Gott verehrt wurde, den man aber trotzdem nach einer zehnjährigen milden Regierung zu Gunsten seines unmündigen Sohnes abdanken ließ, ohne das mindeste Bedauern darüber zu erkennen zu geben.

Meine Pferde waren bei unserer Ankunft in der Cidade Diamantina in Folge der langen und ermüdenden Reise und der schlechten Weiden, die sie in der letzten Zeit gefunden hatten, sehr heruntergekommen; aber ich fand zu meiner Bekümmerniß, daß die Weide hier noch schlechter war. Die einzigen Triften, die es hier gab, lagen auf dem Gipfel der Serra oberhalb der Stadt, in einer dürren

und besonders zu dieser Jahreszeit sehr kalten Gegend, die deßhalb den Namen Serra do Frio führt. Ich ließ meinen Pferden zweimal des Tages eine Mahlzeit Mais reichen, aber dennoch wurden sie, nachdem der kalte Regen eingetreten, immer magerer und schwächer, so daß im Laufe einiger Tage trotz aller Pflege und Sorgfalt acht von ihnen als Opfer fielen. Da ich mich überzeugte, daß die übrigen zehn gänzlich dienstunfähig geworden waren, so hielt ich es für besser, sie alle zusammen für ein wahres Spottgeld (70 Milreis) zu verkaufen, als eines nach dem anderen absterben zu lassen, und der Käufer schaffte sie sogleich nach der Sertão. Mich traf dieser Unfall zu einer Zeit, wo meine Geldmittel fast erschöpft waren und ich keine Hoffnung hatte, mir sogleich neue verschaffen zu können. Mit dem Gelde, das ich für meine Pferde erhielt, konnte ich eine Anzahl Maulthiere miethen, die uns nach der zehn Legoas entfernten und auf dem Wege nach Rio de Janeiro gelegenen Cidade do Serro (früher Villa do Principe) bringen sollten, und nachdem die nöthigen Anordnungen getroffen waren, rüstete ich mich zum Aufbruch.

Dreizehnter Abschnitt.

Von Cidade Diamantina nach Ouro Preto.

Aufbruch. As Borbas. Das Arraial do Milho. Tres Barras. Die Cidade de Serro, früher Villa do Principe. Tapanhuacanga. Retiro do Padre Bento. Ein deutscher Schmied und sein Eisenhammer. Escadinha. Morro de Gaspar Soares und zwei andere Eisenwerke. Ponte Alta. Itambé. Onça. Ponte de Machado. Eis. Ankunft in Cocaes. Die englische Bergwerkgesellschaft. Unfreundliche Aufnahme. San João do Morro Grande und Gongo Soco. Gastfreundliche Aufnahme und Besuch in den Goldbergwerken. Geognostische Beschaffenheit derselben. Morro Velho. Seit zwei Jahren die ersten Briefe aus der Heimat. Das Dorf Congonhas de Sabará. Der Bergbau daselbst. Die Stadt Sabará. Das Bergwerk Cuiabá. Serra da Piedade und do Curral del Rey. Aufbruch von Morro Velho. Villa de Caeté. S. José de Morro Grande. Barra. Brumado. Die Serra do Caraça. Cattas Altas. Inficcionado. Bento Rodriguez. Camargos. San Cantano. Die Stadt Marianna. Die Serra de Itacolumi. Das Arraial da Passagem. Die Stadt Ouro Preto, früher Villa Rica. Ihre Lage, Bevölkerung. Ein Collegium. Botanischer Garten.

Ehe ich die Cidade Diamantina verließ, unternahm ich noch mehre Ausflüge in die Thäler und Schluchten und

auf die Gebirgsgipfel der Nachbarschaft, die mir reichlichen Gewinn brachten. Hierauf traten wir am Vormittag des fünfzehnten August unsere Reise an. Wir legten ungefähr drei Legoas zurück und übernachteten bei einem Orte Namens As Vorbas auf einer offnen grasigen Stelle, nicht weit von dem einzigen Hause, das hier zu finden war und einem Hufschmied gehörte. Der Weg, welchen wir verfolgten, war die nach Rio de Janeiro führende Landstraße, und trotz dem großen Verkehr zwischen dieser Stadt und der Cidade Diamantina sowie der großen im Nordosten liegenden Provinz Minas Novas, vielleicht einer der schlechtesten im ganzen Lande. Die zahlreichen Abhänge bergauf und bergab sind sehr felsig und mit großen Steinen bedeckt, und die letzte, ungefähr eine Legoa von der Stadt entfernte Höhe, die bedeutender ist als alle anderen, führt zu einer offenen, flachen und grasigen Gegend hinauf, zu dem Gipfel der Serra do Frio. Zur Linken lagen noch bedeutendere Bergketten, und unter ihnen erhob sich die hohe Serra de Itambé. Es war eine dürre öde Gegend, und Lychnophora, von den Einwohner Candeia genannt, und der seltsame Lychnocephalus tomentosus, sowie einzelne Gruppen von Vellozien waren die einzigen Sträucher, die hier wuchsen. Kurz vor unserer Ankunft bei As Vorbas stiegen wir auf einem felsigen Wege eine bedeutende Strecke allmälig bergab und gelangten in ein breites Thal, das zwar etwas dichter bewaldet war als

die Ebene oberhalb, aber noch immer ein sehr unfruchtbares Ansehn hatte.

Da einige Maulthiere während der Nacht sich verlaufen hatten, so wurden wir am nächsten Tage fast bis Mittag aufgehalten, was wir bei der heißen Sonne, der wir ohne alle Schutz hier ausgesetzt waren, nicht eben angenehm fanden. Ich hatte jetzt keine eigenen Thiere mehr und mußte mich daher dem Willen des Tropeiro unterwerfen, der keineswegs sehr geneigt schien, seine Reise zu beschleunigen. Wir fanden, daß man in den südlichen Provinzen ganz anders zu reisen pflegt, als im Norden. Man bedient sich selten der Pferde und legt des Tages nur eine einzige Reise zurück, die jenachdem der Weg beschaffen ist, drei oder vier Legoas beträgt. Die Karawanen, die häufig aus fünfzig bis hundert Maulthieren bestehen, sind trefflich geordnet, und diejenigen, welche der Eigenthümer nicht selber führt, sind der Leitung eines Arrieiro oder Maulthiertreibers übergeben, der zu Pferde hinter dem Zuge reitet. Er ist es, der die nöthigen Befehle zum Aufbruch und zum Halten ergehen läßt, der die Packsättel untersucht und darauf zu sehen hat, daß die Ladungen das gehörige Gleichgewicht haben, weil sie sonst den Rücken der Maulthiere wund reiben würden; außerdem muß er bei jedem Halt die Hufeisen untersuchen und diejenigen, die etwa verloren gegangen sind, ersetzen. Die Arrieiros sind gewöhnlich freie Mulatten, und häufig

wird ihnen auch der Verkauf und Einkauf von Waaren anvertraut. Da die Wege in Brasilien sehr schmal sind, so müssen die Maulthiere einzeln gehen, und sie sind so sehr daran gewöhnt, daß sie von dieser Ordnung auch dann nicht abweichen, wenn mehre neben einander Platz hätten. Die Karawane wird in verschiedene Züge — Lotes — getheilt, deren jeder aus sieben Maulthieren besteht und von einem besonderen Treiber — Tocador — geleitet wird, welcher zu Fuß geht und gewöhnlich ein Neger ist. Von As Borbas machten wir eine Reise von viertehalb Legoas durch eine bergige, felsige und uninteressante Gegend und erreichten einen Ort Namens Tres Barras. Kurz vorher berührten wir das Arraial de Milho Verde und setzten dann auf einer alten, halbverfaulten hölzernen Brücke über einen kleinen Fluß. Es gibt an diesem Orte einige ärmliche Häuser, und ihre Eigenthümer sind meist Diamantenwäscher. Einer von ihnen zeigte mir einige Diamanten, die alle nur klein waren und nicht ganz dieselbe Farbe hatten wie diejenigen, die man bei Diamantina findet; ich bemerkte darunter einen gagatschwarzen, eine Farbe, die häufig vorkommt.

Von Tres Barras brachte uns eine Reise von drei und einer halben Legoa nach der Cidade do Serro. Der Weg führte durch ein welliges Gelände, das offenbar bedeutend tiefer liegt als der Diamantendistrict, den wir bei Tres Barras verlassen hatten. Die Gegend hatte jetzt

ihr unfruchtbares felsiges Ansehn verloren, die gerundeten Berge waren meist bis zu ihren Gipfeln bewaldet, und in den Gründen lagen hier und da Häuser und Pflanzungen. Statt des kiesigen Bodens im Diamantendistrict zeigte sich wieder der im ganzen Lande so vorherrschende eisenhaltige rothe Lehmboden. Wir sahen die Stadt liegen, als wir noch eine Legoa davon entfernt waren, und obgleich sie kleiner ist als die Cidade Diamantina, so bietet sie doch durch ihre hohe Lage einen eben so überraschenden Anblick dar. Auch sie ist zum größten Theil am Abhange eines Hügels erbaut, der jedoch weniger hoch und nicht so dicht mit Häusern bedeckt ist. Hier schied ich von unserem Tropeiro aus der Cidade Diamantina, und da es im ganzen Orte kein einziges Wirthshaus gab, so stieg ich in dem öffentlichen Rancho ab, einem großen gut gebauten Hause, das ausschließend für die durchziehenden Karawanen bestimmt ist, und wo jeder Tropeiro vier Vintems für die Nacht bezahlt. Der Eigenthümer verkauft in einer daneben befindlichen Venda Lebensmittel und Mais und erwartet, daß die Tropeiros Alles, was sie für sich selber, für ihre Leute und Maulthiere brauchen, von ihm beziehen. Wir trafen in diesem Rancho einen Tropeiro, der unbeladen mit seinen Maulthieren nach Ouro Preto zurückkehrte; ich miethete achtzehn derselben und versprach, ihm bei meiner Ankunft an diesem Orte hundert und

achtzig Milreis, ungefähr zwei und zwanzig Pfund Sterling, zu bezahlen.

Die Cidade do Serro, früher Villa do Principe genannt, liegt theils am nördlichen Abhange, theils auf dem Rücken eines Berges, der von Osten nach Westen läuft, und besteht hauptsächlich aus einer langen Straße, die von einigen anderen durchschnitten ist. Diese sind fast alle gut gepflastert, und die Häuser mit wenigen Ausnahmen weiß übertüncht. Wie in der Hauptstadt des Diamanten-Districts, so hat auch hier fast jedes Haus einen kleinen Garten, wodurch die Stadt, aus der Ferne gesehen, ein sehr freundliches Ansehn gewinnt. Ich verweilte hier nur einen Tag und hatte daher wenig Gelegenheit, viel Erkundigung einzuziehen; doch bemerkte ich bei einer Wanderung durch die Hauptstraße, daß es eine ziemlich todte Stadt war. Ihre Bevölkerung belief sich, nach St. Hilaire, im Jahre 1817 auf 2500 bis 3000 Köpfe; sie hat einige gute Kaufläden, der größte Theil ihrer Einwohner besteht jedoch aus Ackerbauenden, deren Meiereien in der Nachbarschaft liegen. Man hat ehemals in dem thonigen Boden, und besonders in einem kleinen Bache, der durch das Thal unterhalb der Stadt fließt, ziemlich viel Gold gefunden; gegenwärtig ist jedoch diese Quelle fast erschöpft, und nur einige von den reicheren Bürgern lassen noch ein paar Sclaven nach diesem köstlichen Metall suchen.

Die Berge rings um die Stadt sind mit einem Grase

bedeckt, welches die Brasilianer Capim gordura (Melinis minutiflora, Nees ab E.) nennen. Es ist mit einer öligen klebrigen Substanz überzogen und wächst gewöhnlich an Stellen, wo man des Anbaus wegen den Urwald gelichtet hat, und ist ein Lieblingsfutter für Rinder und Pferde, aber obgleich sie sich schnell davon mästen, so werden doch die letzteren, wenn sie es längere Zeit fressen, engbrüstig. Martius betrachtet diese Pflanze als ein Erzeugniß von Minas Geraës, während St. Hilaire anderer Meinung ist, und da sie in dieser Provinz jetzt überall vorkommt, so läßt es sich schwer entscheiden, welcher von diesen ausgezeichneten Botanikern Recht habe. Alle Ackerbauer, mit welchen ich hierüber zu Rath gegangen bin, stimmen mit St. Hilaire überein, obgleich sie hinsichtlich des ursprünglichen Heimatortes der Pflanze verschiedener Meinung sind. Man findet nur auf Gebirgen größere Flächen von ihr bedeckt, und gegenwärtig verbreitet sie sich schnell nach Norden. St. Hilaire fand sie auf seinen Reisen nicht über 17° 40′ südlicher Breite hinaus, ich aber bemerkte sie auf meinem Uebergange über die Serra Geral von Goyaz nach Minas viele Grade nördlich von dieser Parallele. Ich fand sie nur in der Nähe von Häusern, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie in einigen Jahren dieses Gebirge auf gleiche Weise bedecken wird, wie die Höhen von Minas. Der Same ist jedenfalls von den Maulthierkarawanen fortgetragen worden, welche durch die letztere

Provinz nach Goyaz ziehen. Eine andere Pflanze, die mit diesem Grase zum Vorschein kommt und eine der schlimmsten Plagen bildet, mit welchen der brasilianische Landwirth zu kämpfen hat, ist die Pteris caudata, ein großes Farnkraut, Sambambaia genannt.

Von der Cidade do Serra aus zogen wir durch eine hügelige Gegend, die dichter bewaldet war und eine größere Anzahl von Wohnungen enthielt als jene, die hinter uns lag, und erreichten nach einer Reise von vier Legoas des Arraial de Tapanhuacanga. Wir übernachteten hier in einem öffentlichen Rancho, wo vor uns eine große mit europäischen Waaren beladene Karawane von hundert Maulthieren aus Rio de Jeneiro angekommen war. Dieses Dorf liegt in einem Grunde, der von einigen ziemlich hohen Bergen umgeben ist, von welchen die nächsten mit Gras, einigen vereinzelten Bäumen und einer ungeheueren Anzahl der großen Lehmnester der weißen Ameisen bedeckt sind, während die entfernteren noch Urwald schmückt. Zu der Zeit, als das Dorf entstand, wurde in der Umgegend viel Gold gefunden, das aber jetzt so ziemlich erschöpft ist. Der Ort hat zwanzig bis dreißig Häuser, wovon aber die meisten in Trümmer verfallen; die zwei Kirchen befinden sich in ähnlichem Zustande. Unterhalb des Dorfes fließt ein kleiner Bach, in dessen Bette noch immer einige Unglückliche durch Goldwaschen ihren Lebensunterhalt zu gewinnen suchen. Während wir uns in dem Rancho be-

fanden, brachte einer von den zur Karawane gehörigen Leuten eine Handvoll mit Blättern bedeckter Zweige herbei, woraus er, nachdem er sie eine Weile über das Feuer gehalten hatte, bis sie zusammenschrumpften, für sich und seine Gefährten eine Art Thee bereitete. An der Frucht, die sich daran befand, erkannte ich, daß es eine Art des Symplocos war. Es gibt außerdem noch viele andere Sträucher und Bäume, aus deren Blättern die Einwohner von Minas ihren sogenannten Congonha bereiten; am gebräuchlichsten ist das Laub der Ilex Paraguayensis, die das berühmte Yerba von Paraguay liefert.

Wir verließen Tapanhuacanga früh am nächsten Morgen und hielten nach einer Reise von fünf und einer halben Legoa bei einer Fazenda Namens Retiro de Padre Bento, einem großen Hause, das auf dem sanften Abhange eines grasigen Hügels lag. Der ganze Weg führte durch ein offenes, hügeliges und grasiges Gelände, dessen Weide hauptsächlich aus Capim gordura bestand. An mehren Stellen hatte man in dem Boden nach Gold gewühlt, doch waren alle Gruben wieder aufgegeben worden. Das bereits erwähnte große Farnkraut bedeckte weite Strecken, und einer der gewöhnlichsten Bäume war eine schöne große Hyptis (Hyptis menbranacea, Benth.) mit großen Rispen purpurrother Blumen. Dieser Baum hat eine Höhe von zwanzig bis vierzig Fuß und ist eine der

größten Arten von der Familie der Lippenblüthler (Labiatae), die ich in Brasilien gefunden habe.

Am nächsten Morgen zogen wir, nachdem eine halbe Legoa zurückgelegt war, durch das Arraial de Nossa Senhora da Conceição do Mato Dentro. Dieses Dorf liegt in einer Schlucht an dem Ufer eines kleinen Baches und ist von hohen grasbedeckten Bergen umgeben. Es zählt ungefähr zweihundert Häuser, die zwei lange gleichlaufende Straßen bilden, und ist einer der jämmerlichsten Orte, die ich je gesehen habe. Viele dieser Häuser verfallen in Trümmer, und diejenigen, welche noch bewohnt werden, sind nicht einmal weiß übertüncht, sondern nur mit rothem Lehm berappt. Das umliegende Gelände hat ein nacktes Ansehn, da aber alle Berge mit Capim gordura bedeckt sind, so erscheint es noch immer nicht so unfruchtbar wie die Umgegend von Cidade Diamantina. Aber es fehlt diesen Bergen an den schönen kleinen Sträuchern, wodurch die Gebirge des Diamantendistrictes für den Botaniker so interessant werden. Außer einigen kleinen an den Häusern liegenden Gärten sind in der Nachbarschaft von Conceição keine Spuren von Anbau zu finden. In geringer Entfernung von diesem Dorfe führt der Weg über einen hohen Berg, auf dessen Gipfel wir in einen kalten dichten Nebel geriethen, der, vom Winde getrieben, sich hinabwälzte in das Thal, aber augenblicklich verschwand, sobald er eine wärmere Atmosphäre erreichte. Wir zogen ungefähr eine

halbe Legoa durch diesen Nebel und tauchten endlich aus ihm hervor, als wir auf der anderen Seite von der Serra herabstiegen. Auf diesem Abhange begegneten wir einer anderen großen Karawane, die wohl aus hundert Maulthieren bestehen mochte und theils nach dem Diamantendistricte, theils nach Minas Novas ging. Der Weg war hier so schmal, daß unser kleiner Zug halten mußte, bis der andere vorübergezogen war.

Ungefähr anderthalb Legoas von Conceição kamen wir zu einem kleinen Eisenwerk, das einem deutschen Hufschmiede gehört. Es liegt höchst romantisch an dem Ufer eines Flüßchens, das sich durch einen engen felsigen Kanal ergießt, und ist von Urwaldbergen umgeben. Der Eigenthümer dieser Eisenhütte erzählte mir, daß er schon seit achtzehn Jahren in Brasilien lebe und davon sieben an diesem Orte. Sein Schmelzofen ist nicht groß und bereitet täglich nur einen Centner Eisen; aber der Schmied hatte die Absicht, noch einen anderen von gleicher Größe zu errichten. Die Gebläse für den Schmelzofen und die Schmiedefeuer, so wie der große Hammer, welcher das Eisen zu Barren schlägt, werden durch Wasser getrieben. Der Schmied beschäftigt mehre Arbeiter, die allerlei im Lande gebräuchliche eiserne Geräthe, besonders für Maulhiere bestimmte Hufeisen, fertigten, welche von den täglich vorüberziehenden Tropeiros schnell gekauft werden. Er erzeugt auch etwas Stahl, der jedoch, wie er gestand, nur

von geringer Güte ist. Die Nachbarschaft gibt Eisensteine und Holz zu Kohlen in Menge. Vielleicht ist die Provinz Minas Geraës eisenreicher als irgend ein anderer Theil der Welt, ja man kann dieses Metall, wie St. Hilaire bemerkt, für unerschöpflich halten *). In Europa wird das Eisenerz gewöhnlich in bedeutender Tiefe gefunden, in Minas aber liegt es häufig nahe an der Oberfläche.

Von Girão, so heißt diese Schmiede, zogen wir eine Legoa weiter und hielten für die Nacht in einem öffentlichen Rancho bei einer Fazenda Namens Escadinha. Die Gegend war auf der letzten Strecke dieser Reise mit Urwald bekleidet, der mich an die Wälder des Orgelgebir-

---

*) Martius sagt, indem er von den Erzeugnissen der Provinz Minas Geraës spricht: Man findet hier fast alle Arten von Metallen. Eisenstein, der neunzig Procent gibt, kommt überall vor und bildet gewissermaßen den Hauptbestandtheil langer Ketten; Blei findet man jenseits des Rio de San Francisco in Abaité, Kupfer in San Domingos, bei Fanado in Minas Novas; Chromium und Braunstein in Paraopeba; Platina bei Gaspar Soares und in anderen Flüssen; Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Antimonium und Mennigerz bei Villa Rica; Diamanten in Tijuco und Abaité; gelbe, blaue und weiße Topasen, gras- und blaugrüne Aquamarine, rothe und grüne Turmaline, Chrysoberylle, Granaten und Amethyste hauptsächlich in Minas Novas. Vor Allem aber ist der große Zufluß von Ansiedlern, wie die schnelle Zunahme der Bevölkerung in dieser Provinz und besonders in der Hauptstadt der großen Menge Goldes zuzuschreiben, das man hier seit mehr als einem Jahrhundert gefunden hat.

ges erinnerte und, wie jene, sehr reich mit Baumfarnen, kleinen Palmen und einer großen Bambusart versehen war. Welche Lust, sich wieder in eine solche Region versetzt zu sehen, nachdem wir so lange Zeit die dürren Provinzen des Nordens durchwandert hatten.

Am folgenden Morgen zogen wir nach einer Reise von ungefähr zwei Legoas an einem kleinen Dorfe, Arraial do Morro de Gaspar Soares genannt, vorüber, das dem in Brasilien herrschenden Brauche zuwider auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt. Es ist von anderen mit Capim gordura bedeckten Bergen umgeben, das troß der bereits ihrem Ende nahenden trockenen Jahreszeit vollkommen grün war und einen bedeutenden Gegensatz zu den Triften von Ceará, Piauhy und Goyaz bildete, welche in dieser Jahreszeit gänzlich verbrannt sind. Man sah hier keine Spur von Anbau, obgleich ich mir sagen ließ, daß all diese nackten Campos ehemals bebaut gewesen seien, bis das Capim gordura sich ihrer bemächtigt hätte. In einiger Entfernung hat man die Urwälder gelichtet und neue Pflanzungen angelegt, die man in Zukunft derselben Ursache wegen ebenfalls wieder aufgeben wird. Troß dem üppigen Weidelande sah man nur wenige Rinder grasen. Da wir nicht die Absicht hatten, in dem Dorfe zu halten, und der Weg an dem Fuße des Berges vorüberführt, auf welchem es liegt, so hatte ich keine Gelegenheit, es näher in Augenschein zu nehmen, aber es erschien von Weitem

sehr freundlich und malerisch. Am Wege lagen nicht weit von einander zwei kleine Eisenwerke. Diese Schmieden wurden zur Zeit, als Brasilien noch portugiesische Colonie war, von der Regierung angelegt, und der größte Theil des hier erzeugten Eisens ging nach dem Diamanten-Districte, wo man es bei den Bergwerken brauchte; gegenwärtig sind sie in den Händen von Privatpersonen. Zwei Legoas über dieses Dorf hinaus beendigten wir unsere Tagereise bei einer Venda Namens Ponte Alta, bei welcher sich ein öffentlicher Rancho befindet. Die Gegend, durch welche wir zogen, war für den Botaniker nicht sonderlich anziehend; am Ufer eines Bächleins bei dem Rancho wuchs eine schöne Art der Vochysia mit langen Aehren hellgelber Blumen und ein Rubus, dessen Frucht, wenn sie reif ist, eine grüne Farbe und ziemlich den Geschmack einer Stachelbeere hat.

Von Ponte Alta brachte uns eine Reise von drei Legoas nach dem Arraial de Itambé. Der Weg führte durch ein hügeliges, aber ziemlich gut bewaldetes Gelände mit einer mannigfaltigeren Vegetation, als mir, seit ich den Diamanten-District verlassen hatte, irgendwo vorgekommen war. Anderthalb Legoas von Itambé erstiegen wir eine bedeutende Höhe, und nachdem wir ungefähr eine halbe Meile durch einen Wald gezogen waren, gelangten wir auf eine offene Strecke mit feuchtem sandigen Boden, die

mir eine große Sammlung sehr seltener und interessanter Pflanzen bot.

Das Arraial de Itambé liegt in einem anmuthigen Thale am Ufer eines Flüßchens gleiches Namens, über welches uns, ehe wir in das Dorf gelangten, eine vortreffliche hölzerne Brücke führte. Der Ort zählt achtzig bis hundert Häuser und eine Kirche, aber die meisten waren sehr verfallen; ja mir ist, die Villa de Parnagoá im Süden der Provinz Piauhy ausgenommen, an keinem Orte von gleicher Größe der Anblick des Verfalls und der Verödung so deutlich entgegengetreten wie hier; eben so elend war das Aussehn der Einwohner. Das Thal, in welchem das Dorf liegt, ist von hohen sanft abhängigen Bergen umschlossen, wovon einige grasig und felsig, andere mit niedrigem Holze bedeckt sind. Jenseit dieser Berge und ungefähr eine Legoa westlich vom Dorfe liegt eine höhere Gebirgskette, Itacolumi und, nach ihren sieben Gipfeln, auch Sete Pecados Mortaes genannt. Dieses Gebirge war einst mit Wäldern bedeckt, die vor ungefähr vierzig Jahren zufällig durch Feuer zerstört wurden. Auch bei Itambé sucht man vergebens nach Spuren von Anbau; nur einige Häuser haben kleine Gärten mit einigen Orangen und anderen Fruchtbäumen. Vormals trieb man hier in dem Bette des Flusses nicht unbedeutende Goldwäschereien, jetzt aber findet man dieses Metall nur noch

in so kleinen Quantitäten, daß es nicht die Arbeitkosten decken würde.

Von Itambé begaben wir uns nach einem kleinen, zwei und eine halbe Legoa entfernten Dorfe, Namens Onça, das aus einem Dutzend Häuser und einer Kapelle bestand. Der Weg, der uns von Itambé auf die Serra hinan führte, war sehr felsig, und dann erreichten wir eine hügelige Gegend. Eine der wenigen Pflanzen, die ich auf dieser Reise fand, war die schöne Mutisia campanulata, Less., eine Kletterpflanze mit erbsenartigen Blättern und großen scharlachrothen Blumenköpfen, die sehr anmuthig an langen Stielen hangen.

Unsere nächste Station war eine doppelte Tagereise und betrug sechs Legoas. Der Weg führte durch ein offenes, welliges und sehr reiches Gelände, und wir kamen an einigen großen, von bedeutenden Maispflanzungen umgebenen Fazendas vorüber. Die nicht angebauten Theile der Gegend waren mit Urwald bedeckt, in welchem ich zum ersten Mal, seit ich das Orgelgebirge verlassen, die brasilianische Kohlpalme (Euterpe edulis, Mart.) in großer Menge bemerkte. Wir hatten den ganzen Tag eine übermäßige Sonnenhitze, und es regte sich kaum ein Lüftchen; ich litt daher an heftigem Kopfschmerz. Der Ort, wo wir hielten, hieß Ponte do Machado, und wir fanden hier einen vortrefflichen Rancho. Die Nacht war hell und kalt, und als die Leute am Morgen hinausgingen, um die Maul-

thiere herbeizuholen, war das Gras mit Reif bedeckt, und der Thau, der während der ersten Nachtstunden auf das Laub der Sträucher sich gelegt hatte, in kleine Eiszapfen verwandelt. Es war dieß das erste Mal, daß ich in Brasilien Eis zu sehen bekam, und meine Leute sahen es zum ersten Male in ihrem Leben.

Von Ponte do Machado gelangten wir nach einer kurzen Reise von zwei Legoas früh am Vormittage zu dem Arraial de Cocaes, wo wir unsere Wohnung wie gewöhnlich in dem öffentlichen Rancho nahmen. Ich hatte schon lange vor meiner Ankunft an diesem Orte in Erfahrung gebracht, daß sich in seiner Nähe eine englische Bergwerkgesellschaft angesiedelt habe, und ich hörte jetzt, daß diese Niederlassung nur eine Viertellegoa entfernt auf einer hohen Serra läge, die denselben Namen führt wie das Arraial. Meine Geldmittel waren ziemlich erschöpft, und da ich bei meiner Ankunft in Ouro Preto, wovon wir jetzt nur noch zehn Legoas entfernt waren, meinen Tropeiro bezahlen mußte, so beschloß ich, den Beistand des Hauptgeschäftsführers dieser Bergwerke in Anspruch zu nehmen. Ich hatte von Natividade aus an die Herren Harrison und Comp. in Rio de Janeiro geschrieben, die während meines Aufenthaltes in Brasilien meine Geschäftsträger waren, und sie gebeten, alle an mich gerichteten Briefe und Packete an Herrn Hering, den obersten Geschäftsführer der Bergwerksgesellschaft von San João del

Rey zu senden. Hatte ich erst diesen Ort erreicht, so durfte ich darauf rechnen, all meinen Bedürfnissen abhelfen zu können, da mich Herr Hering persönlich kannte, indem ich ihn zu Anfange des Jahres 1837 in Rio de Janeiro getroffen hatte. Aber die Stadt San João del Rey, wo nach meiner Meinung Herr Hering seinen Wohnsitz hatte, lag noch immer sechs und dreißig Legoas entfernt. Aus dem fernen Westen Brasiliens kommend, hatte ich natürlich keine Empfehlungsbriefe an Herrn Goodair, den Geschäftsführer der Bergwerke von Cocaes, aber ich beschloß trotzdem, ihn um den Beistand anzusprechen, den ich nur von einem Landsmanne erwarten durfte.

Sobald mein Gepäck in dem Rango gehörig in Ordnung gebracht war, ritt ich nach dem Bergwerke, hörte aber, daß sich Herr Goodair nach einem etwas entlegenen Bergwerke begeben habe und vor zwei Stunden nicht zurückkommen werde. Ich beschloß daher zu warten, und wurde mittlerweile von einem der Beamten, einem Herrn Roscoe, zu Tische geladen. Er war verheirathet und hatte eine hübsche Familie von mehren kleinen flachshaarigen Kindern, und diese wie das aufgetragene Mahl, das hauptsächlich aus gebratenem Rindfleisch und englischen Kartoffeln bestand, versetzten mich plötzlich in meine Heimat. Kurz nach Tische erschien Herr Goodair, und nachdem ich ihn von dem Zwecke meiner langen Reise unterrichtet hatte, gestand ich ihm ganz offen, in welche unangenehme Geld-

verlegenheit ich gerathen sei, und bat um ein Darlehn von 25 Pfund, wofür ich ihm eine Anweisung auf meine Agenten in Rio geben wollte. Ich versicherte ihm, daß er nicht nur mich, sondern auch diejenigen, unter deren Schutze ich reisete, sehr verbinden würde, und erbot mich, ihm Beglaubigungsschreiben vorzulegen, die ich, um beweisen zu können, daß ich kein Betrüger sei, absichtlich mitgebracht hatte. Aber Herr Goodair wollte dieselben keines Blickes würdigen; er bedauerte, Nichts für mich thun zu können, fügte jedoch hinzu, daß meine Agenten in Rio auch die Agenten der Bergwerkgesellschaft von Morro Velho seien, und ich daher vielleicht dort einigen Beistand erlangen könne. „Jedenfalls ist der dortige Arzt ein Landsmann von Ihnen, ein Schotte, und es ist möglich, daß er sich bewogen fühlt, Ihnen aus der Noth zu helfen.“ Mit diesem Rathe drehte er sich um und verließ, ohne mir einen guten Tag zu wünschen, das Zimmer.

Man kann sich denken, daß ich mich durch diese unfeine Behandlung nicht wenig verletzt fühlte. Es stand allerdings ganz in seinem Willen, mir das Geld zu leihen oder nicht, aber ich konnte doch sicherlich eine etwas freundlichere Aufnahme erwarten. Ich blickte auf meine lange mühsame, mehr als zweijährige Reise zurück, und indem ich der Güte und Freundlichkeit gedachte, welche mir von Eingeborenen erwiesen worden war, die nie vorher von mir gehört hatten, empfand ich um so bitterer die Ver-

achtung, womit mich ein Engländer zurückwies, gerade der einzige, den ich auf meiner ganzen Reise um eine Gunst gebeten hatte. Vielleicht ließ er sich durch mein Aeußeres bestimmen, denn die nöthiger Weise nur sehr karge Garderobe, mit welcher ich die Küste verlassen hatte, war ziemlich abgerissen, und zu neuen Einkäufen fehlten mir die Mittel. Ich war bedeutend von der Sonne verbrannt, und die Beschwerden der langen Reise, die unnahrhafte und dabei spärliche Kost, sowie die bange Besorgniß, die aus dem Uebel entsprang, für welches ich hier vergebens Abhilfe gesucht hatte, mochten mich ohne Zweifel in eine nicht eben sehr empfehlende Erscheinung umgewandelt haben. Doch wäre Herr Goodair ein gefälliger Mann gewesen, so hätte er durch einige Erkundigungen leicht erfahren können, daß ich nicht mit betrügerischen Absichten umging; ich war mit vier Dienern und fast zwanzig schwerbeladenen Maulthieren im Dorfe angelangt und mit ausgezeichneten Beglaubigungsschreiben versehen. Dieß wären Beweise genug gegen einen solchen Argwohn gewesen.

Da ich von den Herren Roscoe und Rigby, einem anderen Beamten der Niederlassung erfuhr, daß Herr Hering oberster Geschäftsführer des Bergwerkes Morro Velho sei, welches nur noch elf Legoas entfernt lag, so beschloß ich sogleich, dorthin aufzubrechen und zu sehen, ob Briefe aus Rio de Janeiro an mich eingegangen wären. Ich hatte

gehofft, die geognostische Beschaffenheit des Bergwerkes zu untersuchen, aber mir war diese Absicht durch die mir zu Theil gewordene Aufnahme verbittert worden. Herr Rigby zeigte mir jedoch wenigstens die Oberfläche. Das Bergwerk liegt nahe am Gipfel der östlichen Seite der Serra de Cocaes. Im Jahre 1833 erkaufte die jetzige Gesellschaft ein funfzigjähriges Besitzrecht, nachdem die frühere lange Zeit mit Erfolg gegraben hatte; im Juni 1834 begann die Gesellschaft ihre Arbeiten, und obgleich man dieselben mit vieler Ausdauer und bedeutenden Kosten fortgesetzt hat, so ist doch die Ausbeute immer nur unbedeutend gewesen. Zur Zeit meines Besuches kostete das Bergwerk bereits 200,000 Pfund Sterling. Die Betriebsweise war hier eine ganz andere, als ich sie bis jetzt in Brasilien gefunden hatte; das ganze Maschinenwerk wurde durch Wasserkraft getrieben, und es war interessant, zu sehen, wie ein einziger kleiner Strom, den man mehre Legoas weit hergeleitet hatte, zu so vielen nützlichen Zwecken benutzt wurde. Fürs Erste trieb er eine Sägemühle, hierauf ergoß er sich nach der Mühle, wo Mais für die Sclaven gemahlen wurde, dann wurde er nach einer Schmiedewerkstatt geleitet, wo er das Gebläse eines Schmelzofens und den Hammer in Bewegung setzte; von hier floß er in einen großen Gemüsegarten und trieb dann eine Maschine, womit man das Erz aus dem Bergwerke zog. Hierauf floß er hinab, um ein großes Pumpenrad von vierzig Fuß

im Durchmesser zu bewegen, und außerdem trieb er noch zwei Stampfmaschinen, welche das Erz zu Pulver zerstießen, noch eine andere Maschine zum Heben des Erzes, ein zweites Pumpenrad von vierzig Fuß im Durchmesser und endlich ein Rad, das eine Maschine in Thätigkeit erhielt, wodurch man frische Luft in das Bergwerk brachte. Man findet das Gold in einem weichen, bröckeligen, graufarbigen und glimmerartigen Eisenschiefer, den die Brasilianer Jacutinga nennen. Der Hauptschacht ist ungefähr funfzig Klaftern tief. Es waren gegenwärtig dreißig englische Bergleute, ungefähr dreihundert Sclaven und dreißig gemiethete freie Brasilianer bei dem Bergwerke beschäftigt.

Das Dorf Cocaes ist nicht nur an sich das hübscheste, das ich in Minas gefunden habe, sondern auch das am schönsten gelegene. Es ist an dem sanften Abhange und auf dem Gipfel eines niedrigen Berges erbaut, der sich im Grunde eines von der Serra gebildeten Halbkreises erhebt. Die Serra selber ist an einigen Stellen mit Urwald bedeckt, an anderen nackt und felsig. Zwischen der Serra und dem Dorfe fließt die Una, ein kleiner Bach, der jedoch in der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser enthält. Ueberall längs seinem Ufer und selbst weit davon entfernt hat man den Boden nach Gold durchwühlt, und diese Arbeiten werden noch immer fortgesetzt. Alle Häuser hatten ein freundliches Ansehn, waren meist weiß getüncht und von kleinen Gärten mit Orangen- und Kaffeebäumen,

Bananen u. s. w. umgeben. Die Kirche erhebt sich über alle anderen Gebäude, und rings um sie her stehen einige große Palmen, die dem ganzen Orte ein echt tropisches Ansehn geben.

Am Morgen des zweiten Tages nach unserer Ankunft ließen wir das Arraial de Cocaes hinter uns, und es dünkte mir etwas hart, durch dieses Eldorado reisen zu müssen, fast ohne einen Pfennig in meiner Tasche zu haben, während ich, nach dem ersten Versuche zu urtheilen, mir keine große Hoffnung machen durfte, meiner Geldnoth abhelfen zu können. Nachdem wir auf einem vortrefflichen Wege die Serra hinangestiegen und an dem Eingange des Bergwerkes vorübergezogen waren, stiegen wir auf der anderen Seite wieder hinunter und folgten dann ungefähr vier Legoas weit einer fast westlichen Richtung längs dem Fuße der Serra, bis wir Nachmittags zwei Uhr das berühmte Bergwerk Gongo Soco erreichten. Auf halbem Wege zogen wir durch das Dorf de San João do Morro Grande, das zum größten Theil eine einzige lange enge Straße bildet. Das umliegende Land besteht aus einem groben eisenhaltigen Boden, den man überall durchwühlt hat, doch ist das Gold jetzt ziemlich erschöpft, und es sind mit diesem Erwerbzweige nur noch sehr wenige Einwohner beschäftigt. Wie die meisten anderen Dörfer, die ihren Ursprung dem goldhaltigen Boden der Umgebung verdanken, zeigt auch dieses alle Merkmale des Verfalles. Die Häu-

ser, die in Zeiten des Wohlstandes erbaut wurden, gehen schnell ihrem Einsturze entgegen, und die wenigen neuerlich entstandenen sind von weit geringerer Beschaffenheit. Ziemlich in der Mitte des Arraials steht eine schöne noch gut erhaltene Kirche. Unterwegs zogen mehre nach Rio gehende englische Bergleute an uns vorüber, die von einem Bergwerke kamen, das vor einigen Jahren auf der Serra de Candonga zwischen Tapanhuacanga und der Cidade do Serro angelegt worden war, jetzt aber wieder aufgegeben werden sollte.

Herr Rigby hatte mich mit einem Briefe an Herrn Baird, einen der Theilhaber eines großen Magazins in Gongo Soco versehen, und da mir von diesem eine sehr freundliche Aufnahme zu Theil wurde, so fühlte ich mich hier behaglicher als in Cocaes. Sämmtliche Häuser dieses Ortes gehören der Gesellschaft, und es ist unzweifelhaft eines der hübschesten Dörfchen der Provinz Es liegt sehr anmuthig in einem engen Thale, das nördlich von der hohen bewaldeten, westwärts von Cocaes liegenden Serra und südlich von niedrigeren wellenförmigen und grasigen Höhen begränzt wird. Mit Ausnahme des großen Hauses, das Herr Duval, der oberste Geschäftsführer bewohnt, bestehen alle übrigen nur aus einem Stockwerk. Sie sind einzeln stehend, aber in Straßen geordnet, nach Art der englischen Hütten erbaut und auf der Vorderseite mit Blumenbeeten und häufig mit Palmen und anderen trop-

ischen Bäumen geschmückt. In der Mitte des Dorfes steht eine kleine, aber schöne Kirche für die von der Gesellschaft beschäftigten freien brasilianischen Arbeiter und Sclaven. Die Gesellschaft hält einen katholischen Priester, und früher gab es hier auch einen englischen Geistlichen. In diesem Dorfe wohnen die Beamten und die meisten englischen Arbeiter. Die Wohnungen der Sclaven liegen eine halbe Meile weiter westlich bei den Bergwerken.

Ich wurde von Herrn Hammond, der gegenwärtig Hauptgeschäftsführer war, indem sich Herr Duval in Rio befand, und von den übrigen Beamten sehr freundlich aufgenommen und werde besonders einem dieser Herren für seine uneigennützige Güte zu ewigem Danke verpflichtet bleiben, um so mehr, als er nicht einmal mein Landsmann war. Ich meine Herrn Virgil von Helmreichen, den Ingenieur der Gesellschaft. Nachdem er ein Gespräch über meine Reisen und Bestrebungen mit mir angeknüpft hatte, erzählte er mir, daß er mit Natterer, dem berühmten zoologischen Reisenden bekannt gewesen sei, und daß dieser häufig von der mißlichen Lage gesprochen habe, in welche er mehrmals auf seinen Reisen durch das Innere gerathen sei, indem es ihm an Gelegenheit gefehlt, Geld zu beziehen. Dieß veranlaßte Herrn von Helmreichen, sich nach dem Zustande meiner Geldmittel zu erkundigen, und nachdem ich ihm hierüber ein offenherziges Bekenntniß abgelegt, bot er mir großmüthig so viel

Geld an, als zu meiner Reise bis Rio nöthig sein würde, ohne eine andere Bürgschaft zu verlangen, als mein Versprechen, es bei meiner Ankunft daselbst seinem Agenten zurückzuerstatten. Ich weigerte mich jedoch, dieses freundliche Anerbieten anzunehmen, bis ich mich in Morro Velho überzeugt hätte, ob daselbst Briefe an mich eingegangen wären.

Als ich gegen Herrn Hammond den Wunsch äußerte, das Innere des Bergwerkes zu besuchen, gab er augenblicklich seine Einwilligung und beauftragte einen Aufseher, mir das Geleit zu geben. Herr Ferriar, ein junger Mann, den ich schon früher in Rio gesehen hatte, war mein Begleiter. Ehe wir hinabstiegen, wurden wir in ein Gemach geführt, wo die Aufseher ihre Grubenkleidung aufbewahren und wir unseren Anzug mit der üblichen Bergmannstracht vertauschen mußten. Diese bestand aus einem langen groben Flanellhemde, einem Paar Unterhosen von gleichem Stoffe, und Rock und Beinkleidern von grober Packleinwand, einem starken ledernen Hute, der vest auf den Kopf paßte, und einem Paar vester Schuhe, die wir an die nackten Füße zogen. So gerüstet erhielten wir jeder zwei Lichter, wovon das eine sogleich benutzt und in eine als Leuchter dienende weiche Lehmkugel gesteckt und das andere für späteren Gebrauch an den Knopf des Rockes gehängt wurde. Hierauf traten wir durch die sogenannte Einfahrt in das Bergwerk und stiegen dann

zu dem nächsten, sieben Klaftern tiefer gelegenen Flügelort hinab, und so immer tiefer bis zum siebenten der neun Flügelörter oder Werkplätze, aus welchen das Bergwerk besteht. Da die beiden letzten mit Wasser angefüllt waren, so konnten wir diese nicht besuchen. Die Entfernung zwischen jedem dieser Flügelörter beträgt sieben Klaftern, so daß wir eine Tiefe von 294 Fuß erreichten, während man bis zur tiefsten Stelle 378 Fuß zählt. Die Aushöhlungen dieser Flügelörter bestehen aus engen Gängen oder Galerieen, die, vier bis fünf Fuß breit und fünf bis sechs Fuß hoch, in verschiedenen Richtungen durch den glimmerartigen Eisenschiefer oder Jacutinga getrieben sind. Dieser Schiefer ist so weich, daß man die Gänge, indem man sie aushöhlt, stark mit Holz ausfüttern muß, damit sie sich nicht wieder schließen, und an mehren Stellen sieht man mit Verwunderung, wie einige der dicken Pfeiler von hartem brasilianischen Holze, die häufig anderthalb Fuß im Durchmesser haben, durch das von oben einwirkende Gewicht zerquetscht und zerbrochen sind. Die Hauptgoldader läuft nach Westen, doch fehlt es nicht an ablaufenden Zweigen; sie ist von sehr ungleicher Ergiebigkeit und gibt zuweilen — wie zur Zeit meines Besuches — fast gar kein Gold, zuweilen aber auch so reichhaltige Klumpen, daß man an einem einzigen Tage mehr als hundert Pfund reinen Metalles gewinnt. Das reiche Erz wird gewaschen und in Mörsern zerstoßen, während man das ärmere in die

Stampfmühlen schafft und dann entweder durch Waschen in der Bateia scheidet oder amalgamirt. Trotz dem größeren Reichthume dieses Bergwerkes schien das Maschinenwerk um Vieles mangelhafter zu sein als das in Cocaes.

Herr von Helmreichen zeigte mir einen von ihm entworfenen trefflichen Riß von einem Theile des Landes, in welchem das Bergwerk gelegen ist, und ich entlehne ihm folgende geognostische Bemerkungen. Die Serra, die nördlich vom Bergwerke von Osten nach Westen läuft, ist von primärer Beschaffenheit, indem die Masse ihres Mittelpunctes aus Granit besteht. Auf diesem Granit liegt ein mächtiges Bett von schieferigem und thonigem Schiefer, der sich in einem Winkel von 45° erhebt. Ueber diesem liegt ein anderes mächtiges Lager von Itacomulith, das dieselbe Neigung hat, wie das Gestein unterhalb, und unmittelbar darüber der Jacutinga oder weiche glimmerartige Eisenschiefer, welcher das Gold enthält und ungefähr funfzig Klaftern mächtig ist. Den Jacutinga bedeckt wieder ein mächtiges Lager von Itacomulith, und eine halbe Meile südlich von dem Bergwerke erhebt sich in demselben Winkel und in derselben Richtung wie das andere Gestein ein mächtiges Bett von krystallisirtem aufgeschichteten Kalkstein. Ungefähr eine halbe Meile östlich von dem Bergwerke läuft der Jacutinga in eine Spitze aus, nach Westen aber scheint er unerschöpflich zu sein, und in dieser Richtung werden alle ferneren Eingrabungen stattfinden.

Am Morgen des neun und zwanzigsten Augusts brach ich von Gongo Secco nach dem Bergwerk Morro Velho auf, das in nordwestlicher Richtung ungefähr sechs Legoas entfernt ist. Ich war nur von einem Führer begleitet und ließ all meine Leute in Gongo, da ich nur drei Tage wegzubleiben gedachte. Die zwischen den beiden Orten liegende Gegend ist ein unfruchtbares grasiges Hügelland, auf welchem man nur hier und da einige kleine Bäume sieht. In Gründen findet man jedoch gewöhnlich sogenannte Capoes. Ungefähr zwei und eine halbe Legoa von Gongo zogen wir durch ein kleines zerstreutes Dorf Namens Morro Vermelho, das sich in einem sehr verfallenen Zustande befand, und drittehalb Legoas weiter durch ein noch kleineres Dörfchen Namens Rapoza, am Ufer des Rio das Velhas gelegen, über welchen uns eine alte, schmale und wankende Holzbrücke ohne Geländer führte. Abends acht Uhr in Morro Velho anlangend, fand ich zu meiner großen Freude all meine Briefe und Packete aus England, die seit mehr als zwei Jahren an mich eingegangen waren, während man mich selber schon seit mehren Monaten erwartet hatte. Die Herren Harrison hatten mich mit ausreichenden Wechseln bedacht, so daß ich nun aus aller Verlegenheit befreit war. Ich saß fast die ganze Nacht, um meine Briefe zu lesen, aber die Stimmung, die sie erzeugten, war wahrlich keine freudige, denn mehre derselben brachten mir die Trauerbotschaft von dem

Tode naher und theuerer Freunde und Verwandten. Der herzlichen Aufnahme, die mir von Frau Hering, der Gattin des Hauptgeschäftsführers, und von Herrn Crickitt, dem Stellvertreter des Herrn Hering, der sich mit seinen zwei ältesten Töchtern in Rio befand, zu Theil wurde, werde ich stets mit inniger Dankbarkeit gedenken. Es wurden augenblicklich einige Zimmer für mich eingerichtet, und aus dem einzigen Tage, den ich anfänglich hier zu verweilen gedachte, wurde ein ganzer Monat, in welcher Zeit meine Gesundheit sich schnell wieder kräftigte. Am Tage nach meiner Ankunft sendete ich nach Gongo Soco, um Herrn Walker, meine Leute und mein Gepäck holen zu lassen.

Das Bergwerk Morro Velho befindet sich eine halbe Meile südöstlich von dem Arraial de Congonhas de Sabará. Das sehr unregelmäßig gebaute Dorf liegt in einem Thale und hat 2000 Einwohner. Bis zur Zeit, wo die benachbarten Bergwerke von Engländern übernommen wurden, war die Einwohnerzahl noch geringer. Es gibt hier drei Kirchen, deren eine nie vollendet wurde und jetzt in Trümmer zerfällt. Das Bergwerk liegt auf einem der Berge, welche das Thal umschließen, und war von seinen früheren Besitzern schon seit hundert Jahren bebaut worden, ehe es die jetzige Gesellschaft erkaufte. Als St. Hilaire dieses Dorf besuchte, hielt man das Gold für erschöpft *),

*) Aug. de St. Hilaire: Voyage dans le district des diamans etc. vol. I. p. 169. D. V.

während man gegenwärtig hier mehr findet als in irgend einem anderen Bergwerke des Landes. Die jetzige Gesellschaft begann ihre Arbeiten im Jahre 1830 unter der Leitung des Capitains Lyon, des nordischen Reisenden. Dieses Bergwerk unterscheidet sich bedeutend von jenem bei Gongo Soco, insofern hier die goldhaltige Ader in einem graufarbigen Thonschiefer vorkommt. Die Ader selbst, die in ihrer Hauptrichtung von Osten nach Westen läuft, besteht aus einer Art Quarz, der bedeutend mit kohlensaurem Kalk untermischt und stark mit Eisen-, Arsenik-, und Kupferkies geschwängert ist.

Das Erz wird zuerst durch Sprengen aus seinem Bett gebracht und dann von Sclavinnen in kleine Stücke zerschlagen, ungefähr wie die Steine, die man auf macadamisirte Wege streut; hierauf bringt man es in die Stampfmaschinen, wo es zu Pulver zerstoßen wird. Diese Maschine besteht aus einer Anzahl perpendiculärer, in einer Reihe stehender Schäfte, die unten mit großen Eisenstücken beschwert sind; diese werden durch einen gezähnten Cylinder, der durch ein großes Wasserrad getrieben wird, abwechselnd bis zu einer gewissen Höhe emporgehoben, und fallen dann zermalmend auf die Steine herab. Ein kleiner Wasserstrom, der beständig hindurchfließt, führt das gepulverte Erz auf eine hölzerne, sanft sich neigende Plattform, welche in eine Anzahl sehr seichter Felder getheilt ist. Der Boden jedes dieser Felder ist mit gegerbten

Häuten bedeckt, deren Haare nach oben liegen; die Goldtheilchen bleiben in den Haaren sitzen, während die leichtere Erdmasse hinweggespült wird. Der meiste Goldstaub wird auf den drei obersten oder Haupthäuten gesammelt, die alle vier Stunden gewechselt werden, während man die unteren je nach dem Reichthume des Erzes alle sechs bis acht Stunden wechselt. Der aus den Haupthäuten gewaschene Goldsand wird gesammelt und in Tonnen mit Quecksilber amalgamirt, während man den von den unteren Häuten in das Waschhaus bringt und auf eine ähnliche Plattform legt, wie sie bei der Stampfmühle sich befindet, bis er endlich reich genug ist, um mit dem von den oberen Häuten amalgamirt zu werden. Die Tonnen, in welchen dieser reiche Sand mit dem Quecksilber vereinigt wird, werden durch Wasser bewegt, und der Amalgamationsproceß ist gewöhnlich in acht und vierzig Stunden vollendet. Nachdem man das Amalgama herausgenommen, wird es durch Waschen von Sand gereinigt; hierauf drückt man es in Gemsenhäute und scheidet durch Sublimation das Quecksilber vom Golde. Es gehen bei dem ganzen Processe monatlich ungefähr fünf und dreißig Pfund Quecksilber verloren; aber zwei Monate vor meinem Besuche betrug der Verlust noch das Doppelte. Man hat den Goldstaub lange Zeit nach brasilianischem Gebrauche in Bateias aus dem Sande gewaschen; aber es hat sich ergeben, daß der Amalgamationsproceß vorzuziehen sei, da

er weniger Mühe kostet, und mehr Gold durch ihn gewonnen wird. Auch die Zillerthal- oder fließende Amalgamation hat man hier versucht, aber sie wegen des bedeutenden Quecksilberverlustes nicht zweckmäßig gefunden. Hiernächst versuchte man den Röstungsproceß, aber obgleich man durch dieses Verfahren einen bedeutend größeren Goldertrag gewann, so übten doch die dem Arsenik entsteigenden Dünste eine so nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit der Arbeiter, daß man es wieder aufgab. Eine Tonne Erz gibt drei bis vier portugiesische Oitavas Gold; doch hat man aus derselben Quantität häufig auch schon sieben Oitavas gewonnen. Zur Zeit meines Besuches wurden monatlich fünfzehn bis sechszehn hundert Tonnen Erz gepulvert.

Nachdem ich eine Woche in Morro Velho gerastet hatte, brach ich mit Herrn Monach, dem Wundarzte der Gesellschaft, nach der Serra da Piedade auf, die den höchsten Theil der großen westlichen Gebirgskette des Golddistrictes bildet. Eine Reise von drei Legoas in nördlicher Richtung brachte uns nach Sabará, welches außer der Cidade Diamantina die größte Stadt war, die ich bis jetzt im Inneren des Landes gesehen hatte. Sie liegt auf dem nördlichen Ufer des Rio das Velhas und am östlichen Fuße der bereits erwähnten großen Gebirgskette. Von dem Puncte aus gesehen, wo sie zuerst vor das Auge tritt, bietet sie einen sehr schönen Anblick dar, da sie mit ihren meisten-

theils großen Häusern und schönen Kirchen eine etwas erhöhte Lage hat. Die alte und die neue Stadt sind zusammen ungefähr eine Meile lang, aber nicht sehr breit; die Straßen sind geräumig und gut gepflastert, und nach den zahlreichen Brunnen zu urtheilen, kann es nicht an Wasser fehlen. Sabará wurde erst vor zwei Jahren zum Range einer Stadt erhoben, und der größte Theil seiner Einwohner besteht aus Kaufleuten; aber obgleich es der Cidade Diamantina an Größe ziemlich gleichkommt, so bildet es doch mit seinen stillen Straßen das wahre Gegentheil von dieser Stadt. Der eisenhaltige kiesige Boden in der Umgegend und längs den Ufern des Flusses ist durchgängig nach Gold durchwühlt, gegenwärtig scheinen sich jedoch nur noch sehr Wenige damit zu beschäftigen. Das Bett des Flusses soll sehr reich an Goldstaub sein.

Von Sabará gingen wir nach Cuiabá, einem ungefähr zwei Legoas entfernten Bergwerke, das der Gesellschaft von Cocaes gehört. Der Weg führte fast fortwährend längs dem Ufer eines kleinen Flusses ein enges, höchst malerisches Thal hinauf. Bei dem Bergwerke Cuiabá waren nur zwei Beamte, Herr Richards, der Oberaufseher, und Dr. Morson, der Arzt, der mit einer Engländerin vermählt war. Wir fanden hier eine freundliche Aufnahme. Da die Serra da Piedade noch immer drittehalb Legoas entfernt war, so übernachteten wir in Cuiabá und setzten am nächsten Morgen halb sieben Uhr in Herrn

Richards' Begleitung unsere Reise fort. Nachdem wir über den kleinen Fluß gegangen waren, der an dem Bergwerke vorüberfließt, führte uns der Weg fast unmittelbar zu dem jenseitigen Hochlande hinauf, und nachdem wir ungefähr zwei Legoas durch eine hügelige grasige Gegend zurückgelegt hatten, die nur in ihren Vertiefungen bewaldet war, gingen wir von der östlichen nach der westlichen Seite der Bergkette, von welcher die Serra einen Theil bildet, um den passenden Ort der Ersteigung zu erreichen. Wir gelangten zu diesem, indem wir längs dem Fuße der Serra, aber in bedeutender Erhöhung über der unten liegenden Ebene hinzogen. Die erste Hälfte des Weges ist ziemlich steil und führt über einen rauhen Boden von hartem röthlichen Eisenstein, wo man nur einige dünnstehende Büsche einer Art Baccharis und Lychnophora erblickt, während sich auf der graslosen steinigen Oberfläche zahlreiche Orchideen zeigten und darunter eine schöne Lälia mit gelben Blumen, eine sehr stachelige gestreckte Cactusart und zahlreiche große, wasserhaltige Tillandsien. Von hier kamen wir auf eine Fläche, die mit großen Blöcken glimmerartiger Gesteine bedeckt war. Der Weg läuft dann längs der westlichen Seite des Berges dicht am Rande einiger tiefen Abhänge hin und erhebt sich endlich zu einer ebenen Stelle, die nur noch eine kurze Strecke unter dem höchsten Puncte des Berges liegt. An dem nördlichsten Theile diese Fläche steht eine kleine Kirche, Nossa Sen=

hora de Piedade genannt, wo wir eine Gesellschaft von einem halben Dutzend Frauen und zwei Männern trafen, die kurze Zeit vor uns angekommen waren, um hier, wie wir bald erfuhren, ein Gelübde zu erfüllen. Wir sahen die großen aus Kerzen bestehenden Opfergaben, die sie der Kirche dargebracht hatten, und die Meisten hatten gelobt, den Boden der Kirche zu fegen, denn wir bemerkten, daß besonders die Frauen von den benachbarten Büschen kleine Zweige abschnitten, aus welchen sie Besen machten und damit, wenn auch nicht eben sehr sorgfältig, nach einander auskehrten. Wir ließen unsere Pferde bei der Kirche und erstiegen den höchsten Gipfel, der von sehr felsiger Beschaffenheit und mit kleinen Orchideen und Tillandsien bedeckt ist. Indem wir die Lebensmittel, die wir bei uns führten, hierher bringen ließen, setzten wir uns auf die Felsen und frühstückten. Nach Spix und Martius erhebt sich dieser Berg 5400 Fuß über den Meeresspiegel. Während wir uns auf dem unteren Theile desselben befanden, froren wir sehr empfindlich, denn wir waren in eine dichte Wolkenmasse eingehüllt, die an uns vorüberzog und uns zugleich bedeutend durchnäßte. Ich hatte noch nie vorher so deutlich die Bläschen wahrgenommen, aus welchen die Wolken gebildet sind. Erst um elf Uhr oder ziemlich zwei Stunden, nachdem wir den Gipfel erreicht hatten, begannen diese Wolken sich zu zertheilen, und nun öffnete sich uns nach allen Seiten hin eine weite Aussicht über das

Land, das, ausgenommen nach Westen, wo der flache Sertão-District liegt, sehr bergig ist. Aber so großartig diese Aussicht auch sein mochte, so mangelte ihr doch der Reiz eines bevölkerten und reich bebauten Geländes. Nur einzelne Häuser waren sichtbar, und die Villa de Santa Luzia, die ungefähr sechs Legoas südlich liegt, ist die einzige Stadt, die man erspähen kann, denn die anderen sind hinter den umliegenden Bergen versteckt. Zwei der hervorragendsten Puncte sind die Serras Cocaes und Caráça, welche letztere die höchste ist und ungefähr acht Legoas nach Nordosten liegt.

Auf der östlichen Seite des Berges dicht bei der Kirche gibt es einen kleinen Garten, der in besseren Zeiten, wie es scheint, sorgsam gepflegt worden ist. Ich bemerkte dort einige Birn- und Aepfelbäume, Kartoffeln und andere europäische Gewächse. Der größere Theil des Gartens, sowie der Gipfel der Serra vor der Kirche, war mit Sträuchen der gewöhnlichen europäischen Stachelbeere überwachsen, von welchen wir jeder eine Hand voll Früchte pflückten. Außerdem sind hier noch verschiedene andere europäische Pflanzen heimisch geworden, z. B. Hühnerdarm, Cerastium vulgatum. Die Kirche wird von einer ältlichen Mulattin gepflegt, und außer ihr lebt hier noch ein schmuziger Weißer, der die Kleidung eines Priesters trägt und sich für einen Einsiedler ausgibt. Einige Gemüse abgerechnet, die sie sich selbst erbauen, beziehen diese Leute all ihre Lebens-

mittel von unten herauf und ihr Trinkwasser gewinnen sie aus den Tillandsien, womit die felsigen Stellen der Serra bedeckt sind und die am unteren Theile ihrer Blätter einen bedeutenden Wasservorrath enthalten; jede gewöhnliche Pflanze gibt ungefähr ein Nößel Wasser.

Die Serra ist sehr reich an interessanten Pflanzen, obgleich sie sich in dieser Beziehung, wahrscheinlich weil es ihr allzusehr an Feuchtigkeit fehlt, noch nicht ganz mit dem Orgelgebirge messen kann. Auf dem oberen Theile fand ich zwei schöne Sträucher, die zur natürlichen Ordnung der Malpighiaceen gehörten, eine schöne strauchartige Styrax, eine Cassia von vier Fuß Höhe, die auf der Mitte des Gebirges sehr gewöhnlich ist, eine rothblumige Gaylussacia und eine Gualtheria, die beide in der Nähe des Gipfels in großer Menge vorkommen, eine strauchartige Abart der Drymis Granatensis, mehre Farnen und einige Moose und Flechten.

Mit der Dämmerung trafen wir wieder in Cuiabá ein, und nachdem ich den größeren Theil des Abends in der Gesellschaft des Dr. Morton und seiner Gattin zugebracht, war ich noch bis Mitternacht mit der Verwahrung der auf der Serra gefundenen Pflanzenexemplare beschäftigt. Am folgenden Tage kehrten wir nach Morro Velho zurück. Das Bergwerk Cuiabá ist ziemlich von derselben Beschaffenheit wie das von Morro Velho, wird aber in weit geringerem Maßstabe betrieben und ist auch

überdieß nicht so ergiebig. Während meines Aufenthaltes in Morro Velho unternahm ich mehre kleine Ausflüge in die Umgegend, wodurch meine Sammlungen bedeutend bereichert wurden.

Am Morgen des vier und zwanzigsten Septembers trat ich, nach einem herzlichen Abschiede von meinen Freunden in Morro Velho, meine Reise wieder an. Es führt von hier aus ein gerader Weg nach der Hauptstadt der Provinz Minas, Ouro Preto, welche ich zu berühren wünschte, da aber ein Theil meines Gepäcks von Cocaes aus nach einem Dorfe Namens San Caetano, das ungefähr drei Legoas unterhalb der Stadt Marianna liegt, vorausgegangen war, so fand ich mich genöthigt, mich zuerst dorthin zu wenden. Es war meine Absicht, auf demselben Wege, der mich hierher geführt hatte, nach Gongo Soco zurückzukehren, doch traf am Tage vor unserem Aufbruche in Morro Velho die Nachricht ein, daß die hölzerne Brücke, die bei Rapoza über den Rio das Velhas führte, zusammengefallen sei. Wir waren daher genöthigt, unseren Weg über Sabará zu nehmen, wodurch unsere Reise um zwei Legoas verlängert wurde. Ohne uns in Sabará aufzuhalten, erreichten wir des Nachmittags das Bergwerk Cuiabá, wo wir bei Herrn Richards übernachteten. Nach dem Frühstücke brachen wir wieder auf und waren zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags in Gongo Soco. Die ganze zwischen den beiden Orten liegende Gegend besteht,

mit Ausnahme der Serra nordwestlich von Gongo, aus nacktem grasigen Hügellande, wo es nur in den Gründen einige kleine Wälder gibt. Es war zu Ende der trockenen Jahreszeit und die Hügel hatten daher ein sehr dürres unfruchtbares Ansehn, und der Weg war mit feinem gelben Staube, den Trümmern des Thonschiefers bedeckt, aus welchem die Hügel bestehen. Wir befanden uns daher fast auf der ganzen Strecke fortwährend in einer dichten Staubwolke.

Auf halbem Wege zwischen beiden Orten zogen wir durch einen Theil der Villa de Caeté, einer ziemlich großen, aber elenden Stadt in einem engen seichten Thale, das in nordöstlicher Richtung von der Serra da Piedade sich ausdehnt, während die Villa selber ungefähr zwei Legoas von ihr entfernt ist. Die Stadt verräth wie viele andere der Bergwerkdistricte, daß sie einst bessere Tage gekannt hat, denn sie enthält die Trümmer vieler schöner Häuser, so wie eine der schönsten Kirchen im Inneren des Landes; ja St. Hilaire bezweifelt, daß es selbst in Rio de Janeiro eine gebe, die man mit ihr vergleichen könne.

Am Tage unserer Abreise von Gongo Soco zogen wir durch das Arraial de San João do Morro Grande und hielten für die Nacht in einem kleinen Dorfe Namens Barra, das eine Legoa südöstlich davon entfernt ist. Die Umgegend und der Weg, den wir zurückgelegt hatten, waren hügelig, nackt und dürr. Durch das Dorf fließt

ein kleiner Bach, dessen kiesige Ufer man völlig durchwühlt hat. Am nächsten Tage machten wir eine Reise von zwei Legoas und zogen eine halbe Legoa von Barra durch das Arraial do Brumado, ein langes zerstreut liegendes und verfallenes Dorf. Von hier aus verfolgten wir unseren Weg in östlicher Richtung, bis wir die Serra do Caráça erreichten, und längs dem hügeligen Fuße ihrer Nordostseite hinziehend, gelangten wir kurz nach Mittag in das Arraial de Cattas Altas, das am Fuße der Serra nach ihrem südöstlichen Ende zu liegt. Es besteht hauptsächlich aus einer einzigen langen Straße und scheint sich wie Brumado in nicht sehr blühendem Zustande zu befinden. Die Hügel rings um das Dorf und zwischen diesem und Brumado sind mit Capim gordura bedeckt. Hoch auf der Serra selbst gibt es eine Einsiedelei, Nossa Senhora da Mai dos Homens genannt. Das Gebäude wurde im Jahre 1771 von einem Portugiesen angefangen, der im Jahre 1818, zur Zeit als Spix und Martius es besuchten, noch immer, obgleich über hundert Jahre alt, am Leben war. Es ist jetzt in ein theologisches Seminar umgewandelt, das aber nur wenige Schüler enthalten soll. Diese Serra wurde von St. Hilaire so wie von Spix und Martius untersucht und sehr reich an seltenen Gewächsen gefunden. Auch ich wollte einen Tag darauf verwenden, sie zu erklimmen, aber wir hatten heftiges Regenwetter, und die oberen Theile des Gebirges waren in Wolken gehüllt.

Von Cattas Altas nimmt der Weg eine südliche Richtung längs dem Fuße der Serra do Caráça, und nachdem wir ungefähr zwei Legoas zurückgelegt hatten, ritten wir durch das Arraial de Inficcionado, ein anderes langes schmales Dorf, eben so groß und eben so verfallen wie Cattas Altas. Eine Legoa weiter gelangten wir in das Arraial de Bento Rodrigues, wo wir in einem öffentlichen Rancho über Nacht blieben. Der Weg war auf dieser Reise sehr hügelig und steinig; ich sah wenig Boden, der sich zu Pflanzungen geeignet hätte, denn er war meist von lehmiger Beschaffenheit und mit grobem eisenhaltigen Kies oder den Trümmern des schieferigen Gesteins der Serra untermischt. An allen Orten hatte man nach Gold gewühlt, aber ich konnte außer einem kleinen Bergwerke zwischen Inficcionado und Bento Rodrigues keine Spuren von Bergbau entdecken *).

Eine Legoa von Bento Rodrigues zogen wir durch ein kleines Dorf, Arraial de Camargos genannt, das zwischen einigen Bergen am Ufer eines kleinen Flusses liegt. Wir waren jetzt nur noch drei Legoas von unserem Ziele, San Caetano, entfernt, das ich ohne längere Verzögerung zu erreichen wünschte; aber es ging bei dem schlechten

---

*) Es gab hier eines der reichsten Bergwerke Brasiliens. Der Besitzer war seines Reichthums wegen allgemein bekannt, verlor ihn aber wieder, indem er das Unternehmen fortsetzte.

Wege, der hier durch eine nackte hügelige Gegend führte, nur langsam vorwärts. Es war daher fünf Uhr Nachmittags, als wir bei dem letzten Hause anlangten, das auf dem Wege nach San Caetano liegt und von wo dieser Ort keine ganze Legoa mehr entfernt ist. Der Tropeiro wollte hier übernachten, ein Vorschlag, den ich kurzweg zurückwies, besonders da wir Regen zu befürchten hatten, und das Haus so klein und so schlecht bedeckt war, daß es nur einen sehr mangelhaften Schutz gewähren konnte. Aber der Mann bestand auf seinem Vorsatz und würde ihn ausgeführt haben, hätte ich ihm nicht mit Verlust seines Lohnes gedroht. Dieß wirkte, und er setzte sich wieder in Bewegung, worauf wir mit der Dämmerung das Arraial de Caetano erreichten. Ich fand all meine Sammlungen wohl verwahrt in dem Hause des Tropeiro, der mich aus der Cidade do Serro gebracht hatte und jetzt bereit war, mich vollends nach Rio zu führen. In einem kleinen Walde nicht weit vom Arraial sammelte ich Exemplare drei verschiedener Baumfarnen und bereicherte meine Orchideen-Sammlung mit einem sehr hübschen, lieblich duftenden Epidendron.

Das Arraial de San Caetano, ein kleines, armes Dorf, liegt am Abhange eines niedrigen Berges am nördlichen Ufer eines Baches, der sich in den Rio Doce ergießt. Es hat eine einzige Kirche, welche, wenn man sie in der Weise ausgeführt hätte, in welcher sie begonnen ward, eine

große Zierde des Ortes sein würde, denn sie steht auf einer das Dorf überschauenden Erhöhung. Die Einwohner scheinen sich ehemals hauptsächlich mit Goldwäscherei im Bette des Baches und längs seiner Ufer beschäftigt zu haben, da sich aber diese Erwerbsquelle erschöpft hat, so haben sie sich meist auf die Bebauung des Bodens gelegt, der hier zum Anbau von Kaffee, Mais u. s. w. meist vollkommen geeignet ist.

Da der Tropeiro erst einige Tage nach meiner Ankunft aufbrechen konnte und sich überdieß weigerte, den Umweg über Ouro Preto zu nehmen, so beschloß ich, indem ich diese Stadt gar zu gern sehen wollte, ihr allein einen flüchtigen Besuch zu machen. Ich miethete mir daher einen Führer, mit dem ich am Morgen des fünften Octobers von dannen zog. Eine Reise von drei Legoas durch ein dünn bewaldetes Hügelland brachte mich zu der Stadt Marianna, deren Lage und Ansehn mir sehr gefielen. Sie liegt auf der Südwestseite eines breiten ebenen Thales, an dem sanften Abhange einer Höhe, welche den Fuß der Serra de Itacolumi umgränzt. Marianna ist vester gebaut als die anderen Städte, die ich im Inneren gesehen habe, und da es mehre schöne Kirchen besitzt, und die Häuser meist weiß getüncht sind, so hat es ein sehr stattliches Ansehn. In den Vorstädten und in der Stadt selbst sind viele Häuser mit Gärten versehen, worin es Bananen, Orangen und rundköpfige Jaboticabeiras gibt, die mit ih-

rem verschiedenen Grün einen anmuthigen Gegensatz zu den weißen Mauern der Häuser bilden. Mir kam jedoch die Stadt, indem wir hindurchzogen, so still vor, daß ich fast hätte glauben können, sie sei von ihren Einwohnern verlassen worden. In einigen Hauptstraßen sah ich einige Kaufleute, die gleichgiltig über ihren Ladentischen lehnten, und auf den Stufen vor dem Gefängniß standen als Wächter einige Soldaten; diese und hier und da ein schwarzer Bube, der vor der Thüre kauerte, waren die einzigen Spuren von Leben in einer Stadt, die 5000 Einwohner haben soll. Man kann es eher einen geistlichen als einen handeltreibenden Ort nennen, denn es ist der Sitz des Bischofs und eines theologischen Collegiums.

Die kaiserliche Stadt Ouro Preto, früher Villa Rica, liegt zwei Legoas südwestlich von Marianna, und der sehr gute Weg, der dahin führt, geht allmälig bergauf. Längs seiner Seite stehen an vielen Stellen in unregelmäßigen Zwischenräumen wilde Feigenbäume, Landeskinder, die emporgewachsen sind und nicht nur Schatten geben, sondern auch den Europäer an die Landstraßen seiner Heimat erinnern. Am Eingange der Stadt, wo der Weg durch vesten Felsen gehauen ist, sieht man mehre in die Berge laufende Gänge; dieß sind längst verlassene Goldschachte, die jetzt von den armen Leuten, welche in der Nähe wohnen, zum Theil als Ferkelställe benutzt werden. Auf halbem Wege zwischen beiden Städten führt der Weg durch

das Arraial de Passagem, ein kleines Dorf, dessen Bewohner sich früher von Goldwäscherei nährten, jetzt aber, nachdem die Bergwerke erschöpft sind, sich mit dem Anbau von Lebensmitteln beschäftigen, die in Ouro Preto einen schnellen Absatz finden.

Ich wohnte während meines kurzen Aufenthaltes in der kaiserlichen Stadt in dem Hause des Senhor José Peixoto de Souza, an den ich Briefe aus Morro Velho überbrachte. Senhor de Souza ist der bedeutendste Kaufmann in der Provinz Minas und besitzt das schönste Haus in der Stadt, dessen Erbauung ihm 4000 Pfund Sterling kostete, eine bedeutende Summe für ein Haus im Inneren Brasiliens. Er ist ein Mann von freundlichem und zuvorkommendem Wesen, und da er der Geschäftsträger aller englischen Bergwerkgesellschaften ist, so wird sein Haus von den Beamten derselben als Absteigequartier benutzt, denn es fehlt im ganzen Orte an einem anständigen Gasthofe. Aber nicht bloß Engländer kehren bei ihm ein, auch seine Landsleute suchen seine Gastfreundschaft. Während der drei Tage, die ich hier verweilte, kamen und gingen so viele Gäste, daß das Haus eher einem Gasthofe als einer Privatwohnung glich. Er begann als schlichter Goldwäscher (Faiscador) und ist jetzt der bedeutendste Goldhändler in der Provinz.

Die Umgegend der Stadt ist im höchsten Grade hügelig, und die Felsen bestehen aus Thonschiefern, welchem

glimmerartigen Eisenschiefer, gewöhnlich Jacutinga genannt, und hartem Eisenglimmerschiefer. Das umliegende Land ist goldhaltig, und es gibt viele Bergwerke in der Nachbarschaft. In dem engen Thale, auf dessen einer Seite die Stadt steht, fließt ein kleiner Bach, der Ribeirão do Ouro Preto genannt, der in der Nähe seine Quelle hat. Sein Bett besteht aus einem weichen Kies, und aus diesem gewinnen die ärmeren Einwohner durch Goldwaschen einen spärlichen Unterhalt. Man nennt das Verfahren „Mergulhar" oder Tauchen, und die damit beschäftigten Leute werden „Faiscadores" genannt. Sie sind gewöhnlich halb nackt, und nachdem sie die größeren Steine von der im Bette des Baches erwählten Stelle hinweggescharrt haben, füllen sie ihre Bateia mit dem feinen Kies und Sand, der durch eine eigenthümliche Wäsche gereinigt wird, bis endlich der Goldstaub auf dem Boden des Gefäßes zurückbleibt, aus welchem sie ihn in einen ledernen Beutel schütten, den sie an sich hängen haben. Sie können täglich nicht mehr als einen Schilling verdienen. Man wählt zu dieser Arbeit besonders die Zeit, wann heftige Regengüsse eine starke Strömung verursacht haben.

Obgleich die Stadt Ouro Preto bedeutend größer ist als Marianna, so gewährt sie doch einen minder imposanten Anblick, nicht weil es ihr an großen Gebäuden fehlt, sondern wegen der Unregelmäßigkeit ihrer Lage. Der größere Theil derselben ist auf dem Abhange der Serra de

San Sebastião erbaut, welche die nordwestliche Gränze eines tiefen engen Thales bildet. Sie theilt sich ihrer Lage nach in die obere und untere Stadt, und die obere ist bei Weitem die schönere; dieselbe hat mehre schöne Gebäude, wie den stattlichen aus Stein erbauten Palast der Provinzialregierung, der auf der einen Seite eines großen Platzes steht, dessen andere Seite von dem ebenfalls sehr ansehnlichen Stadthause und Gefängnisse gebildet wird. Etwas tiefer steht die Kaserne, die beßte, die ich im Inneren gefunden habe. Auch die Schatzkammer ist ein gutes steinernes Gebäude, das aber in der engen Straße, in welcher es erbaut ist, keine vortheilhafte Lage hat. Die Stadt enthält sechs große Kirchen, von welchen die schönste, Nossa Senhora do Carmo, in der oberen Stadt nicht weit vom Gefängnisse steht. Die Einwohner erfreuen sich eines reichlichen Zuflusses von trefflichem Wasser, und es gibt fast auf jeder Straße einen Brunnen.

Die Bevölkerung soll sich auf 8000 Seelen belaufen. Die Stadt hat viele gute Kaufläden, aber nicht eine einzige Buchhandlung, wohl aber zwei Druckereien und vier Zeitschriften, zwei ministerielle und zwei Oppositionsblätter. Sie erscheinen in kleinem Format und sind fast nur politischen Inhaltes. Im Jahre 1840 wurde in Folge eines Gesetzes der Provinzial-Versammlung ein vorbereitendes Collegium gestiftet, in welchem Latein, Französisch,

Englisch, Philosophie, Mathematik und Pharmacie von eben so vielen verschiedenen Professoren gelehrt werden.

Eine Meile von der Stadt gibt es einen botanischen Garten, der von der Regierung unterhalten wird und hauptsächlich zur Verbreitung nützlicher exotischer Pflanzen bestimmt ist, welche man denjenigen, die danach verlangen, unentgeltlich verabreicht. Man zog hier besonders Theepflanzen, Zimmt, Brodfruchtbäume, Mangobäume u. s. w. An Thee erbaut man jährlich eine bedeutende Menge und verkauft ihn in der Stadt ziemlich für denselben Preis, wie den aus China eingeführten. Die nach dem Garten führende Allee und mehre andere in seiner Nähe sind mit der brasilianischen Fichte (Araucaria Brasiliana) bepflanzt, welche der Umgebung einen erhöhten Schmuck verleiht.

Vierzehnter Abschnitt.

Von Ouro Preto nach Rio de Janeiro und zweite Reise in das Orgelgebirge.

Aufbruch. San Caetano. Arraial do Pinheiro. Piranga. Filippe Alvez. Pouzo Alegre. Ein nächtliches Gewitter. Arraial das Mercês. Chapeo d'Uva. Entre os Morros. Uebergang über den Rio Parahybuna und Eintritt in die Provinz Rio de Janeiro. Paiol. Villa de Parahyba. Der Fluß Parahyba und seine Fähre. Padre Correa. Corrego Seco. Der Paß der Serra d'Estrella. Großartige Aussicht nach der Hauptstadt, ihrem Hafen und der Umgegend. Fahrt zu Wasser nach Rio und Ankunft. Absendung aller Sammlungen nach England. Ein neuer Ausflug in das Orgelgebirge. Ersteigung des höchsten Gipfels. Eine Reise in's Innere. Die Serra do Capim. Monte Caffé. Santa Eliza. Sapucaya. Porto d'Anta. Uebergang über den Rio Parahyba. Barra do Louriçal. San José. Porto da Cunha. Cantagalla. Novo Friburgo, die Schweizercolonie. Rückkehr nach March's Fazenda. Annehmlichkeiten des Aufenthaltes im Orgelgebirge.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr von Ouro Preto brachen wir von San Caetano nach Rio de Janeiro auf, und nachdem wir in südöstlicher Richtung zwei und eine halbe Legoa zurückgelegt hatten, übernachteten wir in einem

öffentlichen Rancho bei einer kleinen Fazenda. Wir wurden fast auf der ganzen Reise von einem heftigen Gewitterregen verfolgt; unser Weg führte durch eine hügelige Gegend, die nur in ihren Vertiefungen dicht bewaldet war. An sumpfigen Stellen bemerkte ich einige schöne große Talauma-Bäume. Es sind dieß die Magnolien Südamerikas, und ihre großen Blüthen sind eben so wohlriechend. Der Regen dauerte die ganze Nacht hindurch, gegen Morgen aber klärte es sich auf, und wir konnten weiter ziehen. Außer den Maulthieren, die mein Gepäck trugen, führte der Tropeiro noch viele andere, die mit Kaffee beladen waren, der jetzt in der Provinz Minas sehr reichlich erzeugt wird. Eine andere Reise von drei und einer halben Legoa durch ein hügeliges, gut bewaldetes und ziemlich zahlreich bewohntes Gelände brachte uns zu dem Arraial do Pinheiro, einem kleinen von unbedeutenden Goldwäschereien umgebenen Dorfe. In dem Rancho, wo wir übernachteten, fanden wir zwei andere Karawanen, wovon die eine, mit Kaffee beladen, nach Rio, die andere mit einer Salzladung von dort aus in das Innere ging. Die Wälder, durch welche wir zogen, erinnerten mich durch die Aehnlichkeit ihrer Vegetation an die Wälder des Orgelgebirges. An feuchten schattigen Orten wuchsen drei bis vier schöne Arten von Baumfarnen, die häufig eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß erreichten, und an höheren Puncten sah ich viele große Exemplare einer baumartigen Vernonia von

vierzig Fuß Höhe und mit großen Rispen weißer Blumen geschmückt, welche nebst den Blüthen einer Myrcia die Luft mit lieblichem Wohlgeruch erfüllten.

Unserer südöstlichen Richtung treu bleibend, erreichten wir das Arraial de Piranga, das ungefähr drei Legoas von dem Dorfe Pinheiro entfernt ist. Auch dieses Arraial verdankt, wie viele andere, seinen Ursprung dem goldhaltigen Boden der Umgegend. Man fand hier einst dieses Metall in großen Massen, gegenwärtig aber sind die Fundgruben fast erschöpft. Die Bevölkerung besteht aus 1200 meistentheils sehr armen Leuten. Das Dorf selber hat ein düsteres und verödetes Ansehn, aber zu gleicher Zeit auch alle Merkmale ehemaligen Reichthums; es besitzt drei Kirchen, und die Häuser sind meist groß und zweistöckig, eine Bauart, die in brasilianischen Dörfern nicht eben häufig ist. Viele Einwohner treiben jetzt Ackerbau. Am nächsten Tage gelangten wir nach einer Reise von vier Legoas durch eine ähnliche Gegend, wie hinter uns lag, zu einer großen Fazenda, Namens Filippe Alvez. Man gestattete uns, in der Zuckermühle, einem großen, ringsum offenen Gebäude, zu übernachten. Die Mühle wurde durch ein Wasserrad von dreißig Fuß Durchmesser getrieben, das zuweilen auch eine Maschine bewegen mußte, womit man Mais zermalmte. Es war Tag und Nacht in Bewegung, und wir wurden durch sein Geräusch nicht wenig in unserer Ruhe gestört. Man hatte seit Kurzem große

Strecken Landes in der Nähe des Hauses mit Mais und Reis bepflanzt.

Von Filippe Alvez zogen wir nach einem drei Legoas entfernten Dorfe, Arraial de San Caetano genannt. Es ist ein kleiner elender Ort, und obgleich es hier einige Kaufläden gab, so war doch nichts zu haben, als Maismehl. Ich fand auf dieser Reise eine schöne große Art des Equisetum, die größte, die man von dieser Pflanze in ihrer neueren Beschaffenheit bis jetzt gefunden hat; sie wuchs in großer Menge in einem waldigen Sumpfe am Wege, und ich maß eine, welche fünfzehn Fuß hoch war, während der untere Theil des Stengels volle drei Zoll im Durchmesser hatte. Aber trotz dieser riesenhaften Größe im Verhältniß zu den anderen Arten, welche gegenwärtig auf der Oberfläche der Erde vorkommen, steht sie doch noch weit hinter jenen ungeheueren Ueberresten zurück, die in fossilem Zustande in Kohlenschichten vorkommen und den Geologen unter dem Namen Calamites bekannt sind; viele dieser letzteren haben Stengel so dick wie der Leib eines Menschen; ja der Unterschied zwischen den neueren Arten des Equisetum und denjenigen einer früheren Periode ist fast derselbe wie zwischen einem Weizenhalm und dem riesigen Bambus Ostindiens und Südamerikas.

Wir reiseten am folgenden Tage ungefähr drei Legoas durch eine hügelige Gegend, die an mehren Stellen gut bewaldet war, doch größtentheils aus weiten gelichteten

Strecken bestand, die früher angebaut gewesen, jetzt aber mit dem bereits erwähnten großen Farnkraut bedeckt waren. Diese Pflanze ist jedoch nicht ganz ohne Nutzen, denn die jungen Schößlinge werden zerschnitten und gekocht oder mit Schweinefleisch geschmort und sollen nicht nur wohlschmeckend, sondern auch gesund sein. Wir nahmen unser Nachtlager in einem großen offenen Rancho bei einer Fazenda, Pouzo Alegre genannt, wurden aber um Mitternacht durch einen heftigen Gewittersturm erweckt. Der Rancho war auf allen Seiten offen, und das dem Sturme zugekehrte Ende war unglücklicher Weise die Stelle, wo Herr Walker und ich unsere Hängematten aufgeknüpft hatten. Als ich erwachte, krachte unmittelbar über uns ein furchtbarer Donnerschlag; meine Hängematte wurde von dem Sturme hin und her bewegt, und bald hatte uns der Regen, der in Strömen von dem Dache floß, bis auf die Haut durchnäßt. Ich befürchtete, der alte Schuppen würde über uns zusammenbrechen, aber glücklicher Weise widerstand er dem Sturme. Meine botanischen Sammlungen litten großen Schaden, da die Behältnisse, in welchen sie verpackt waren, in der Mitte des Fußbodens lagen, die bedeutend tiefer war als die Seiten und sich daher schnell mehre Zoll hoch mit Wasser füllte. Der Sturm wüthete eine Stunde lang mit unverminderter Gewalt, und sobald er sich gelegt hatte, zündeten wir ein Licht an, denn unser Feuer war gänzlich erloschen.

Wir hatten den Schuppen bald vom Wasser befreit und das Gepäck vom Boden erhoben; hierauf machten wir mit einiger Mühe ein Feuer, an welchem wir Alle, vor Kälte schauernd, Platz nahmen. Es war nun die Frage, wie wir jetzt schlafen sollten, da alle zu einem Bette erforderlichen Dinge durchnäßt waren. Ich für meinen Theil legte am Feuer einige Holzstücke zusammen, die man am Abende als Brennmaterial herbeigetragen hatte, und brachte auf diesem nicht eben weichen Lager eine ganz leidliche Nacht zu.

Da am nächsten Morgen der Himmel noch immer umwölkt und wenig Aussicht auf Sonnenschein vorhanden war, so ließ ich bei dem Eigenthümer des Rancho anfragen, ob ich zum Trocknen meiner Pflanzen den Mandioccaofen benutzen dürfte, und nachdem er mir hatte sagen lassen, daß mir dieß erlaubt sei, war in kurzer Zeit Alles dahin geschafft. Als wir bei dem Hause anlangten, schien er, ich weiß nicht weßhalb, sich plötzlich anders besonnen zu haben, denn er sagte mir ganz offen, wir möchten uns sonst wohin begeben, da er uns nicht erlauben würde, seine Grundstücke zu betreten; ich habe mich noch selten so geärgert wie über dieses Benehmen. Dieser Mann, mit Namen Major Domingos José de Barros, war ungefähr achtzig Jahre alt, ein Portugiese von Geburt und, wie man sagte, im Besitz eines Vermögens von ungefähr hun-

dert tausend Crusados; aber er war ein Filz, wie seine ganze Erscheinung kundgab.

Wir zogen deßhalb eine halbe Legoa weiter nach einer Fazenda, die einem Schwiegersohne des alten Geizhalses gehörte, ebenfalls einem Portugiesen, aber von ganz anderer Gesinnung. Er gab mir augenblicklich ein Unterkommen für mein Gepäck, und da bald nach unserer Ankunft der prächtigste Sonnenschein eintrat, so verloren wir keine Zeit, die in der vorigen Nacht durchnäßten Sammlungen auszubreiten. Am Nachmittage erhob sich jedoch abermals ein Gewittersturm, so daß wir die Pflanzen nur zur Hälfte trocknen konnten. Ich verweilte auf dieser Fazenda, wo mir viel Gastfreundschaft erwiesen wurde, noch den ganzen folgenden Tag, um mit dem Trocknen und Verpacken meiner Sammlungen vollends zu Stande zu kommen, und am nächsten Morgen brachte uns eine Reise von drei Legoas zu dem Arraial das Mercês, einem Dorfe, das aus einer einzigen ungefähr eine Viertelmeile langen Straße besteht. Auf einem großen Platze in der Mitte desselben findet man einige gute Häuser von zwei Stockwerken und die einzige Kirche des Ortes, die, aus großen ungebrannten Ziegeln erbaut und unberappt, gegen die weißgetünchten Häuser, von welchen sie umgeben ist, ein sehr ärmliches Ansehn hat. Das ganze Dorf verrieth weit mehr Wohlstand als irgend ein anderes, das wir auf unserem Wege von Marianna gefunden hatten; die Ursache ist einleuchtend, denn

es gibt kein Gold in der Nähe. Die Gegend war auf dieser Tagereise noch immer hügelig und mit Urwald bedeckt. Wir zogen an mehren Fazendas vorüber, deren Häuser so schlecht gebaut und so schmuzig waren, wie ich sie in diesem Theile Brasiliens nicht zu finden gehofft. Bei diesen Häusern waren kürzlich große Strecken Urwald gelichtet und die auf diese Weise gewonnenen Ländereien mit Mais bepflanzt worden, der in den südlichen Provinzen Hauptnahrungsproduct ist, wie das Mandiocca in den nördlichen.

Im Laufe der vier nächsten Tage legten wir ungefähr vierzehn Legoas zurück und erreichten Chapeo d'Uva, wo der Weg, auf welchem wir gekommen waren und welcher der Caminho do Mato oder Waldweg genannt wird, mit der gewöhnlichen Handelstraße sich vereinigt, welche durch die Stadt Barbacena und den Campodistrict zwischen dieser und der Hauptstadt von Minas führt. Wir reiseten bis hierher noch immer durch eine hügelige Gegend und meistentheils durch Urwälder, die an einigen Stellen sehr große Bäume enthielten, hauptsächlich aus verschiedenen Arten von Cecropia, Vochysia, Copaifera, Laurus, Ficus, Eugenia, Myrcia und Pleroma bestehend. Auch bemerkte ich viele Baumfarnen und Palmen, und unter den letzteren am zahlreichsten die schlanke Kohlpalme (Euterpe edulis Mart.), wovon wir mehre niederschlugen, um ihre langen gipfelständigen Knospen zu gewinnen, die gekocht

wie Spargel schmecken. In Chapeo d'Uva schliefen wir wie gewöhnlich in dem öffentlichen Rancho, zogen dann von hier aus drei Legoas weiter und hielten wieder vor einem großen Rancho bei dem Dorfe Entre os Morros. Der Weg war vortrefflich, denn er bildete einen Theil der neuen Straße, die man damals von Rio aus über Barbacena nach Ouro Preto anlegte. Zwei und eine halbe Legoa von Chapeo d'Uva kamen wir an den ersten Schlagbaum, den ich auf einer Landstraße Brasiliens gefunden hatte. Man zahlt hier für jedes Thier, sei es beladen oder unbeladen, dreißig Reis auf die Legoa, und dasselbe hat jeder Fußgänger zu entrichten. Die Entfernung von hier bis zum nächsten Schlagbaume, wo der damals vollendete Theil der Straße zu Ende war, betrug zehn Legoas, und man hatte hier gleich für die ganze Strecke zu zahlen. Die gesetzgebende Versammlung hatte drei Jahre vorher eine Verordnung ergehen lassen, welche die Provinzial-Versammlung von Minas Geraës ermächtigte, durch die bevölkertsten Districte neue Wege anzulegen, und um dieß auszuführen, wurde bald nachher eine Anleihe von 40,000 Pfund Sterling gemacht. Die Strecke von zehn Legoas, die ich im Jahre 1840 vollendet fand, war auf dem schlechtesten Theile der Straße von Minas angelegt, denn dieselbe führte hier durch eine tiefe sumpfige Gegend. Der Verkehr ist so bedeutend, daß sich mit der Einnahme der Schlagbäume schon damals die Zinsen der Anleihe decken

ließen, und im Laufe einiger Jahre hoffte man einen guten Fahrweg von Rio de Janeiro bis zur Hauptstadt des Bergwerk-Districts vollendet zu haben.

Kurz nachdem wir den Schlagbaum passirt hatten, gingen wir auf einer einstweiligen Brücke über den Rio Parahybuna; die zu der neuen Straße gehörige Brücke war im Bau begriffen; ihre bereits vollendeten Pfeiler waren aus vestem Stein erbaut, der Bogen aber sollte aus Holz gezimmert werden. An dem Ufer des Flusses fand ich eine schöne Art der Gattung Petraea, die zwischen den Zweigen der Bäume rankte, und in einem Sumpfe in geringer Entfernung vom Flusse eine schöne Gattung der Franciscea, welche an Stellen wuchs, wo das Wasser ungefähr zwei Fuß tief stand, und mit schönen purpurrothen Blüthen bedeckt war. Drei Tage nachher passirten wir den zweiten Schlagbaum und gingen auf's Neue über den Rio Parahybuna an einer Stelle, wo er die Provinz Minas Geraës von der Provinz Rio de Janeiro trennt. Der Fluß ist hier bedeutend breiter als an der früheren Stelle, und es führt hier eine vortreffliche, aus mehren Bogen bestehende Brücke hinüber; die Pfeiler sind von Stein, die Bogen aber von Holz und der ganze Bau überdacht, um das Holzwerk gegen den Einfluß des Wetters zu schützen. Kurz nach unserem Uebergange hielten wir für die Nacht in einem Dörfchen Namens Paiol. Die auf beiden Seiten des Flusses liegende Gegend ist

sehr hügelig, und ehe wir Paiol erreichten, gingen wir über eine ziemlich hohe Bergkette, die Serra das Abobras genannt, welche gänzlich aus Gneiß besteht, wovon vereinzelte große Blöcke den Weg häufig sehr beschwerlich machen. Ehe wir an den Rio Parahybuna gelangten, war der Saum unseres Pfades zu beiden Seiten mit einer schönen Art der Bugainvillea bedeckt, die in voller Blüthe stand und mit den großen rosenfarbigen Deckblättern ihrer Blumen einen hervorstechenden Schmuck der Wälder bildete.

Unsere nächste Reise brachte uns zu der Villa Parahyba an dem nordwestlichen Ufer des gleichnamigen Flusses. Wir fuhren hier in einem Boote über, die Maulthiere aber wurden, ohne daß man sie abzupacken brauchte, in einer großen flachen Schauke hinübergeschafft, auf welcher jedes Mal ihrer funfzehn Raum hatten. Man spannte eine starke eiserne Kette über den Fluß, an welche die Schauke mittels einer kleineren mit einem Ringe versehenen Kette bevestigt wurde, so daß sie von einem Ende zum anderen fahren konnte, ohne von der heftigen Strömung den Fluß hinabgetrieben zu werden; hierauf wurde das Fahrzeug von drei Schwarzen an einem Seile hinübergezogen.

Drei Tage später erreichten wir eine große Fazenda Namens Padre Correa, die von dem vorigen Orte sieben Legoas entfernt lag. Der Weg war an vielen Stellen

sehr schlecht und die Gegend blieb hügelig und dicht mit Urwald bedeckt. Die Fazenda Padre Correa liegt in einem von nackten Hügeln umgebenen Grunde, und ihre Gebäude, aus dem Wohnhause, einer kleinen Kapelle, dem Rancho und einer Venda bestehend, bilden fast drei Seiten eines geräumigen Viereckes, in dessen Mitte ein sehr großer wilder Feigenbaum steht, der sich nicht sehr hoch über der Wurzel in zwei ziemlich gleich starke Stämme theilt. Auf einer Höhe östlich von der Fazenda sieht man zwei große Reihen brasilianischer Fichten, die viel zur Verschönung des Ortes beitragen. Ein kleiner Fluß, Piabanha genannt, der hier vorüberfließt, mündet in den Parahyba. Es gibt an diesem Orte eine bedeutende Manufactur von Hufeisen und anderen Eisengeräthschaften. Die nächste Reise führte mir wieder den Anblick des Meeres zu. Der Weg zwischen Padre Correa und dem Paß der Serra d'Estrella, einer Fortsetzung des Orgelgebirges, wurde damals ausgebessert; die Arbeiter waren Deutsche, die abgesondert in einem kleinen Dorfe lebten. Auch zogen wir durch ein kleines elendes Dorf Namens Corrego Seco. Die Gegend ist sehr hügelig und mit großartigen Urwäldern bedeckt. Von dem Gipfel des Passes überschaut man die Umgegend von Rio de Janeiro und die Bai mit ihren zahlreichen grünen Inseln, und ich ließ hier eine lange Weile meine Blicke voll Bewunderung über den ersten Schauplatz meiner Bemühungen schweifen; es war mir,

indem ich an diesem großartigen Anblicke mich weidete, als sei ich in die Heimat zurückgekehrt, denn Alles erinnerte mich an vergangene Zeiten und theuere Freunde; der Zuckerhut, der Corcovado, der Gavea und die Spitze von Tijuca erhoben ihre unbewölkten Gipfel hoch in die Luft, als hätten sie mir bei meiner Rückkehr nach einer Stätte der Gesittung ein freundliches Willkommen geboten.

Der höchste Punct dieses Passes liegt 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Weg, der hinabführt, läuft im Zickzack und beträgt ungefähr eine Legoa; er ist mit großen Steinblöcken gepflastert und wird trefflich im Stande gehalten. Da er an mehren Stellen sehr steil war, so zog ich es vor, zu Fuß zu gehen. Nicht weit vom Fuße der Serra berührten wir Mandiocca, das ehemalige Besitzthum des Herrn Langsdorff, des berühmten Reisenden und vormaligen russischen General-Consuls in Brasilien. Es gehört jetzt der Regierung und ist in eine Schießpulverfabrik umgewandelt worden. Der Paß Estrella ist bei Weitem besser als der über das Orgelgebirge, doch wird die Reise nach Minas, indem man den letzteren wählt, um sechszehn Legoas abgekürzt. Eine kleine Strecke über Mandiocca hinaus hielten wir bei einem großen Rancho, von wo ich, nachdem die letzten Sammlungen geordnet waren, allein nach Porto d'Estrella aufbrach. Von hier wollte ich mich am Abend nach Rio de Janeiro einschiffen, um ein Unterkommen für mein Gepäck zu besorgen, ehe das-

selbe dort anlangte. Ich hatte ungefähr drei Legoas durch eine flache, meist sumpfige Gegend zu reiten, die jener zwischen Piedade und dem Fuße des Orgelgebirges sehr ähnlich war. Es war spät am Nachmittag, als ich das Dorf Porto d'Estrella erreichte, und da die Boote nicht eher nach der Stadt fahren können, als bis der Seewind sich gelegt hat, so war ich noch viel zu früh hier angelangt. Ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen und sah mich daher nach einem Orte um, wo ich dieses Bedürfniß befriedigen könnte. Auf meine Erkundigung in der Venda, von wo die Boote abfahren, vernahm ich, daß man die Reisenden hier zu beköstigen pflege und daß mir, wenn ich es wünschte, eine Mahlzeit bereitet werden sollte. Nachdem ich ziemlich zwei Stunden mit nicht geringer Geduld gewartet hatte, wies man mich endlich in ein kleines schmuziges Hintergemach, wo mir ein in Oel gebratenes Fischgericht und Perão, ein dicker, aus Mandioccamehl bereiteter Kleister, vorgesetzt wurden; aber es war Alles so schmuzig, daß ich meine Eßlust bald gestillt hatte.

Fast alle nach dem Inneren des Landes bestimmten Waaren werden in Rio in großen Booten, sogenannten Faluas, verschifft und bei diesem Dorfe gelandet, um von hier aus durch Maulthiere landeinwärts geschafft zu werden; es herrscht daher an diesem Orte viel Lebendigkeit, da nie ein Tag vergeht, ohne daß große Karawanen ankommen oder abgehen. Die Hauptartikel, die aus dem

Inneren hierher gebracht werden, sind Kaffee, Käse, gepökeltes Fleisch, Quittenmuß u. s. w. Das Dorf ist ein langer, schmuziger, zerstreut liegender Ort und besitzt wenig, was den Reisenden zum Verweilen einladen könnte. Um sieben Uhr Abends wurde mir endlich gemeldet, daß das Boot, welches ich gemiethet hatte, zum Absegeln bereit sei; aber kaum hatte ich mich eingeschifft, als ein heftiger von dem Gebirge kommender Gewittersturm unsere Abfahrt um eine Stunde verzögerte. Das Dorf liegt eine Meile vom Meere am Ufer eines kleinen Flusses, Namens Inhomerim, und die Fahrt ging so langsam von Statten, daß wir erst um elf Uhr dessen Mündung in die Bai erreichten. An diesem Puncte gibt es, wie ich später erfuhr, ein sehr gutes Wirthshaus. Da wir nur schwachen Landwind hatten und das Boot fortwährend gerudert werden mußte, so kamen wir erst um vier Uhr Morgens nach Rio. Ich wollte meine Freunde zu so früher Stunde nicht stören und blieb daher bis sechs Uhr im Boote. Hierauf ging ich nach dem Hause der Herren Harrison und Comp. und wurde von meinen alten Freunden nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit aufs Herzlichste bewillkommt.

Zwei Tage später (am zweiten November 1840) traf Herr Walker mit meinem ganzen Gepäck ein. Ich wußte aus früherer Erfahrung, wie wenig ein Gasthof oder dergleichen für die Arbeiten eines Botanikers sich paßt, und

miethete daher im Districte Catumby, der in unmittelbarer Nähe der Stadt liegt, ein kleines Haus, das mich in jeder Beziehung befriedigte. Nachdem es eingerichtet war, ließ ich meine Sammlungen dahin schaffen, und da dieselben aus ungefähr 3000 Species bestanden, worunter es allein gegen 60,000 Pflanzenexemplare gab, so brauchte ich drei Monate, um sie zu ordnen und zur Versendung nach England gehörig einzupacken.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Rio verstrich höchst angenehm, und der gesellige Verkehr, an welchem ich Theil nahm, bot mir hinlänglichen Ersatz für die Abgeschiedenheit und die Entbehrungen der letzten drei Jahre. Die Tagesstunden widmete ich meinen Sammlungen und die Abende verlebte ich in den Familienkreisen der vielen hier angesiedelten englischen Kaufleute. Auch wurde mir das Vergnügen zu Theil, den Dr. Ildefonso Gomez, einen talentvollen brasilianischen Arzt kennen zu lernen, der als junger Mann Herrn August de St. Hilaire auf seiner ersten Reise in die Bergwerkdistricte begleitet hatte. Sein auf dem Lande gelegenes Haus war nur eine Meile von meiner Wohnung entfernt und mir, wie allen wissenschaftlichen Männern, die Rio besucht haben, jederzeit geöffnet. So verlebte ich auch sehr angenehme Stunden bei meinem nahen Nachbar Herrn Riedel, dem russischen Botaniker und Begleiter des Herrn Langsdorff auf seiner Reise durch das Innere von Brasilien, und

wir unternahmen mit einander mehre botanische Ausflüge in die Wälder.

Sobald ich meine Arbeiten in Rio vollendet hatte, beschloß ich eine zweite Reise in das Orgelgebirge, da ich der Erforschung des Pflanzenlebens in den höheren Regionen dieser Bergkette eine längere Zeit zu widmen wünschte, als es mir bei meinem ersten Besuche möglich gewesen war. In dieser Absicht brach ich am zwölften März 1841 von Rio auf und beschäftigte mich im Laufe dieses Monats mit Ausflügen von March's Fazenda. Das Wetter war zu veränderlich, als daß ich hätte daran denken können, eine Reise nach dem höchsten Gipfel der Serra zu unternehmen, zu Anfang Aprils wurde es jedoch beständiger, und so rüstete ich mich am neunten in Gesellschaft des Herrn Georg Hockin, eines jungen Mannes aus dem Hause der Herren Harrison und Comp., der mich schon auf manchem frührern Ausfluge in die Nachbarschaft von Rio begleitet hatte, zur Ersteigung des Gebirges. Wir verließen die Fazenda um acht Uhr Morgens und hatten außer meinem Diener noch drei Schwarze bei uns; mein alter Führer Pai Filippe war jetzt zu schwach zu einer solchen Reise, aber er wurde von einem seiner Söhne ersetzt. Demselben Pfade folgend wie vier Jahre früher, erreichten wir um vier Uhr den höchsten Punkt, den ich bei meinem ersten Besuch erstiegen hatte; hier hielten wir unter einem Felsenriff unser Nachtlager, und da dieß ein

sehr passendes und gut geschirmtes Plätzchen war, so wurde beschlossen, es für die Zeit unseres Aufenthaltes im Gebirge zum Hauptquartier zu wählen. Außer Exemplaren von allen Pflanzen, die ich schon auf meiner ersten Reise gefunden hatte, sammelte ich bei der Ersteigung noch viele andere, die mir neu waren; als zwei der merkwürdigsten nenne ich eine Art Fuchsia (Fuchsia alpestris Gard.) und eine sehr seltene Art der Utricularia; die letztere, der ich den Namen Utricularia nelumbifolia gegeben habe, ist bereits in Hooker's Icones Plantarum erschienen. Sie ist wie die meisten ihres Gleichen eine Wasserpflanze, aber es ist seltsam, daß sie nur in dem Wasser gefunden wird, das sich am Boden der Blätter einer großen Tillandsia sammelt, welche in Menge auf einer dürren felsigen Stelle des Gebirges ungefähr 5000 Fuß über den Meeresspiegel wächst. Sie pflanzt sich nicht bloß durch den Samen, sondern auch durch Läufer fort, welche sie unten am Blüthenstengel hervortreibt. Ein solcher Läufer nimmt seine Richtung stets nach der nächsten Tillandsia, wo er seine Spitze in das Wasser taucht und eine neue Pflanze hervorbringt, die wieder einen anderen Schößling entsendet; ich habe auf diese Weise wohl sechs Pflanzen vereinigt gesehen. Die schildförmigen Blätter sind drei Zoll breit, und der zwei Fuß lange Blüthenstengel ist mit vielen großen purpurrothen Blumen geschmückt.

Am nächsten Morgen machten wir uns nach dem

Frühstück auf den Weg, um den Theil der Serra zu ersteigen, der von der Fazenda aus als der höchste erscheint. Dieser Gipfel, welchen ich im Jahre 1837 nicht erklimmen konnte, wurde im nächsten Jahre von Herrn Maister, einem englischen Geistlichen in Rio, erstiegen und sechs Wochen vor unserem Besuche von Herrn Lobb, einem englischen Gärtner, der beauftragt war, Samen und lebende Pflanzen zu sammeln; es war uns daher bereits ein Pfad gebahnt. Dieser Theil des Gebirges ist ungefähr 6[illegible]0 Fuß höher als die Stelle, wo wir übernachtet hatten. Wir stiegen in eine bewaldete Schlucht hinab, deren Boden mit der schönen Alstroemeria nemorosa und vielen lieblichen Farnen bedeckt war, während an den Zweigen der Melastomaceen und anderer Bäume und Sträucher die kletternde Fuchsia mit ihren prächtigen scharlachfarbigen Blumen hing; hierauf stiegen wir wieder aufwärts und gelangten zu einem steileren Theile des Gebirges, der mit schönen blühenden Sträuchern bedeckt war, unter welchen sich verschiedene Melastomaceen, strauchartige Compositen, eine Gualtheria, einige Arten von Vaccinium und eine schöne neue Escallonia (Escallonia Organensis Gardn.) mit rosenfarbigen Blüthen befanden. Der Gipfel dieser Spitze bestand aus mehren abgelösten ungeheueren Granitblöcken, mit Flechten, kleinen Orchideen, Gesnerien und überall, wo etwas Boden aufgehäuft war, mit einer großblumigen Amaryllis (Hippeastrum Organensis) bedeckt,

die jetzt in englischen Treibhäusern gewöhnlich ist; auch die kletternde Fuchsia war hier heimisch, aber zwergartig und niederliegend. Als wir den Gipfel erreicht hatten, pflanzten wir eine Stange mit einer Flagge auf, um unseren Freunden unterhalb zu verkünden, daß wir glücklich emporgestiegen wären, und bald nachher sahen wir mit Hilfe eines Fernrohres, wie von einer der englischen Hütten bei der Fazenda dieses Zeichen erwidert wurde. Es war ein prächtig heller Tag, und wir hatten daher eine herrliche Aussicht. Als wir jedoch nach Westen schauten, erkannten wir, daß wir uns noch nicht auf dem höchsten Gipfel der Serra befanden, denn eine Meile weiter lag eine breit gerundete, bedeutend höhere Kuppe; wir beschlossen daher, sie am nächsten Tage zu erklimmen. Ich fand hier zwei höchst interessante Pflanzen, erstlich einen schönen Baumfarn, in welchem ich die Hemitelia Capensis, ein Erzeugniß des Vorgebirges der guten Hoffnung, erkannte, eine merkwürdige Erscheinung in der geographischen Vertheilung der Pflanzen, da Baumfarnen ein sehr beschränktes Gebiet haben, und dann eine sehr schöne krautartige Pflanze von vier Fuß Höhe, mit wolligem Stamme, breiten Blättern und großen Rispen orangefarbiger Blumen; sie gehörte zu der natürlichen Ordnung der Compositen, und ich benannte sie als eine neue Gattung nach meinem verstorbenen und betrauerten Freunde J. E. Bowman in Manchester.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf, um jenen höchsten Gipfel zu ersteigen. Die Reise war weit beschwerlicher als am vorigen Tage, da wir uns erst durch einige Waldungen von bedeutender Breite einen Weg bahnen mußten; doch wurde unser Fortkommen häufig durch die Pfade des Tapirs erleichtert. Kurz nach unserem Aufbruche fanden wir in einem tieferen Theile des Thales, durch welches unser Weg führte, zu unserer angenehmen Ueberraschung einen kleinen Bach mit kühlem klaren Wasser, der von den höheren Theilen des Gebirges herabkam und ostwärts floß. Wir bemerkten mehre Lachen von größerer Breite als der Bach selber, welche, nach den dahin führenden Pfaden zu urtheilen, von den Tapiren gebildet waren, die in diesen Bergen hausen, wo sie ungestört ihrem Lieblingsgenuß, kühlen Bädern, sich hingeben können. Das Thal hat nicht ganz eine Viertelmeile im Geviert und ist auf beiden Seiten des Baches, besonders aber auf der Westseite, mit Urwald bedeckt, unter dessen mächtigen Bäumen besonders eine Gattung der Weinmannia sich auszeichnet. Der Boden scheint vortrefflich zu sein, da er bis zu einer bedeutenden Tiefe aus angeschwemmtem Lande besteht; ja ich habe in keinem Theile Brasiliens eine Stätte gefunden, die einem Menschen, der sich von der Welt zurückzuziehen wünscht, eine so gesunde, so schöne und fruchtbare Zuflucht geboten hätte wie diese. Hier lassen sich alle Arten europäischer Früchte und Gewächse erbauen,

und der Bach gibt nicht nur fortwährend ein köstliches Wasser, sondern könnte auch eine kleine Mühle treiben. Wir gingen über einen Hügel, der die westliche Seite des Thales begränzt, und kamen auf eine offene sumpfige Fläche, deren größerer Theil mit grobem, ungefähr fünf Fuß hohen und in Büscheln wachsenden Grase bedeckt war. Von hier traten wir wieder in einen Wald, der aus bedeutend kleineren Bäumen bestand, als wir seither bemerkt hatten, und folgten den Pfaden des Tapirs. Ich sah hier mit Ueberraschung, daß die Stämme und Aeste fast aller Bäume mit der schönen kleinen Sophronitis grandiflora bedeckt waren, ohne daß ich eine andere Orchideenpflanze entdecken konnte. Jenseit fanden wir keine Waldung mehr; die Vegetation bestand aus verschiedenen krautartigen Pflanzen und einigen verbutteten Sträuchern. Von der bewaldeten Region ersteigt man den Gipfel des Berges an einem steilen Abhange, auf dessen einer Seite eine breite Schlucht voll mächtiger Granitblöcke gähnt.

Wir fanden diesen Gipfel bedeutend verschieden von jenem, den wir am Tage vorher besucht hatten, denn er bestand aus einer großen Granitfläche. Der Felsen ist meist nackt, an einigen Stellen der westlichen Seite bemerkten wir jedoch einige verbuttete Sträucher und verschiedene Krautgewächse, und unter den letzteren besonders die hübsche Prepusa Hookeriana. Einige kleine Vertiefungen des Felsens enthielten ein vortreffliches Wasser,

und wir hätten uns, wären wir hiervon unterrichtet gewesen, die Mühe ersparen können, dergleichen in Flaschen mit hinaufzubringen. Das Wetter war trefflich, doch ging uns, weil das Gebirge unterhalb von einem breiten Wolkengürtel umschlossen war, die weite Aussicht verloren, auf die wir sicher gerechnet hatten. Zu Mittage zeigte der Thermometer 64° im Schatten, und das Wasser kochte bei einer Hitze von 198°, wonach ich die Höhe des Berges über dem Meeresspiegel auf 7800 Fuß anschlage. Eine Thermometer-Beobachtung, die wir während unseres Aufenthaltes in den höheren Regionen des Gebirges anstellten, und eine andere, die auf Herrn March's Fazenda vorgenommen wurde, ergaben einen zwischen den beiden Orten stattfindenden Temperaturunterschied von 12,5 Grad. Herr von Humboldt schätzt die mittele Abnahme der Hitze innerhalb der Wendekreise auf 1° für je 344 Fuß Erhöhung und betrachtet dieses Verhältniß als ein bis zu einer Höhe von 8000 Fuß sich gleichbleibendes, von wo es dann bis zu einer Höhe von 20,000 Fuß auf drei Fünftel reducirt wird. Man hat jedoch seitdem gefunden, daß im Allgemeinen der Einfluß der Erhöhung über dem Meeresspiegel auf die Verminderung der Temperatur unter allen Breiten mit der Höhe fast im Verhältniß steht, indem die Wärme auf je 352 Fuß Höhe um 1° abnimmt *); hiernach erhöbe sich der höchste Gipfel des Orgelgebirges

*) Phillips, Treatise on Geology in Lardners Cyclopaedia vol. II. p. 227.

4400 Fuß über Herrn March's Fazenda, und da diese 3100 Fuß über dem Meere liegt, so ergibt sich eine Totalhöhe von 7500 Fuß. Wir kehrten am Abende, durch unseren Ausflug befriedigt, auf unseren früheren Ruheplatz zurück.

Am Morgen des zwölften, um sechs Uhr, zeigte der Thermometer 44°; das Wetter war hell, und aus Westen wehte ein scharfer Wind. Bei der Ersteigung des Gipfels, unter welchem wir geschlafen hatten, bot sich mir eines der großartigsten Schauspiele dar, die ich je gesehen habe. Nach Rio hin war die ungeheuere Bai und die ganze zwischen ihr und dem Gebirge liegende Gegend von einer Masse schneeweißer Wolken verhüllt, die scheinbar ungefähr 3000 Fuß unter uns lagen; kurz nach Sonnenaufgang erschien dieser Raum wie ein ungeheuerer mit Schaum bedeckter Ocean, und die Aehnlichkeit wurde durch die wie Inseln daraus hervorragenden Gipfel der tieferen Berge noch erhöht. In entgegengesetzter Richtung war das Thal, in welchem March's Fazenda liegt, auf gleiche Weise von Wolken überdeckt, die ihm das Ansehn eines auf allen Seiten von Bergen umschlossenen weiten Sees gaben, als aber die Sonne Macht gewann, schwammen diese Wolken allmälig auseinander. Nach dem Frühstücke erstieg Herr Hockin noch einmal den höchsten Gipfel, um ein Panorama aufzunehmen, wurde aber durch die bewölkte Atmosphäre daran gehindert. Ich begleitete ihn nicht, weil ich es vorzog, einige Ausflüge in die Umgebung unseres

Lagerplatzes zu machen. In später Abendstunde bemerkten wir eine auf Gebirgshöhen nicht seltene Lufterscheinung; aus Westen her wälzten sich in einem ununterbrochenen Strome mächtige Wolkenmassen über die Gebirgsgipfel, aber kaum hatten sie den oberen Theil des unserer Hütte gegenüberliegenden Thales erreicht, als sie verschwanden, indem die höhere Temperatur der Luft auf der entgegengesetzten Seite des Gebirges den Dunst auflöste; daher kommt es, daß man häufig selbst bei starkem Winde eine Wolkenmasse sieht, die auf einem hohen Gipfel zu ruhen scheint. Am Morgen des dreizehnten sagten wir unserer Felsenwohnung Lebewohl und schliefen die nächste Nacht in einem Hüttlein, das wir in einem Haine kleiner Palmen und Baumfarnen am Ufer eines mit schönen krautartigen Farnen gesäumten Baches errichteten. Den folgenden Nachmittag erreichten wir nach einer Abwesenheit von sechs Tagen die Fazenda.

Ich sehnte mich, die mächtigen Urwälder an dem Ufer des Rio Parahyba zu untersuchen, und beschloß daher, vor meiner Rückkehr nach Rio de Janeiro einen eiligen Ausflug dahin zu unternehmen. Der Parahyba bildet die Gränze zwischen den Provinzen Rio und Minas Geraës, aber nur erst nachdem er sich mit dem Parahybuna vereinigt hat. Ich war wieder von Herrn Hockin begleitet, und am vier und zwanzigsten von der Fazenda aufbrechend, erreichten wir nach einer Reise von sieben Legoas eine Mei-

erei Namens Serra do Capim. Wir folgten einem neuen Wege, an welchem unter der Leitung des Obersten Leite, eines reichen Pflanzers, eben gebaut wurde und der von Piedade über das Orgelgebirge nach Minas Geraës führte, aber er war damals in sehr mittelmäßigem Zustande. Der bei Weitem größte Theil der Gegend, durch welche wir reiseten, befand sich im Naturzustande, denn er war mit Urwald bedeckt und reich an Palmen und Baumfarnen. Die Fazenda, wo wir rasteten, gehörte einem Herrn in Rio, aber der Brief, welchen ich dem Verwalter überbrachte, verschaffte uns eine herzliche Aufnahme. Unseren Pferden wurde augenblicklich Korn gereicht und uns selber ein treffliches Abendessen vorgesetzt. Unser Wirth war ein freundlicher und verständiger alter Mann, der mir erzählte, daß er viele Jahre als Apotheker in Minas gelebt habe; gegenwärtig vertrat er, wie die meisten Fazendeiros in Brasilien, bei dem Krankenhause des Besitzthums die Stelle eines Arztes und freute sich daher, mich über die meisten Krankheitsfälle, welche er in Behandlung hatte, um Rath fragen zu können. Am nächsten Morgen ließ er uns nicht eher aufbrechen, als bis wir gefrühstückt hatten.

Wir zogen von hier aus bald durch einige der schönsten Wälder, die ich bis jetzt in dieser Provinz gefunden hatte, und gelangten des Nachmittags zu einer großen Kaffeepflanzung Namens Monte Caffé, die gegen sieben Legoas entfernt lag. Diese Fazenda gehörte einem Brasi-

lianer, Brigadeiro Ignacio Gabriel genannt, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte, und obgleich wir ihn nicht daheim fanden, so wurden wir doch von seiner Gattin und seinem Oberverwalter, Herrn Hadley, einem Engländer, den ich schon im Jahre 1837 auf March's Fazenda getroffen hatte, sehr freundlich bewillkommt. Die Pflanzung befand sich damals noch in ihrer Kindheit, galt aber für eine der schönsten im ganzen Districte, und wiewohl die Bäume noch jung waren, so hoffte man doch in diesem Jahre eine Ernte von 12000 Arrobas Kaffee zu machen. Die Beeren begannen eben sich zu färben, und die Zweige beugten sich unter dem Gewicht ihrer Früchte. Die Gegend besteht hier meist aus niedrigen Hügeln, auf welchen die Pflanzungen angelegt sind und die früher mit Urwald bedeckt waren. Es gab ungefähr zweihundert Sclaven auf dem Besitzthume, wovon siebenzig als Feldarbeiter beschäftigt waren, während die anderen als Handwerker, z. B. Tischler, Zimmerleute, Maurer, Hufschmiede u. s. w. dienten. Einige Tage vor unserer Ankunft waren zwanzig kürzlich eingeführte Negerknaben aus Rio angelangt; sie schienen zwischen zehn und fünfzehn Jahren alt zu sein, und noch keiner konnte portugiesisch reden. Es waren durchgängig rührige, gesunde kleine Bursche, die lachend, spielend und scheinbar glücklich herumsprangen und nicht zu wissen schienen, in welchen Verhältnissen sie sich befanden. Aber ich muß den Brasilianern nach einer fünfjährigen Erfahrung

zur Ehre nachsagen, daß sie keineswegs harte Zuchtmeister sind und, mit sehr wenigen Ausnahmen, ihren Sclaven eine freundliche und billige Behandlung angedeihen lassen. Der Brigadegeneral hatte kürzlich eine Sägemühle errichtet, die durch Wasserkraft getrieben wurde, und baute jetzt einen großen Ofen zum Trocknen des Kaffees durch künstliche Hitze. Dieses Werk wurde von einem Deutschen geleitet, der viele Jahre auf der Insel Java gelebt hatte.

Am Morgen des acht und zwanzigsten traten wir unsere Reise nach dem Rio Parahyba wieder an, der nur noch anderthalb Legoas entfernt war. Herr Hadley gab uns eine Legoa weit das Geleite, und indem wir an einer kleinen bei Monte Caffé liegenden Besitzung Namens Santa Eliza vorüberzogen, die ebenfalls dem General gehört, erzählte er uns, dieselbe sei zwanzig Jahre früher im Besitz eines Mannes gewesen, der das Haus als Köder für Reisende von und nach Minas Geraës benutzt und diese, sobald sie in seine Falle gegangen, beraubt und ermordet habe. Sein Haus steht noch, aber es ist jetzt unbewohnt; man sieht im Fußboden noch die Fallthüren, die er zu seinen teuflischen Zwecken benutzte. Bald nachher erschien der Fluß vor unseren Blicken, und wir erreichten sein Ufer an einer Stelle, wo sich der Strom mit mächtiger Gewalt durch ein enges felsiges Bett drängt. Wir hofften, hier unseren Uebergang bewirken zu können, erfuhren aber, daß dieß in Ermangelung eines Kanoes un-

möglich sei, und erhielten den Rath, anderthalb Legoas weiter hinauf nach einem Orte Namens Sapucaya zu reisen, was wir denn auch thaten. Der Weg lief fast immer mit dem Flusse in gleicher Richtung durch einen höchst großartigen Wald mit mächtigen Bäumen, deren meist sehr gerade gewachsene Stämme sich häufig unbezweigt bis zu einer Höhe von hundert Fuß erhoben, und indem wir dahin ritten, mußte ich bedauern, daß in diesen Gegenden alljährlich viele Quadratlegoas solcher Wälder gefällt und niedergebrannt wurden, um Kaffeepflanzungen Platz zu machen. Es fehlt an Mitteln, dieses schöne Holz nach der Küste zu schaffen, da der Fluß trotz seiner bedeutenden Strömung seiner vielen Klippen wegen für Flöße nicht schiffbar ist. Ich bemerkte hier, daß das Flußbett aus dünnen Gneißschichten gebildet war, die senkrecht zu Tage stehen und mit dem Flusse von Westen nach Osten laufen.

Sapucaya ist ein kleines Dorf und besteht aus einigen neuerbauten Häusern, die ihr Dasein der Nähe einer neuen Brücke verdanken, welche damals, zu der vom Obersten Leite nach Minas Geraës geführten Straße gehörig, über den Fluß geschlagen wurde. Wir fanden hier ein Kanoe, das aber nur für Fußgänger eingerichtet war; man sagte uns, daß dieser Weg um die jetzige Jahreszeit nur selten von Reitern benutzt würde; da es bei der Anschwellung und der heftigen Strömung des Flusses gefährlich sei, Pferde

hinüberschwimmen zu lassen. Wir wurden daher abermals anderthalb Legoas weiter nach Porto d'Anta geschickt. In Sapucaya gaben wir unseren Maulthieren eine Mahlzeit Mais, für uns selber aber war Nichts zu haben als einige Bananen und etwas Mandioccamehl. Auf den Stämmen der Waldbäume fand ich viele schöne Orchideen, und eine der häufigsten, gewiß aber die schönste unter ihnen, war die Cattleya labiata. Die Gegend zwischen Sapucaya und Porto d'Anta, das wir gegen Abend erreichten, war jener ähnlich, die wir weiter stromabwärts bemerkt hatten, aber nicht so gut bewaldet. An diesem Orte konnten wir endlich über den Fluß setzen, da es hier eine für Pferde eingerichtete Fähre gab, die aus drei zusammengebundenen und mit Bohlen überdeckten Kanoes bestand. Die Barke oder Fähre wurde hinübergerudert, doch mußten die Bootsleute wegen der heftigen Strömung erst eine Strecke stromaufwärts steuern, ehe sie überfuhren. Wir fanden am anderen Ufer eine sehr gute Venda, wo wir abstiegen und ein treffliches Abendessen und leidliche Betten erhielten.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück begaben wir uns nach einer Fazenda Namens Barra de Louriçal, die dem bereits erwähnten Obersten Custodio Leite gehört, den ich schon bei meinem früheren Aufenthalte auf March's Fazenda kennen gelernt hatte. Dieser Ort ist ungefähr anderthalb Legoas von Porto d'Anta entfernt, und wir

mußten wieder eine Legoa weit an dem Ufer des Flusses hinabziehen. Der Weg war höchst romantisch und führte durch einen schönen Wald, der dem Botaniker wie dem Zoologen viele höchst interessante Dinge bot; wir sahen über unseren Köpfen zahlreiche Affen durch die Zweige der Bäume hüpfen, besonders große schwarze Brüllaffen (Mycetes), deren Weibchen ihre Jungen auf dem Rücken trugen. Hierauf wendeten wir uns nordwärts und erreichten die Fazenda früh am Nachmittag; der Oberst war abwesend, doch wurden wir von einem seiner Söhne sehr freundlich aufgenommen. Es ist dieß eine sehr schöne Besitzung und gibt jährlich gegen 10,000 Arrobas Kaffee. Am folgenden Tage brachen wir auf, um einen Bruder des Obersten, den Capitain Francisco Leite, zu besuchen, dessen Fazenda anderthalb Legoas weiter nördlich liegt. Wir waren so glücklich, ihn zu Hause zu treffen, und er zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten seiner Besitzung; er ist ein langer schmächtiger Mann und trotz seinem bedeutenden Alter noch immer sehr rührig und munter. Ein Eingeborener der Bergwerkdistricte, begann er seine Laufbahn als schlichter Goldwäscher, und nachdem er sich einiges Vermögen erworben, gab er diese Beschäftigung auf und kaufte vor zwanzig Jahren sein jetziges Besitzthum, das damals gänzlich mit Wald bedeckt war. Er ist jetzt einer der reichsten Männer, wenn nicht der Reichste in diesem Theile des Landes; denn der Kaffeebau hat die meisten Bewohner

dieser fruchtbaren Gegend zu wohlhabenden Leuten gemacht. Seine Besitzung bringt ihm jährlich 11,000 Arrobas Kaffee und außerdem eine bedeutende Quantität Käse, Zucker und Rum. Er nöthigte uns, bei ihm über Nacht zu bleiben, aber wir mußten seine Gastfreundschaft ablehnen, da wir versprochen hatten, nach dem Hause des Obersten zurückzukehren, und früh am nächsten Tage weiter reisen wollten.

Am Morgen des ein und dreißigsten ließen wir die Fazenda des Obersten hinter uns und erreichten zum Abend Porto da Cunha, das sechs Legoas weiter stromabwärts liegt; wir aber mußten mehr als acht Legoas zurücklegen, da wir den rechten Weg verfehlt hatten. Ein Theil der Gegend, durch welche wir zogen, war höchst romantisch, besonders am Flusse hin, dessen Ufer oft felsig und gut bewaldet waren. Man kann sich wahrlich nichts Großartigeres denken als diese Wälder. Wir kamen an einigen kleinen Häusern vorüber, die meist farbigen Leuten gehörten, aber erst gegen das Ende unserer Reise sahen wir einige größere Kaffeepflanzungen. Um drei Uhr Nachmittags gelangten wir aus einem sehr dichten Walde auf einen drei bis vier Acker umfassenden freien Raum, der erst neuerlich gelichtet zu sein schien und in dessen Mitte ein kleines, aus Pfählen und Palmblättern gebildetes Haus stand. Als wir die Hütte erreichten, fanden wir sie von einer indianischen Familie bewohnt, die aus Mann und Weib und vier Kindern bestand. Die Leute waren eben be-

schäftigt, ihren Mais einzuernten, wovon sie bereitwillig eine Mahlzeit für unsere Pferde abließen; für uns selber aber war nichts zu haben. Etwas weiter fand ich an einer ziemlich lichten Stelle des Waldes eine schöne baumartige Gattung der Bugainvillea, die von jeder bereits beschriebenen wesentlich verschieden war. Sie bildete einen Baum von zwanzig bis zu vierzig Fuß Höhe mit einem mehr als zwei Fuß im Umfange haltenden Stamme; unglücklicher Weise ging mir Alles, was ich von diesem Baume sammelte, durch die Unvorsichtigkeit meines Dieners verloren. Im tiefen Walde fand ich an den Stämmen der Bäume viele verschiedene Orchideen und darunter die seltene und schöne Huntleya meleagris.

Es war bereits völlig dunkel, als wir Porto da Cunha erreichten; aber wir konnten hier kein Unterkommen finden. Man wies uns zuerst nach einer Venda eine kleine Strecke weiter stromabwärts, es war dieß jedoch ein noch unbewohntes Haus ohne alle Einrichtung, so daß es weder Menschen noch Thieren als Obdach dienen konnte. Von hier aus schickte man uns nach einem kleinen, eine halbe Legoa weiter stromabwärts gelegenen Dorfe Namens San José, zu gleicher Zeit erfuhren wir jedoch, daß wir auf halbem Wege eine kleine Fazenda finden würden, deren Besitzerin, eine ältliche Witwe, zuweilen Fremde beherberge. Wir sprachen daher an diesem Orte ein und wurden aufgenommen. Die alte Dame, Dona Custodia mit Namen,

schien uns jedoch, vielleicht weil wir zu so später Stunde kamen, für etwas verdächtig zu halten, denn sie fragte von ihrem Balkon herab, warum wir uns nicht lieber nach einem der verschiedenen Häuser begeben wollten, die sie uns nannte. Als wir ihr aber zur Antwort gaben, wir wären Fremde und mit jenen Personen nicht bekannt, hieß sie uns endlich absteigen. Unsere Thiere wurden augenblicklich mit Mais versorgt; wir selber erhielten in kurzer Zeit ein aus etwas Fleisch und verschiedenen Maismehlgerichten bestehendes Abendessen, und unser Hunger war zu groß, als daß wir diesem mangelhaften Surrogat einer Mahlzeit nicht tüchtig zugesprochen hätten. Bald nachher wies man uns in unser Schlafzimmer, ein kleines Gemach mit zwei Feldbetten; auf einem derselben saß ein ärmlicher Schwarzer, der ebenfalls ein Reisender zu sein schien, das andere stand zu unserer Verfügung, und es blieb uns keine andere Wahl, als davon Gebrauch zu machen. Für den Diener wurde eine Haut auf den Boden gelegt, und so mußten wir ihrer vier in diesem kleinen Gemache übernachten, das kaum für zwei Menschen groß genug war. Um Allem die Krone aufzusetzen, befand sich das Dach in so kläglichem Zustande, daß uns die beßte Gelegenheit geboten war, astronomische Studien zu machen, und das Fenster, das weder Glas noch Laden hatte, öffnete sich in einen Ferkelstall, von dessen Bewohnern wir am frühen Morgen geweckt wurden. War aber die Beherbergung schlecht, so

zahlten wir auch eine sehr unbedeutende Zeche; sie betrug wenig mehr als einen Schilling für Alles, mit Einschluß einer Tasse Kaffee und einer neuen Mahlzeit Mais für unsere Thiere. Ich gab der Wirthin das Doppelte und fügte meinen Dank für ihre Freundlichkeit hinzu, worüber sie nicht wenig erfreut zu sein schien.

Von Dona Custodia zogen wir nach dem Arraial de San José, in der Hoffnung, dort ein erquickliches Frühstück zu finden; aber es war nichts zu bekommen. Wir kehrten hierauf nach Porto da Cunha zurück, doch auch hier gingen wir leer aus; man sagte uns jedoch, daß wir in einer Venda auf der anderen Seite des Flusses ein Frühstück finden würden. Es gibt hier eine Fähre, welche sich im Besitz der Provinzial=Regierung von Minas Geraës befindet, und bei welcher ein Gerichtsdiener angestellt ist, der das Fährgeld und die Steuern einnimmt, womit die aus der Provinz gehenden Waaren belegt sind. Da es ohnedieß unsere Absicht gewesen war, bei diesem Orte wieder überzusetzen, so verloren wir keine Zeit, dieß auszuführen; doch fanden wir bei unserer Ankunft in der Venda zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß man uns nichts zu essen bieten konnte, bis wir endlich von dem unhöflichen Burschen, welcher die Venda inne hatte, erfuhren, daß er uns etwas gesalzenen Fisch und Schiffszwieback verkaufen wolle, aber nicht Lust habe, den Fisch für uns zu kochen; wir kochten ihn daher selber, nach

dem unser Diener außerhalb der Venda ein Feuer angezündet hatte.

Von Porto da Cunha wendeten wir uns ostwärts, um eine kleine Stadt Namens Cantagallo zu besuchen, die einst wegen ihrer Goldwäschereien berühmt war. Kurz nach unserem Aufbruch führte uns der Weg durch eine große Kaffeepflanzung, die dem berühmten brasilianischen Deputirten Carneiro Leão gehörte; eine Legoa weiter erreichten wir den Rio Paquequer grande und zogen durch einige schöne Wälder eine bedeutende Strecke an seinem südlichen Ufer hinab. Gegen Abend, als wir noch nicht wußten, wo wir ein Nachtquartier finden würden, trafen wir einen jungen Mann, der von der Jagd kam und uns mittheilte, daß es eine kleine Strecke weiter eine Fazenda gebe, auf welcher er wohne und wo wir jedenfalls eine freundliche Aufnahme zu erwarten hätten. Wir erfuhren zugleich von ihm, daß wir uns nicht auf dem rechten Wege nach Cantagallo befänden, sondern einen schlechteren und weiteren gewählt hätten. Auf der Fazenda angelangt, führte man uns in ein gut eingerichtetes Gemach, und gleich darauf erschien der Eigenthümer, um uns zu bewillkommnen. Als er hörte, daß wir von Herrn March's Fazenda kamen, trat er näher und schüttelte mir die Hand, und ich erkannte in ihm einen Dr. Saporiti, der vor einem Monat, aus der Hauptstadt zurückkehrend, auf jener Fazenda übernachtet hatte. Er war höchst erfreut, uns zu sehen, bestellte Kaffee

und sagte uns, daß wir nicht lange auf das Abendessen warten sollten. Mittlerweile stellte er uns seiner Gattin vor, die sich, wahrscheinlich durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Rio de Janeiro, ein feineres Benehmen angeeignet hatte, als bei der Mehrzahl der Frauen brasilianischer Fazendeiros gewöhnlich ist. Der junge Mann, der uns hierher gebracht, war ihr Sohn von einem früheren Gatten. Dr. Saporiti ist ein Italiener von Geburt, lebt aber schon seit zwanzig Jahren in Brasilien. Um zehn Uhr setzten wir uns zu einem trefflichen Abendessen, und der ganze Abend verstrich bei der munteren Unterhaltung unseres Wirthes und seiner Gattin sehr angenehm, besonders belustigend waren die Schilderungen, welche uns die letztere von dem Landleben ihrer Heimat, der fernen Provinz Mato Grosso gab. Am nächsten Morgen wurde unsertwegen zeitig gefrühstückt, da wir bei guter Zeit aufzubrechen wünschten. Der Weg war von so schlechter Art, daß wir erst Abends sechs Uhr nach Cantagallo gelangten, obgleich die Entfernung nur vier Legoas betrug. Die Gegend war dicht bewaldet und im Allgemeinen ziemlich eben. Indem wir von einem hohen Hügel herabstiegen, zogen wir durch eine große Kaffeepflanzung, die man jedoch ihrer zu kalten Lage wegen wieder aufgegeben hatte. Zwischen ihr und Cantagallo fanden wir jedoch mehre sehr bedeutende Pflanzungen, deren Boden und Klima dem Gedeihen der Kaffeepflanze durchaus günstig waren.

Die Villa Cantagallo liegt in einem engen, auf allen Seiten von ziemlich hohen Bergen umschlossenen Thale; sie besteht hauptsächlich aus einer einzigen langen Straße und einem großen Platze, der jedoch nur auf zwei Seiten geschlossen ist. Die Häuser sind meist gut gebaut, und die Stadt hat im Ganzen ein freundliches und reinliches Ansehn. Früher gab es in der Nachbarschaft viele Goldwäschereien, gegenwärtig hat man jedoch dieses Gewerbe fast gänzlich aufgegeben. Das Haupterzeugniß ist Kaffee, womit ungeheuere Strecken bepflanzt sind. Man schafft ihn auf Maulthieren nach der Bai und von hier zu Schiffe nach Rio. Wir nahmen unsere Wohnung in dem Gasthause eines alten Franzosen von riesenhafter Größe, der uns erzählte, daß er in seiner Jugend unter Napoleon's Garde gedient habe. Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft brachen wir wieder auf und erreichten um neun Uhr Abends die acht Legoas entfernte Schweizer-Colonie Novo Friburgo. Der erste Theil dieser Reise führt durch eine ebene, gut bebaute Gegend, dann aber wird der Weg sehr bergig und läuft durch einen wildromantischen tiefen Paß. Obgleich wir erst spät unser Ziel erreichten, so hatten wir bei dem hellen Mondlicht dennoch Gelegenheit, einige von den Schönheiten dieser Landschaft zu bewundern.

Die Stadt Novo Friburgo, auch Morro Queimado genannt, ist in Gestalt eines Vierecks erbaut, während fast

all ihre Häuser nur aus einem einzigen Stockwerke bestehen. Ihre Einwohner sind größtentheils Schweizer, die vor vielen Jahren nach Brasilien auswanderten; doch wohnen hier auch mehre brasilianische Familien. Eine Meile westlich liegt ein kleines Dorf, in welchem der protestantische Theil der Ansiedler seinen Wohnsitz hat. Die meisten Colonisten wohnen jedoch einzeln mehre Meilen in der Runde. Sie sind sehr arm, da ihnen die brasilianische Regierung zur Ausübung ihrer Gewerbsthätigkeit die möglich schlechtesten Puncte angewiesen hat — ein Stück Landes, das mehr als 3000 Fuß über dem Meere liegt und dessen schlechter Boden und Klima sich weder zum Kaffee-, noch zum Zuckerbau eignen. Ihre Haupterzeugnisse sind Mais und einige europäische Gemüse; auch bereiten sie etwas Butter. Da hier während der Sommermonate ein sehr angenehmes Klima herrscht, so kommen zu dieser Zeit viele fremde und brasilianische Familien hierher, um der großen Hitze der Hauptstadt zu entrinnen. Die umliegende Berggegend ist zwar schön, aber bei Weitem nicht mit den Landschaften des Orgelgebirges zu vergleichen. Es gibt hier einen guten Gasthof, dessen Wirth ein Schweizer ist und in welchem wir wohnten.

Wir verließen Novo Friburgo am sechsten April und kehrten nach dem Orgelgebirge zurück. In westlicher Richtung durch eine bergige, bewaldete Gegend ziehend, erreichten wir am Nachmittage ein kleines Haus, das in einem

Thale und am Ufer eines kleinen Baches lag, und da es heftig geregnet hatte, so waren wir froh, hier übernachten zu können; es war jedoch nichts zu essen zu bekommen als einige gekochte Kohlblätter und Reis. Kurz vorher, ehe wir hier anlangten, führte unser Weg durch einen dichten Wald mächtiger Bäume, an deren Stämmen und Zweigen ungeheuere Massen der schönen Gesneria bulbosa wuchsen, und die großen aus zahlreichen prächtig rothen Blumen bestehenden Rispen derselben hingen uns über den Köpfen, während wir hindurchritten. Auch Orchideen gab es in Fülle, und eine der schönsten darunter, Oncidium Forbesii, blühte eben. Die folgende Nacht schliefen wir auf einer kleinen Besitzung des Admirals Taylor, eines mir wohlbekannten Engländers, welcher lange Zeit in brasilianischen Diensten gewesen ist, den wir aber nicht zu Hause trafen, und am nächsten Nachmittage erreichten wir nach einem Ritt von drei Legoas Herrn March's Fazenda.

Obgleich ich diese Reise in das Orgelgebirge zu derselben Zeit unternahm, wie meine erste, so ist doch die Vegetation hier so mannigfaltig, daß ich meine Sammlung um mehre Hundert Pflanzen bereicherte, die ich früher nicht gefunden hatte. Meine Gesundheit, die durch die Beschwerden meiner langen Reise im Inneren des Landes, sowie durch die dreimonatliche eingezogene Lebensweise, welche ich während der heißen Jahreszeit in Rio geführt hatte,

bedeutend angegriffen war, wurde durch meinen Aufenthalt in dem Gebirge wunderbar gekräftigt. Ich fand dießmal nicht so viele englische Familien hier wie im Jahre 1837, es herrschte daher auch nicht so viel heiteres Leben, aber ich brachte trotzdem die meisten meiner müßigen Stunden ganz angenehm in dieser oder jener Hütte zu.

Fünfzehnter Abschnitt.

Maranham, Rückkehr nach England, Schluß.

Einschiffung nach England, Maranham. Die Stadt, ihre Bevölkerung, ihre Gebäude und ihre Betriebsamkeit. Geognostisches. Alcantara. Abfahrt nach England. Seetang, seine Ausdehnung und sein Ursprung. Fliegende Fische. Ankunft in England. Schlußbemerkung.

Ich dachte jetzt eifrig an meine Rückkehr nach England, und da ich erfuhr, daß im Hafen von Rio ein Schiff zur Abfahrt nach Liverpool bereit liege, so brachte ich meine Sammlungen in Ordnung und verließ am Morgen des fünf und zwanzigsten Aprils das Orgelgebirge, erreichte am Abende desselben Tages Piedade und langte am nächsten Morgen in Rio an. Außer botanischen Exemplaren für das Herbarium sammelte ich während meines Aufenthaltes im Gebirge auch noch eine große Anzahl der schönsten Pflanzen in lebendem Zustande, um sie mit nach England zu nehmen. Sie füllten sechs große Gefäße, aber ich brachte kaum die Hälfte davon in die Heimat, weil die Behälter nicht zweckmäßig gebaut waren. Viele von den=

jenigen, welche die Reise überlebten, sind jetzt als schöne Zierpflanzen weit verbreitet *).

Früh am Morgen des sechsten Mai begab ich mich an Bord der Barke „Gipsey," die bald nachher unter Segel ging. Das Schiff war jedoch nicht unmittelbar nach England bestimmt, sondern fuhr zunächst nach Maranham, im nördlichen Brasilien, um hier eine Ladung Baumwolle einzunehmen. Es wurde mir auf diese Weise die unerwartete Gelegenheit geboten, noch einen anderen der großen Seehäfen Brasiliens zu sehen und einige Sammlungen in einem Theile des Landes zu machen, der eine ganz andere Vegetation besitzt, als irgend einer, den ich bis jetzt besucht hatte. Wir brauchten zu unserer Fahrt nach Maranham fünfzehn Tage. In der Nacht vor unserer Landung führte uns ein starker Landwind eine ungeheuere Anzahl von Motten und Schmetterlingen aller Größen zu, und ich konnte von

*) Von den bei dieser Gelegenheit zuerst in England eingeführten Pflanzen mögen hier folgende erwähnt werden: Siphocampylus betulaefolius, G. Don.; Pleroma Benthamiana, Gard. und P. multiflora, Gard.; Franciscea hydrangeaeformis, Pohl; Nemacanthus longipes, Pohl; Gesneria salviaefolia, Gard., und G. leptopes Gard.; Clusia fragrans, Gard.; Luxemburgia ciliata, Gard.; Dorstenia elata, Hook.; Prepusa connata, Gard. und P. Hookeriana, Gard.; Campomanesia hirsuta, Gard.; Bidens speciosa, Gard.; Bowmannia speciosa, Gard.; Anemia stricta, Gard.; Pteris sagittaefolia, Raddi; Alstromeria nemorosa, Gard.; Euterpe edulis, Mart. und Corypha cerifera, Mart. von Maranham.

denjenigen, welche an Bord kamen, ungefähr ein Dutzend Arten sammeln. Das Land ist hier wie bei Pernambuco sehr flach. Brasiliens große Seehäfen verlieren von Süden nach Norden an Wichtigkeit; Rio ist der wichtigste, Bahia der zweite, Pernambuco der dritte und Maranham der vierte. Die Stadt S. Luiz de Maranham liegt auf einem leicht erhöhten Theile des nordwestlichen Endes einer Insel gleiches Namens, die ungefähr sieben Legoas lang und fünf Legoas breit ist und von dem Mutterlande durch einen nicht sehr breiten Kanal getrennt wird. Der Fluß, in dessen Mündung sie liegt, wird durch die Vereinigung verschiedener kleinerer Flüsse gebildet, die in den südwestlichen Theilen der Provinz entspringen. Die Bevölkerung der Stadt soll sich auf 26,000 Seelen belaufen; die Häuser sind aus einem röthlichen Sandstein erbaut, meist zwei Stockwerk hoch und haben im Allgemeinen ein regelmäßigeres Ansehn als in anderen großen Städten Brasiliens; die Straßen sind meist gut gepflastert und reinlicher als anderwärts, ohne Zweifel weil viele derselben eine leichte Senkung haben, so daß ihnen die heftigen Regengüsse, welche bei unserer Ankunft bereits begonnen hatten, trefflich zu Statten kommen. Man zählt fünf und achtzig Kirchen; der Palast des Präsidenten bildet die eine Seite eines großen Viereckes, und auf den anderen Seiten steht das ehemalige Jesuiten-Collegium, das Gefängniß und das Stadthaus. Es findet hier ein bedeutender Einfuhr- und

Ausfuhrhandel statt; die meisten ankommenden europäischen Waaren werden in das Innere der Provinz Maranham, sowie der Provinz Piauhy versendet; die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle und Häute.

Ich wurde bei meiner Ankunft in Maranham von den dortigen englischen Einwohnern, die während meines Aufenthaltes in Oeiras von mir gehört hatten, sehr freundlich aufgenommen und von einem englischen Arzte, Dr. Arbuckle eingeladen, in seinem Hause zu wohnen. Da das Schiff drei Wochen hier vor Anker blieb, so hatte ich hinlängliche Zeit, einige Ausflüge in die Nachbarschaft zu machen, doch hielt das Regenwetter mich ab, so viel von dem Lande zu sehen, als ich wünschte.

Die Insel, auf welcher die Stadt steht, ist flach, an einigen Stellen sumpfig und mit einer Vegetation von Sträuchern und kleinen Bäumen bedeckt. In den Sümpfen wachsen einige schöne Palmen, zu den Gattungen Attalea und Euterpe gehörig. Kokusbäume sind selten, und das Land verräth ein minder feuchtes Klima und folglich auch eine weniger kräftige Vegetation, als man unter den südlichen Wendekreisen findet. Auf der Insel selbst zeigt sich wenig Cultur. Der Boden ist auf der Oberfläche zum großen Theil sandig, unterhalb kiesig und bedeutend mit Eisen geschwängert; dasselbe gilt von dem Vestlande der Stadt gegenüber. Der Felsen, welcher den Grund der Insel bildet, ist ein dunkelrother Sandstein, jenem ähnlich,

den ich in den Provinzen Ceará und Piauhy in Verbindung mit der Kreideformation jener Landestheile fand; an vielen Stellen ist er Conglomerat, indem die gerundeten Steine von derselben Beschaffenheit sind, wie die weichere Mutter, in welcher sie vorkommen. Auf dem gegenüberliegenden Vestlande bei der Stadt Alcantara fand ich denselben Felsen nur wenig über die Oberfläche des Meeres erhoben, aber von einem anderen felsigen Niederschlage überdeckt, der an einigen Stellen mehr als funfzig Fuß mächtig ist und aus abwechselnden Schichten von gelblichem und grünlichen, unregelmäßig niedergeschlagenen, weichen und stellenweise mergelartigen Sandstein besteht. Ich nehme keinen Anstand, dieses Gestein für dasselbe zu halten, welches unter der weißen Kreide bei Villa do Crato und Barra do Jardim im Inneren der Provinz Ceará liegt; es bildete ohne Zweifel einen Theil des großen Kreideniederschlages, der ehemals die östliche Schulter des südamerikanischen Vestlandes bedeckt zu haben scheint, seitdem aber an vielen Stellen verschwunden ist.

Ich machte nicht nur Ausflüge nach allen Richtungen auf der Insel selber, sondern fuhr auch hinüber nach Alcantara, wo ich mich drei Tage aufhielt und in dem Hause des ersten Kaufmannes, eines Portugiesen Namens Peichoto, wohnte, an den ich empfohlen war. Die Ueberfahrt über die Bai, die ungefähr vier Legoas breit ist, geschah in einem der regelmäßigen Handelsschiffe von ungefähr

vierzig Tonnen, die Baumwolle und Brennholz von Alcantara herüberbringen. Erstere erbaut man eine Strecke weit im Inneren, von wo sie mit Pferden herbeigeschafft wird, und das Brennholz gewinnt man aus den Stämmen und Aesten des Manglebaumes (Rhizophora Mangle), der längs den schlammigen Ufern in großer Anzahl wächst; es brennt in grünem Zustande vielleicht besser als das Holz irgend eines anderen Baumes. An diesen schlammigen Ufern sieht man fast immer große Schaaren rother Flammingos (Phoenicopterus Chilensis, Molina). Sie sitzen bei Nacht unter den Manglebäumen, und es wird ihnen ihres Fleisches wegen von den Einwohnern fleißig nachgestellt. Die Stadt Alcantara liegt wie Maranham auf einer Erhöhung und scheint einst in blühenderem Zustande gewesen zu sein als jetzt; die Häuser und Kirchen sind meist groß, aber verfallen, und auf den Straßen wuchert Unkraut. Die reicheren Einwohner sind Eigenthümer von Baumwollenpflanzungen, und die ärmeren gewinnen ihren Unterhalt durch Fischfang und Fertigung von Hängematten, die in den nördlichen Provinzen ein gesuchter Artikel sind. Einige derselben sind so fein gearbeitet, daß man sich sechs bis acht Pfund Sterling für das Stück bezahlen läßt. Einige Meilen nördlich von der Stadt gibt es „Salinas“ oder Salzwerke, die früher den Jesuiten gehörten und von ihnen mit Gewinn bebaut wurden, jetzt aber sehr vernachlässigt werden. Längs den Ufern und hier und da unter

den Büschen auf den niedrigen Hügeln zerstreut, sah ich einige Exemplare der Wachspalme (Corypha cerifera, Mart.), die bei Aracaty in der Provinz Ceará so häufig ist.

Ich fand auf meinen Streifereien in dieser Umgegend viele Pflanzen, die meinen Sammlungen neu waren. Die Flora von Maranham hat in Folge seiner nördlichen Lage mehr Aehnlichkeit mit der von Guinea als mit dem pflanzenreiche irgend einer anderen von mir besuchten Provinz Brasiliens; auch ist es bekannt, daß die Pflanzen, die nur in der Nähe des Meeres wachsen, ein weit ausgedehnteres geographisches Gebiet haben als solche, die im Inneren heimisch sind. Ich bemerkte dieß besonders auf meinen Reisen in's Innere von Pernambuco und Aracaty aus; an beiden Orten findet man viele Pflanzen, die auch auf den Gestaden von Westindien, Guiana und fast der ganzen zwischen den Wendekreisen liegenden Küste Brasiliens vorkommen, während unter denselben Breitengraden von einer kleinen Strecke landeinwärts bis zu dem äußersten westlichen Puncte, den ich erreichte, die Vegetation einen durchaus eigenthümlichen Charakter hatte. Dieselbe Bemerkung gilt auch von weiten Ebenen, deren Vegetation für den Botaniker häufig so ermüdend einförmig ist, während in höheren Gegenden eine viel größere Verschiedenheit herrscht. Dieß war es, was mich veranlaßte, mich auf all meinen Reisen so viel als möglich auf Gebirgen und Hochebenen zu halten. Man hat bis jetzt noch keine genügende

Vermuthung, aus welchem Grunde auf einer Gebirgstrecke eine größere Pflanzenmannigfaltigkeit herrscht als auf einer Ebene; Temperatur, Licht und Feuchtigkeit üben hierbei ohne Zweifel den wichtigsten Einfluß, aber es muß noch andere unbekannte Ursachen geben.

Ich traf in Maranham zwei meiner Bekannten von Oeiras; der eine, ein Major vom Heere und zugleich Kaufmann, war hierher gekommen, um europäische Waaren zu kaufen, der andere, ein Sohn des alten Barons von Paranahyba, wollte vor seiner Einsetzung als Vicar von Oeiras die priesterlichen Weihen empfangen. Von ihnen erfuhr ich, daß der Aufruhr endlich unterdrückt sei und die Provinz sich beruhige. Die Behörde bemächtigte sich aller Theilnehmer des Aufstandes, die sie erlangen konnte, und sendete sie gegen die Rebellen in der Provinz Rio Grande do Sul. Eine treffliche Politik!

Nachdem das Schiff seine ganze Ladung eingenommen hatte, schiffte ich mich ein, und am Morgen des achten Juni wurde der Küste Brasiliens Lebewohl gesagt. Unter dem sechs und funfzigsten Grade westlicher Länge und zwischen dem zwei und zwanzigsten und acht und zwanzigsten nördlichen Breitegrade fuhren wir durch jene ungeheueren Felder von Seetang (Sargassum bacciferum Agardh.), die fast von Allen, welche diese Meere bereist haben, beschrieben worden sind. Er bildete meist lange schmale, nach dem Winde liegende Streifen oder Bänder, bald nur auf

Schiffslänge, bald bedeutend weiter von einander entfernt. Man ist über den Ursprung dieser schwimmenden Masse sehr verschiedener Meinung. Humboldt glaubt, daß sie unter den Breiten, wo sie schwimmt, von sehr tief liegenden Felsen sich abgelöst habe, während Andere vermuthen, sie komme von den Ufern der nördlichen Meere, wo sie durch Stürme von den Felsen losgerissen worden sei. Einige sind wieder der Meinung, daß sie von den felsigen Ufern der Golfe von Mejico und Florida herangeschwommen sei, während Viele mit mir übereinstimmen, daß sie nie einen anderen Heimatort gehabt habe als den jetzigen; Niemand hat sie je an Felsen haften sehen, und eben so wenig hat man je Wurzeln an ihr entdeckt. Während unserer fünf- bis sechstägigen Fahrt durch diese Tangwiesen hakte ich mehr als tausend dieser Pflanzen an Bord, und alle waren einander gleich; das untere Ende des Stieles hatte immer ein weißliches, abgestorbenes Ansehn, ganz wie eine Seetangpflanze, die einige Zeit am Ufer gelegen hat, während die Enden der Zweige meist frisch und gesund waren. Hieraus muß man schließen, daß diese merkwürdigen Pflanzen, wie wir sie jetzt finden, von ihrer Entstehung an bis auf die gegenwärtige Zeit fortwährend in diesem sich drehenden Golfstrom geschwommen und einer beständigen Veränderung von dem Absterben des einen Endes und dem Wachsen des anderen unterlegen haben. Es liegt nichts Unvernünftiges in dieser Meinung, da Seegräser nicht wie

Landpflanzen beschaffen sind, welche ihre Nahrung aus der Stelle ziehen, wo sie wachsen. Ich fand in diesem Schilfe eine große Menge von Zoophyten und anderen Seethierchen; sehr gewöhnlich war eine Krabbe, einen bis anderthalben Zoll groß, und ich bemerkte das Nest einer solchen, das aus kleinen, mit spinnenwebeartigen Fäden zusammengeflochtenen Zweigen gebildet war und mehre Junge enthielt.

Eben so interessant war es, den Flug der Flugfische (Exocetus volitans) zu beobachten, wovon große Schwärme sich dicht am Schiffe erhoben, und ich habe mich bei dieser Gelegenheit wie jedesmal, so oft ich den Ocean durchschifft habe, vollkommen überzeugt, daß sie während der Zeit, wo sie über dem Wasser schweben, ihre Brustflossen als Flügel benutzen. Mir war ganz besonders daran gelegen, hierüber Gewißheit zu erlangen, da Cuvier *) und, außer Humboldt, alle anderen Schriftsteller, die ich darüber zu Rathe gezogen habe, entgegengesetzter Meinung sind. Sie fliegen zuweilen nur eine kurze Strecke, doch habe ich sie auch manchmal dahin schweben sehen, bis ich sie fast aus dem Auge verlor, ich möchte sagen, daß sie häufig über vierhundert Ellen weit fliegen. Die Höhe, bis zu welcher sie sich über das Wasser erheben, beträgt gewöhnlich nicht

*) Le Règne animal. T. II. p. 287 (Edit. 1829): „Leur vol n'est jamais bien long; s'elevant pour fuir les poissons voraces, ils retombent bientôt, parce que leurs àiles ne leur servent que de parachûtes."

mehr als drei bis vier Fuß, man weiß jedoch, daß sie sich noch weit höher emporschwingen können, da sie nicht selten auf Schiffe fallen, die zehn bis fünfzehn Fuß aus dem Wasser stehen.

Unsere Heimreise war eine schnelle und sehr angenehme. Wir waren im Ganzen nur zwei und dreißig Tage auf dem Meere. Je mehr ich der Heimat mich näherte, desto inniger sehnte ich mich nach meinen Freunden, und ich glaube, es ist dieß unter ähnlichen Umständen meist immer der Fall. Wenn wir von denjenigen, die wir lieben, weit entfernt sind und keine Hoffnung haben, sogleich zu ihnen zurückkehren zu können, dann wird der Wunsch, der nicht erfüllt werden kann, so viel als möglich unterdrückt; sobald wir aber wissen, daß jede Stunde uns ihnen näher bringt, dann wirft die Phantasie allen Zwang ab, und wir beklagen, daß wir unsere Reise nicht beschleunigen können. Am Abende des achten Juli erscholl endlich der willkommene Ruf: „Land!" und am folgenden Nachmittage fuhren wir in die Mündung des Mersey, mußten aber, weil es an hinlänglichem Fahrwasser fehlte, bis zum nächsten Morgen noch seewärts anliegen, während uns von Nordnordwest ein frischer Wind anwehte, der uns Alle wach erhielt. Am anderen Morgen, den zehnten Juli 1841, stand ich endlich nach einer ziemlich fünfjährigen Abwesenheit wieder auf britischem Boden.

Mein Reisebericht ist zu Ende, und ich habe nur noch zu erwähnen, daß der Zweck, mit welchem ich England verließ, zur Zufriedenheit aller Betheiligten erreicht worden ist, und ich selber hinsichtlich der Genüsse, die ich mir von einer solchen Reise versprach, mich nicht getäuscht habe. Brachte auch fast jeder Tag seine kleinen Beschwerden, so wurde ich doch durch die Freude, welche neue Scenen und neue, meinen Forschungen sich darbietende Gegenstände erweckten, reichlich entschädigt. Schwierigkeiten erscheinen nur unüberwindlich, so lange man ihnen nicht keck in's Antlitz blickt, und es ist ein Glück für uns, daß sich die glänzende Seite von dem Bilde der Vergangenheit häufiger zeigt als die dunkle. Ich habe mich in vieler Beziehung glücklich zu schätzen; denn ich erfreute mich trotz allen Gefahren, welchen ich mich aussetzte, einen einzigen Fall ausgenommen, fortwährend der beßten Gesundheit und fand mit sehr wenigen Ausnahmen bei all meinen Mitmenschen, welchen ich begegnete, die freundlichste Gefälligkeit. Auch bin ich glücklicher gewesen als viele andere reisende Naturforscher, denn all die zahlreichen Sammlungen, die ich von Zeit zu Zeit nach England schickte, erreichten wohlbehalten den Ort ihrer Bestimmung; eben so glücklich langten fast all meine Briefe an, und nicht ein einziger ging von denjenigen verloren, die aus der Heimat an mich abgesendet wurden, obgleich häufig lange Zeit verstrich, ehe

sie in meine Hände kamen. Ich verließ Brasilien nicht ohne Bedauern, denn ich führte dort ein freies unabhängiges Leben; das Klima sagte meiner Gesundheit besser zu als das englische, und das Land ist schön, ist reicher als irgend ein anderes der Erde an den Gegenständen, deren Erforschung mein Lebenszweck ist.

Ende.

Dresden, Druck von C. Heinrich.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gardner, George

Reisen im Inneren Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte

Bd.: Zweiter Band

Dresden und Leipzig 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.448(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449801-2